



*Erste Ausgabe, September 2023*

*500 Exemplare*

*ISBN: 978-3-9525718-3-5*

*Skyfood Verlag*

*Quartnerstrasse 7*

*8882 Unterterzen*



*Pancratium maritimum*



DANIEL AMBÜHL

# DIE HEILIGE INSEL

Band 2

Schiefes Meer

*Mit Zeichnungen des Autors  
und Zitaten von Georg Paulmichl*



*Eines Tages packte er die sieben Zwetschgen  
und war wie vom Erdboden gleichgemacht.*

## VORREDE

In der Nacht hat es geregnet. Das Vordach des Wohnwagens habe ich so weit ausgefahren und schief geneigt, dass alles Regenwasser in ein grünes 200-Liter Plastik Fass plätschert. Es ist gefüllt bis fünf Zentimeter unter den Rand. Im Wasser schwimmt ein kleines Netzgehege für die Aufzucht von Jungfischen. Ich muss aber darin keine Eier oder kleine Fische vor dem Hunger von grösseren Fischen schützen. Ich brauche das Schwimmgehege, um Mückenlarven zu züchten. Diese verwende ich dann als Futter für drei kleinen Goldfische, die im Wasserfass schwimmen. Im Fass selber können sich Mückenlarven nicht entwickeln, weil die Goldfische sie sofort fressen.

Am Boden, neben dem Fass, habe ich zwei transparente 25-Liter Plastik-Boxen aufgestellt, die ebenfalls mit Wasser gefüllt sind. Darin legen Mücken ihre Eier ab, denn Mücken sind nicht blöd. Sie wissen, dass im grünen Fass Fische sind und dass da ihre Kinderchen keine Chance haben. Deshalb legen Mückenweibchen ihre Eier in Pfützen und Wasserstellen, wo es keine Fische hat und möglichst auch keine anderen Feinde, wie zum Beispiel die räuberischen Libellenlarven, Molche, Frösche, Schwimmkäfer, Wasserläufer oder Gelbrandkäfer.



Auf einem vermoosten Baumstrunk ist eine Vogeltränke platziert. Auch da hinein legen Mückenweibchen keine Eier. Vielleicht deshalb, weil darin zu wenig Wasser ist und dieses eventuell austrocknet während sonnigen Tagen. Sowas checken die Mückenweibchen peinlich genau ab. Die Frage ist: Wie messen sie das? Woher haben sie dieses pingelige Knowhow? Warum wissen sie, dass Fische im Fass sind und dass Fische in einem Wasserfass ihre Larvenbabys fressen? Die Mückenweibchen waren ja nicht im Schwangerschaftsturnen, wo man ihnen erklärt hat, wie man gut für die Nachkommen sorgt.

Mückenweibchen schlüpfen aus der schwimmenden Mückenpuppe, paaren sich mit einem Männchen und machen dann ihren Mutterjob, der mich manchmal zum Wahnsinn treibt. Die Weibchen müssen Blut saugen, nur einen kleinen Tropfen, damit sie mit den Nährstoffen, die im Blut sind, vor allem Proteine, ihre Eier entwickeln können. Die Mücke braucht das Blut nicht für sich. Sie ernährt sich selber nur von Zuckersaft.

Mir würde es nichts ausmachen, Blut zu spenden für Mückenweibchen. Ehrlich gesagt habe ich sogar ein wenig Mitleid mit ihnen, denn der brutale genetische Zwang, um jeden Preis Blut saugen zu müssen, ist doch ein Himmelfahrtskommando, vor allem in meiner Nähe, wenn ich

richtig hässig bin, weil mich die Mücken bei der Arbeit stören, womit ich vor allem das Schreiben meine. Zur grossen Enttäuschung der Mückenweibchen ziehe ich heute meist gestrickte Socken und lange Hosen an. Die Stechviecher können also nicht im Schutz des Tisches mich in die grosse Zehe oder die Achillesferse pieksen, sondern müssen zu den Händen und zum Kopf fliegen, wo ich Augen habe und oft sehe, wenn etwas Dunkles, Kleines anschwirrt. Meist warte ich dann, bis die Mückendame absitzt und ihr Bohrergerät ausfährt, das Drillgestell ansetzt und Bumm! Da saust meine Handfläche heran, und das Leben der armseligen Mückenmama in spe ist beendet. Zwar haben auch Mücken Augen und sehen, wenn etwas nicht ihrem Sicherheitskonzept entspricht, aber wenn sie nur wenige Stunden haben, um ihren Vampirjob zu erledigen, werden sie manchmal ungeduldig und unvorsichtig.

Im Vergleich zur Mücke ist meine Hand gigantisch. Sie ist, um es in Humandimensionen auszudrücken, etwa so gross, als würde der Berg, der hinter dem Wäldchen in Landquart wie eine senkrechte Felsplatte aufragt, der Fadära-stein, in einem blitzartigen Vorgang heransausen und mich zerquetschen, bevor ich überhaupt realisiere, was geschieht.

Von daher denke ich, dass die lethale Klatsche meiner Hand einen schmerzlosen Mückentod bewirkt, was sicher

auch der Tierschutzbeamtenbund als tiergerechte Tötung akzeptieren würde, falls sie Insekten überhaupt zu den Tieren zählen. Es bringt nichts, einem Tierschutzbeamten, erst recht nicht, wenn er ordentlich karrieregelitten und lange studiert hat und endlich jemand ist, darlegen zu wollen, dass Mücken auch Tiere sind. Erstens weiss er das und zweitens ist es ihm egal. Denn der staatliche Schutz gilt nur für die wichtigen Tiere, das sind die, die man selber für wichtig erklärt hat und die den Status eines Hundes, einer Katze oder eines Gorillas haben, die fast so intelligent sind wie Menschen. Heute sogar eher intelligenter.

Die Umwelt-Reglementiererei ist selber ein Tier. Das Ökobüro-Tier will fruchtbar sein und sich vermehren, um weitere Studienabgänger engagieren zu können. Fast wie Mücken. Man hat für Umweltbürokraten Wölfe ausgesetzt, Luchse, Bartgeier und Bären, damit die Naturbeamten in ihrem Workspace-Zoo etwas zu tun haben. Sogar Knaben, die am Seeufer mit Regenwürmern oder Fliegenmaden nach ungeniessbaren Rotfedern und den moosmoderigen Brachsmen fischen, müssen heute lernen, wie man einen Fang weidgerecht ins Jenseits befördert, während unsere Fischstäbchen aus den Weltmeeren mit Kilometer langen Netzen zerquetscht, erdrosselt und erstickt wer-

den und alle Tierschutzbeamten planmässig wegschauen. Ausserdem sind es ja keine Tiere. Es sind ja nur panierte Fischbestandteile, die in Tiefkühltruhen leben. Das Ziel dieser Art von Bildung lautet, dass wir lernen müssen Widersprüche, die uns Pinkepinke einbringen, gewissenhaft zu verdrängen.

So viel ich weiss gibt es für die tiergerechte Ermordung von Mückenweibchen bisher keine Kurse. Das kommt aber sicher noch. Das Problem ist einzig, dass, wenn der Umwelt-Äscheniöör ein Tier als einen bösen Feind eruiert hat, zum Beispiel die asiatische Hornisse, die jetzt eingewandert ist nach Europa, man dann diese fremdländische Kreatur - zwar vergeblich, wie alle wissen - mit grausamstem Gift und Feuer und Rauch von Amtes wegen apokalyptisch ausradieren muss, angeblich, um den 20'000 Schweizer Imkern zu helfen, die zu einem durchschnittlichen Stundenlohn von 7.80 Franken arbeiten, einem Drittel des gesetzlichen Mindestlohnes, und dabei erst noch die gesamte Bestäubungsleistung für die Schweizer Landwirtschaft erbringen. Statt ihnen mit ein paar Millionen zu helfen, gibt man die Steuerbatzeli lieber den diplomierten Hornissenbekämpfern, die zehn Mal mehr verdienen als ein Imker und denen man hübsche Fengshui Büros baut und IT-Anlagen in schweineteuren Minergiehochhäusern, die man

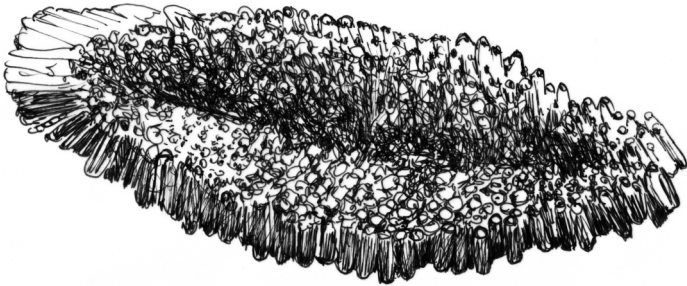
auf der grünen Wiese aus dem Boden stampft, ein Biotop für ausgewiesene, akademische Natur-Theoretiker, die nur da sind, weil die asiatische Hornisse angeblich alle Bienen in der Schweiz ausrottet, während die einheimische, die europäische Hornisse, die exakt dasselbe macht, nämlich Bienen frisst, sich zurücklehnt und den höchsten europäischen Schutzstatus genießt. Man darf nicht mal ihre Nester berühren, geschweige denn entfernen, sonst landet man im Gefängnis. Wenn wir einst endlich den Hirnchip implantiert haben von Elon Musk, wird nur schon ein Gedanke daran, einer europäischen Hornisse ein Haar krümmen zu wollen, einen Alarm auslösen in einem Büro der Schnellen Eingreiftruppe der Umweltpolizei. Den Rest können sie sich denken. Das Ziel unseres Kontrollstaates ist eben, dass Gedanken nicht frei sein dürfen, wenn es schon, wie Transhumanisten uns weismachen wollen, gar keine Freiheit gibt.

Ich drifte ab. Eigentlich wollte ich, in meinem Waldbüro, neben dem grünen Plastikfass sitzend eine Vorrede schreiben zu diesem Buch, das die Fortsetzung ist meiner ersten Reise nach Patmos. Aber jetzt wo ich von den Mücken begonnen habe, muss ich, was sie sicher verstehen werden, diese Geschichte noch zu Ende bringen, oder?

Wenn eine Mückendame glücklich überlebt hat, einem Tier oder einem Menschen einen Tropfen Blut abzuzapfen, macht sie sich auf die Suche nach einem Tümpelchen, wo ihre Kinderchen, die zuckeligen Larven, die bestmögliche Zukunft haben. Es muss genug Wasser vorhanden sein, damit die Larven, die etwa zwei Wochen brauchen für ihre Entwicklung, nicht plötzlich auf dem Trockenen sitzen und sterben. Aber es darf zugleich nicht zu viel Wasser sein, weil in grösseren Gewässern oft anderes, feindliches Ge-tier haust. Deshalb setzt sich die Mücke an den Rand meiner Plastikbecken und legt die Eier da ab. Sehr clever.

Das nun ist wirklich erstaunlich: Die Mückenmama klebt ihre Eier der Länge nach sorgfältig zusammen, sie weiss sogar, was oben und unten ist an jedem Ei, und bildet daraus ein kleines Schiffchen, das auf dem Wasser schwimmt. Es sieht aus, als würde man aus 200 luftgefüllten PET-Flaschen ein Boot bauen, ein wenig wie die Schilfkanus auf dem Titicaca-See. Die Eier der Mücken werden also nicht ins Wasser hinein gelegt, sondern schwimmend darauf. Die schwarzen Eischiffchen sind drei bis fünf Millimeter lang und bis zwei Millimeter breit. Nach etwa drei Tagen, je nach Temperatur, schlüpfen daraus winzige Mückenlarven, jede mit einem kugeligen Kopf einem langen, dünnen Körper, den sie hin und herschlagen, um sich im Wasser zu be-

wegen und am Ende des Körpers befindet sie eine Art Schnorchel, das Atemrohr, das die Mückenlarven an der Wasseroberfläche platzieren. Meist hängen die Mückenlarven kopfüber an der Wasseroberfläche und tauchen nur schwänzelnd ab, wenn Gefahr droht. Ihre Nahrung besteht aus Algen und Plankton und Detritus, womit man organische Abfallstoffe bezeichnet. Davon hat es in meinem Wasserfass genug, weil von den Bäumen Blätter, Blütenstaub, Lindenblüten und allerlei Insekten ins Fass fallen und da vermodern. Auch die beiden Wasserbecken ohne Fische sind grünlich vom Algenwuchs.



*Eierschiff der Stechmücke, Culex pipiens molestus. Gesamtlänge circa zwei Millimeter. Es sind bis zu 300 flaschenartige Eier aneinandergeliegt, in welchen die Larven, mit dem Kopf nach oben, ausschlüpfen. Sie ernähren sich von Algen, schwebendem Detritus und Plankton.*

Heute morgen sehe ich zu meinem Erstaunen, dass in einem Becken ein Dutzend der kleinen Mückeneierschiffchen schwimmen. Eine kleine Armada. Im anderen ebenfalls. Wo zum Geier, frage ich mich, haben die Mücken all das Blut her, um diese Flotte von Eierschiffen zu zimmern? Okay, gestern kam ein Tourist an mit einem schweren Motorrad, der im Zelt übernachtet hat. Da gab es sicher etwas zu holen. Und zuvor hatte eine sportliche Mountainbikerin ihr Einerzelt unter dem Holunderbäumchen aufgebaut. Ihre Blutwerte waren bestimmt optimal. Auch sonst hat es jetzt gegen hundert Leute auf dem Campingplatz. Ruth und Bernhard, meine Nachbarn sind ebenfalls am Weekend hier. Die Leute müssen ja alle irgendwann schlafen. Da schleichen sich dann die frisch geschwängerten Mückenweibchen an und erledigen ihre saugende Notdurft.

Nun schwimmt also das Blut von zwei Dutzend campierenden Mitmenschen, umgewandelt zu einem Boot aus Eiern, auf meinen künstlichen Pfützen. Mein eigenes Blut schwimmt da ebenfalls, zu einem Schiffchen von Mückeneiern vermetabolisiert, auf dem Wasser. Kann man bei solcher Faktenlage noch eine Mücke totschiessen? Man vernichtete doch damit sein eigenes Blut, das nun, als wertsteigerndes, unfreiwilliges Geschenk, in einem anderen Wesen Leben spendet? Weshalb sollte ich? Ich lebe den-

noch weiter. Blut habe ich genug für weitere Spenden. Ich brauche meinen Blutstropfen, den mir die Mücken abgenommen haben, gar nicht. Ausserdem kann ich mit dem Blut, das mir abgesogen und jetzt in Mückenlarven umgewandelt wurde, nichts anfangen. Vielleicht aber schon. Denn jetzt kommen die Goldfische ins Spiel.

Die drei kleinen goldigen Kärpfelein habe ich gekauft, um zu verhindern, dass meine Mückenzeitung dazu führt, dass der Campingplatz unbewohnbar wird und vielleicht sogar Malaria ausbricht, wenn es mit der Klimaerwärmung, welche die letzte Generation erfunden hat, so weitergeht. Es könnte ja sein, dass meine Malaria, die ich vor einem Jahr eingefangen habe in Afrika und glücklich überlebt habe, nicht ganz ausgeheilt ist und jetzt ein paar resistente Malariaerreger, via mein Blut und via Mückenmama, dennoch in meinem Wasserfass schwimmen. Ich sollte es vielleicht nicht zu laut schreiben, damit nicht eine Panik ausbricht.

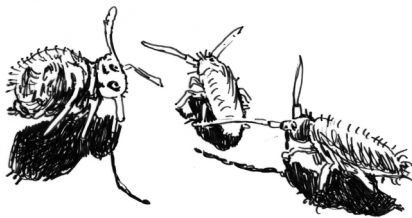
Wie dem auch sei. Die Goldfische haben den Job, die Mückenlarven zu fressen, was man ihnen nicht zwei Mal sagen muss. Goldfische lieben Mückenlarven. Vielleicht könnte man mit ihrer Hilfe sogar Mückenpopulationen grossflächig auslöschen, indem man überall Becken auf-

stellt, um Mückenmamas zu verführen, dort Eier abzulegen, aber wir danach fieserweise alle Larven, die daraus schlüpfen, den Fischen verfüttert. Damit könnte ich mein Wasserfass, falls Stefan, der sympathische Platzwart meines Campingplatzes fragt, was es zu bedeuten hat, das Fass als Mückenfalle schönreden und zwar als eine, die erst noch einen zyklischen Nachhaltigkeitseffekt hat, ein Wortkonstrukt, das grüne Technokraten heute anbeten wie die Griechen ihre Panagia Ikonen. Stefan und ich aber nicht.

Goldfische sind Karpfenfische. Sprich: Man kann sie essen. Wenn ich also meine Goldfische - sagen wir, in einem Jahr, wenn sie fett geworden sind von den Millionen von Mückenlarven die selber fett geworden sind von Litern von Blut der Camper - heraus fische, auf dem Grill brate und esse, dann habe ich mein Blut, das mir die Mückenmamas abgezapft haben, wieder zurückgeholt - darüberhinaus nicht nur mein Blut, sondern auch das Blut all meiner Mitmenschen auf dem Campingplatz, die ungefragt zur Vermehrung der Mückenlarven beitragen mussten. Ist das ethisch vertretbar? Als Kannibalismus würde es juristisch kaum gelten, denn die Blutspender leben ja noch. Hoffentlich. Hingegen müssten die Goldfische über die Klinge springen, was die Mückenplage erhöht und den Blutverlust der Campingplatzgäste und und und ..... am besten

fängt man gar nicht an Lösungen zu suchen, wenn man ein Problem hat.

Machen wir es doch so. Ich schneide mir in die Fingerkuppe des linken Ringfingers, lasse ein paar Tropfen Blut ausfließen und stelle jeden Montag ein kleines Ampüllchen davon auf dem Tisch neben meinem Raspberry Pi in meinem Waldbüro, zur freien Bedienung; für Mücken, Bremsen, Flöhe. Damit könnte ich leben und die Mücken könnten sich gefahrlos bedienen. Das machen sie aber nicht. Denn sie wollen stechen. Ich glaube, dass den Weibchen das Blut eigentlich egal ist. Es geht ihnen mehr um die Lust am Stechen. Sie wollen nicht beschenkt werden. Sie wollen selber melken. Mücken sind wie Sennen, einfach dass sie keinen Käse machen, sondern Eierschiffchen. Von mir aus. Aber ich frage dich, Natur: Kannst du deinen Erfindergeist nicht etwas runterfahren? Respektive: Verstehst du, liebe Natur, eigentlich selber noch, was das Ziel deiner Fantasie ist?



*Springschwänze (<1 mm) tanzen auf der Wasseroberfläche.*

Nun aber zurück zu diesem Buch. Ich war letztes Jahr in Patmos auf der heiligen, griechischen Dodekaneseninsel, wo Johannes der Theologe die Apokalypse, das letzte Buch der Bibel geschrieben haben soll. Im Hotel Villa Zacharo, in Skala, der Hafenstadt von Patmos, fiel mir im Frühstückssalon ein Bild auf, das unfertig geblieben war. Es ist das letzte Bild von Michailis, der in einem gepolsterten Sessel der Lounge, direkt unter dem Bild, im Jahre 1996 verstorben ist. Der heutige Direktor des Hotels, Jakovos, hat sich schon seit langem gewünscht, jemand könnte das Bild fertig malen und ich hatte eine Idee, die ihm und seiner Frau Roula gefielen. Ich plante, wie ich ihnen im Restaurant Gorgones darlegte, über dem Bild zwei Flügel anzubringen, die bemalt werden. Damit sähe das Bild wie ein Fenster aus, wie ein Altarbild, ein sogenanntes Triptychon, den man bei Bedarf öffnen kann, um darin das geschützte, letzte Bild von Michailis zu sehen. Das war die Idee. Jakovos und Roula waren einverstanden. Um die Bildflügel zu malen, versprach ich im Herbst wieder nach Patmos zu kommen.

Vorher aber reiste ich noch zwei Mal alleine nach Kreta und ein weiteres Mal zu einem Einsatz für ein weltweit einzigartiges Raupenzuchtprojekt nach Afrika, in die Demokratischen Republik Kongo. Erwähnenswert ist, dass

ich bei den beiden Reisen nach Kreta die Aufenthaltsorte nicht bewusst ausgewählt hatte, sondern nur irgendein günstiges Angebote in einem Appartement in Meeresnähe gesucht hatte, um mich in Ruhe meinen Studien zu widmen. Was für ein Zufall! Beide Mal landete ich fast am gleichen Ort, in Malia, an der nordöstlichen Küste von Kreta. Gross war die Überraschung, was sich an diesem Ort alles zusammen braute und wie sich die offenbarten Ereignisse und Einsichten auf wundersame und subtile Weise mit früheren Erlebnissen zusammen fügten.

Danielos: Sind noch Fragen ?

Rotkehlchen: Dürfen wir auch von den Mückenlarven probieren?

Danielos: Isst du denn sowas?

Rotkehlchen: Ich habe gelesen, dass Rüdiger Nehberg, dein Freund, der Überlebensexperte und Bäcker aus Hamburg, in einem Survivalbuch einmal geschrieben hat, dass er die nahrhaften, lebendigen Mückenlarven im Wasser als Apéro trinke. Das sei im Hals etwas kribbelig, wie Sekt.

Danielos: Sowas liest Du?

- Rotkehlchen: Du könntest also, statt den Umweg über die Fische zu machen, die Larven gleich selber essen und so dein Blut zurückholen, das man dir gestohlen hat.
- Danielos: Aber dann verhungern die Fische.
- Kleiber: Das ist vielleicht besser, als dass sie von dir gebraten werden.
- Danielos: Das war nur ein Witz. Ich esse doch keine Goldfische.
- Meise: Das behaupten sie immer.
- Rotkehlchen: Ich will nur mal probieren, wie Mückenlarven schmecken.
- Danielos: Von mir aus. Aber nicht übertreiben. Nicht alle wegputzen, sonst verhungern meine Goldfische.
- Meise: Ich finde, dass Goldfische nicht auf einen Campingplatz gehören.
- Kleiber: Stimmt. Du könntest einen Frosch nehmen, der die Mücken frisst, statt zu warten bis die Larven aus den Eierschiffchen geschlüft sind.
- Danielos: Auch das ist eine gute Idee. Aber der Frosch hüpfert immer weg. Und ich wette, dass er ge-

nau dann, wenn man ihn bräuchte, wenn es Massen von Mücken hat, gerade eine Diät macht, er unter Hormonschüben hinter einem Weibchen herirrt oder sonst abwesend ist. Ich brauche zuverlässige Goldfische, die da bleiben und nicht immer abhauen und weg fliegen wie ihr.

Rotkehlchen: Dann sind die Goldfische also deine Gefangenen?

Danielos: Nein. Ich bin ihr Beschützer.

Meise: Das behaupten sie immer.

Kleiber: Und wer beschützt die Eier der Mücken in ihren Schiffchen.

Kreuzspinne: Ihr könnt sie ja fragen.

Danielos: Hast du schon mal Eier gesehen, die reden.

Spinne: Du schaffst das. Man muss nur fragen. Das kostet nichts.

Danielos: Und was sollen wir die Eier fragen?

Rotkehlchen: Weshalb sie zu einem Schiffchen zusammengeklebt sind?

Danielos: Gute Idee. Wer fragt?

Alle Vögel: (unisono) Du!

Danielos: Na gut. Liebe Mückeneier, weshalb seid ihr zu einem Schiffchen zusammengeklebt und weshalb schwimmt ihr gemeinsam auf dem Wasser?

Mückeneier: Wir bilden miteinander ein Rettungsboot der Poesie, um darin Tröstliches zu singen von der grossen Verlachung des Wahnsinns, bis neues Land am Horizont erscheint.

Danielos: Wow. Ich bin sprachlos.

Meise: Schön wärs!

Spatz: Eine Frage habe ich noch.

Danielos: Die wäre?

Spatz: Dein Freund Rüdiger Nehberg....

Danielos: Was ist mit ihm?

Spatz: Er war Überlebensexperte?

Danielos: Genau.

Spatz: Und warum ist er dennoch gestorben?

Danielos: Er war alt.

Spatz: Ja. Aber. Trotzdem: Wie kann einer Überlebensexperte und Survivalkönig sein, wenn er gestorben ist?

Danielos: Gute Frage. Was meinst denn du selber?

Spatz: Er hat euch verarscht.

Danielos: Nein. Das glaube ich nicht. Er hatte eher eine transzendente Art von Humor. Das letzte Mal als ich ihn sah, in seinem großen Haus östlich von Hamburg, sagte er mir, er hätte testamentarisch seine Leiche einem Startup Unternehmen vermacht, das seine sterblichen Überreste kompostiert und daraus gute Gartenerde macht. Er wolle nämlich, dass auf ihm in Zukunft Spinat angebaut werde.

Spatz: Ich hasse Spinat!



*Die drei zur Mückenjagd abgerichteten Goldfische im Regenfass*

## SISI, KRETA

Mir war egal, wo. Ich wollte nur in einem Appartement wohnen, in Meeresnähe, günstig, weil ich momentan gerade über nicht viel Geld verfügte. Im Internet bot man mir das Panorama Hotel an, mit hübschen Zimmern, auf Kreta, östlich von Malia gelegen, nicht am Strand, aber in Fussdistanz zum Meer. Da quartiere ich mich ein. Schöner Balkon. Pool, Nur wenige Gäste. Es ist Vorsaison.

Am 3. Juni 2022 spaziere ich an vertrockneten Äckern mit cölinblau blühenden Artischokken und an Maulbeer-bäumen mit reifen Früchten vorbei, einen Kilometer zur Beach. Da gehe ich baden und schnorcheln. Am westliche Ende der künstlich besandeten Beach, die beliegestuhlt und besonnenschrimt ist für Gäste des Hotels Meli Palace, befinden sich schwarze Lavasteine und scharfkantige Felsbrocken in der Brandung. Davor liegt, im Meer draussen, eine seichte Stelle mit Seegras, die mir zum Schnorcheln interessant scheint.

Zum ersten Mal in meinem Leben sehe ich bei diesem Tauchgang eine Schlange im Meer. Nicht eine Muräne, nicht Schlangenfische, nein, eine richtige, beschuppte Landschlange, ein ausgewachsenes Reptil. Sie ist von der

Art einer Kreuzotter, mit dreieckigem Kopf und würfelförmigem, schwarzem Muster auf der Oberseite ihres vielleicht ein Meter langen Körpers. Ich weiss, dass bei Grössenangaben im Wasser Vorsicht angebracht ist. Im Wasser sehen Gegenstände immer grösser aus.



*Skizze der Schlange im Meer aus dem Notizbuch.*

Die Schlange schleicht, völlig unbeeindruckt von meiner Gegenwart, zwischen den Steinen umher und durch die lockeren Wiesen von grünen Wassergräsern und Blattalgen im untiefen Wasser. Sie schwimmt nicht, wie ich das von Ringelnattern kenne. Sie ist schwerer als Wasser, muss

also Steine im Bauch haben und kriecht unaufgeregt über den Meeresgrund, wie wenn sie in Ruhe nach etwas suchen würde. Frisst sie Fische? Ich bin erstaunt. Auch etwas erschreckt. Ist die Schlange giftig? Was macht sie da, unter Wasser? Wie kann sie im Meer etwas sehen, mit Augen, die für ein Leben an der Luft gebaut sind?

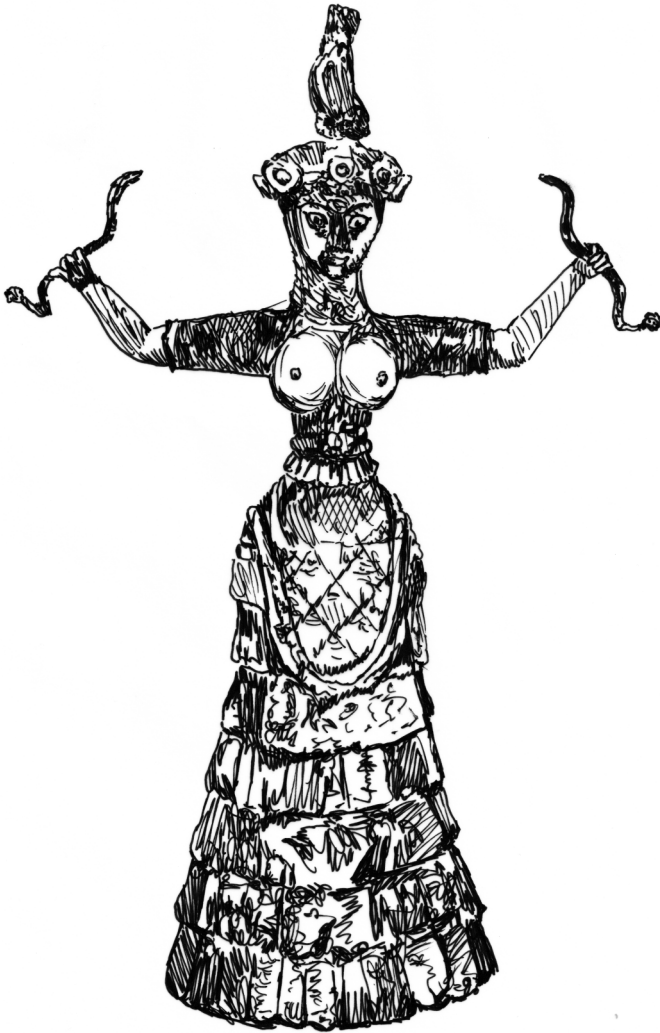
Als ich aus dem Wasser steige, schaue ich mir die Umgebung genauer an. Die Schlange scheint ein Nest zu haben, vielleicht oberhalb der zerklüfteten Lavasteine, im getrockneten Seegras, das wie Schneeverwehungen angehäuft ist. Darin sind aufgewühlte Stellen sichtbar. In den Polstern des erwärmten, trockenen Meerespflanzenabfalls hat die Schlange vielleicht ein Gelege von Eiern, die sie bewacht. Schon möglich. Wie lange hält es ein Landreptil unter Wasser aus?

Vier Tage später. Nach dem Schnorcheln begeben sich mich, an den strammen Kolonnen von Liegestühlen mit bleichen Sonnenbadenden vorbei, zum anderen Ende der künstlich angelegten Meli-Bucht. Da befindet sich, etwas erhöht, ein kleines Hüttchen mit einem grossen Sonnenschirm. Auf einem Stuhl im Schatten sitzt ein älterer Mann, drahtig, braungebrannt, nur mit Baseballcap und einer roten Badehose bekleidet. Ich vermute, dass er die Baywatch

ist, denn ab und zu sah ich ihn in den vergangenen Tagen zwischen den Badegästen patrouillieren. Ich will ihn fragen, ob er etwas mehr weiss über die Schlange. Als ich mich nähere schaut er auf. Er spielt gerade mit einem Rubicks-Cube. Griffbereit neben ihm liegt das Fernglas.

"Kalimera!"

Als ich dem Strandmeister von der Schlange erzähle, nickt er: "Ja klar, das ist eine "Nerofido", eine Wasserschlange. Die gibt es hier überall." Sie seien ungefährlich. Man könne sie sogar gefahrlos am Schwanz aufheben. Aber sie seien sehr scheu. Einmal habe er eine grosse Nerofido entfernen müssen, die auf einen Tamariskenbaum geklettert sei, mitten zwischen den Liegestühlen der Touristen. Ein Geschrei habe das gegeben! Sie war eineinhalb Meter lang. Wo die Nerofidos nisten und was sie fressen, weiss er nicht. Ob ich aber wisse, dass es in Kreta Krokodile gibt? Er grinst spitzbübisch unter seiner Baseballkappe hervor. Krokodile? Ja, es gab vor zwei Jahren einen Mann, der hatte aus Afrika ein kleines Krokodil mitgebracht, und dann, als er nichts mehr mit dem Tier anzufangen wusste, wahrscheinlich weil es ihm die Haare vom Kopf gefressen hatte, habe er das Reptil in einem Etang ausgesetzt. Das Krokodil wuchs darin so rasch heran, dass Leute es sahen und die Behörden alarmierten, die es fangen mussten, um es wieder nach Afrika zurück zu bringen.



*Eines der berühmtesten Fundstücke der Ausgrabungen des Tempels von Knossos, Kreta. Fayencefigur der sogenannten 'Schlangengöttin', oder einer Priesterin bei der Ausführung eines Rituals, 1700 vor Christus.*

Schauen sie sich diese Figur an. Sieht sie nicht aus wie eine overdressed Touristin, die eben aus dem Meer mit den Schlangen steigt. Der BH ist etwas runter gerutscht. Fehlt nur noch die Tonspur dazu: "Aaahhh!!! Schlangen !!" Die Figur ist eines der berühmtesten archäologischen Fundstücke Kretas, aus dem minoischen Tempel von Knossos, die Fayence Statue der sogenannten Schlangengöttin. Sie soll um 1700 v. Christus entstanden sein. Viele halten sie zwar für eine Fälschung, aber nehmen wir mal an sie sei echt.

Bei den beiden Schlangen könnte es sich um *Natrix tessellata*, Würfelnattern, *Nerofidos*, handeln, die in Kreta als Wasserschlangen bezeichnet werden. Damit wäre die Figur vielleicht die Schlangengöttin, die aus der Linear B Schrift bekannte *Asasara*, auch Sonnengöttin genannt, weil bei den Minoern die Sonne eine Frau ist und ihre Brüste die Kraft der Sonne darstellen, die himmlischen Nährerinnen, die Ammen der Welt. Das erinnert mich an die alten Hebräer, deren Wort für Himmel, *shamajm*, die Endsilbe -jm besitzt, was Paar, also etwas Doppeltes bedeutet. Der Himmel sind zwei, ein Himmelspaar, ein Bild aus der matriarchalen Zeit, noch vor der Entstehung patriarchaler Schrift-Gesellschaften. Wobei mir klar ist, dass das heutige Gerede von Matriarchat und Patriarchat nur Kampfbedeutungen bedient, die das Mysterium der Geschlechtlichkeit als Sprengstoff für ideologische Ausbeutungen nutzt.

Die beiden Schlangen in den Händen der Sonnengöttin Asasara können als Symbol von Erneuerung, Auferstehung und Heilung betrachtet werden, so wie Schlangen in vielen Kulturen auftreten, in der Bibel, als heiliges Tier des griechischen Heilgottes Asklepios und mit den Insignien des Hermes, dem Schlangenpaar am Stab.

Bei den Minoern ist der Mond ein Mann, wie noch heute in der deutschen Sprache. Der Mond ist ein Mann. Die Sonne eine Frau. Genau so wie bei den Minoern vor 4000 Jahren. Bei den Lateinern hingegen, ist der Mann, der strahlende Gott, die Sonne, Sol Invictus, auch Apoll bei den Griechen. La Luna ist demgegenüber eine Frau. Es ist bemerkenswert, wie Zuordnungen der Geschlechter zu Grundinhalten und Grundordnungen des Habitates zentrale, kulturelle Narrative erschaffen.

Der, die, das und damit das grammatische Geschlecht sind, nicht zufällige, willkürliche, belanglose und diskriminierende Bewertungen, sondern Ausdruck eines fundamentalen Selbstverständnisses des Menschen in seiner Kultur. Die heutige Genderverwirrung in der Sprache hat tiefe Auswirkungen auf die Menschen, deren Seelen genau so verwirrt werden, wie ihre Sprache, um es etwas drastisch auszudrücken. Sie leiden unter der manipulativen Entwertung und Verdrehung des Geschlechts in der Sprache; eine tragische seelische Orientierungslosigkeit.

Zufälle sind manchmal sehr plump, finde ich. Was ich damit sagen will: Zufälle sind manchmal nicht zufällig, sondern sie tun nur so. Sie spielen Theater mit uns. Versteckspiel. Und zwar so, dass wir sie logisch nicht ertappen können. Man muss sie spüren. Aber manchmal kommt man ihnen ein bisschen auf die Schliche. Und dann hat man den Eindruck, dass hinter Zufällen ein Plan ist.

In meinem Buch "Das grosse Bedauern" (2021) habe ich, als ich im südkretischen Agia Galini (auf griechisch heisst das: Heilige Gelassenheit) wohnte, von einem einzigartigen goldenen Amulett aus dem nordkretischen Malia berichtet, welches die Archäologen "Die Bienen von Malia" nennen. Ich habe mich damals lustig gemacht darüber, dass einige Wissenschaftler kritisierten, dass nicht Bienen abgebildet seien, sondern eventuell eine sehr grosse Dolchwespe mit dem Namen *Megascolia maculata*. Ich fragte mich damals: Wie können Minoer eine so innige Beziehung zu dieser solitären, seltenen Wespe haben, dass das Tier als zentrales Signum eines Amulettes für einen Verstorbenen Verwendung findet, als heilige Grabbeilage? Es ist doch klar, dass Bienen viel Naheliegender sind? Die Bienenkönigin ist als matriarchale Volkmutter seit den Ägyptern verehrt, die Imkerei ein heiliges Geschäft. Die Biene besitzt sogar eine eigene Hieroglyphe und sie ist zugleich

das Staatssignum für das unterägyptische Reich. Bei den matriarchalen Bantus in Kilueka heisst noch heute die volksgründende "Bienenkönigin" Mandona. Sie ist die Urmutter des Clans. Genauso bei den Hebräern, bei denen Rebekka, die Stammutter der Juden, nichts anderes heisst als Biene. Minoer und alte Aegypter waren nahe kulturell verbunden. Sie standen schon vor historischer Zeit, zu Beginn der Bronzezeit in regem Austausch von Waren und narrativen Ideen. Nun aber kamen meine Vermutungen und Spekulationen über die Insekten auf dem Amulett plötzlich ins Wanken. Kein Zittern. Kein Erdbeben. Es begann zu schaukeln.



*Das weltberühmte Goldamulett "Bienen von Malia" aus der Grabanlage Chrysolakkos, 1800 vor Christus, vor dem Bronze-Age-Collapse. Auffällig ist die typisch ägyptische, seitliche Darstellung der Bienen mit vier Beinen.*

Am 4. Juni 2022 spaziere ich nach dem Bad im Meer zur Agia Varvara. Das ist eine völlig frei auf der kahlen Felstrümmerebene, in Ufernähe stehende Kapelle, eine der tausenden von Kapellen, die wie aus einem Katalog von Fertighäusern zu stammen scheinen. Agia Varvara liegt wenige Schritte vom Melibeach Badestrand entfernt. Unter einem Vordach hat es einen Holztisch und Stühle. Niemand ist da. Ich setze mich hin, esse zwei Tomaten, ein paar Pistachnüsschen, trinke Wasser, schaue über das niedrige Mäuerchen, das um die Kapelle gebaut wurde, hinüber zum Meli-Strand und übers tiefblaue Meer im Sonnenlicht.

Später schlendere ich in der Umgebung der Kapelle über trockene, karge und steinige Flächen, ohne Bäume, ohne Sträucher, nur mit einem blühenden Teppich von blauen, bodenkriechenden Pflanzen bedeckt, ähnlich unserem Günsel. Da erscheint wie aus dem Nichts, ein grosses Insekt, stattlich wie eine Hornisse, schwarz-gelb, tief brummend. Die majestätische und beeindruckende Riesenwespe fliegt in Bodennähe von Blüte zu Blüte, aussergewöhnlich schwerfällig, langsam und immer wieder ihren Kopf in eine der blauen Blüten steckend. Ich will das Tier genauer ansehen, ziehe meinen Rucksack aus. Mit meinem Taschenmesser halbiere ich eine kleine, leere Petflasche und fange darin das beeindruckende Insekt. Es besitzt kräftige, schwarz

glänzende Mandibeln, dunkelbraunviolette Flügel und vier grelle, gelbe Flecken auf einem, haarigen, schwarzen Hinterteil. Der Kopf besitzt eine orangerote Stirn mit kleinen schwarzen Punkten. Es ist die gelbstirnige Dolchwespe, *Megascolia maculata*. Was für ein Zufall! Das ist doch genau das Insekt, von welchem im Zusammenhang mit den "Bienen von Malia " die Rede war.

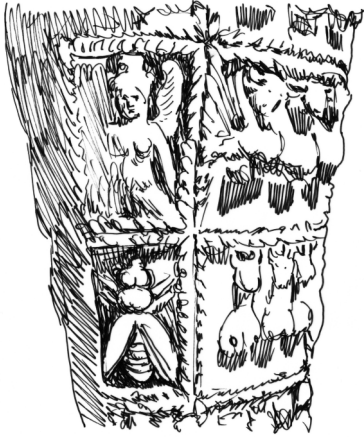


*Die gelbstirnige Dolchwespe, Megascolia maculata. Es ist das Exemplar von der Agia Varvara, Nähe Malia, Kreta, präpariert von Benjamin Harink für seine Sammlung. Auffällig ist der langgezogene Hinterkörper mit der schwarzen Behaarung und den vier leuchtend gelben Flecken (maculata). Die Flügel zeigen einen violettbraunen Schimmer. Die insgesamt schlankere Gesamtform des Insekts im Vergleich zu Bienen, hat Wissenschaftler wohl dazu angeregt, zu behaupten, bei den 'Bienen von Malia' handle es sich in Wirklichkeit um diese auffällige und majestätische Dolchwespe.*

Es kommt noch wilder. Als ich, zurück in meinem Appartement, das Tier genauer untersuche und dann wieder das Amulett vergleichend herbeiziehe, muss ich sagen. Ja, jetzt kann ich mir besser vorstellen, was die Wissenschaftler gemeint haben und weshalb auf dem Amulett eventuell keine Bienen abgebildet sind, sondern vielleicht tatsächlich zwei Dolchwespen, *Megasocalia maculata*. Aber wie erkläre ich nun, was die Minoer und ihre Verstorbenen vor 4000 Jahren mit diesem ganz und gar aussergewöhnlichen Insekt zu tun haben? Etwas irritiert bemerke ich an mir, dass beim Sinnieren meine Gedanken immer wieder zu dem Ort zurück kehren, wo ich die Dolchwespe fand. Es taucht eine völlig unbegründbarer Idee auf, dass da, an diesem Ort, noch mehr sein könnte. Ein noch grösserer Schatz. So lächerlich das tönt. Was stand wohl früher, denke ich, da, wo jetzt die Kapelle der heiligen Barbara steht. Zweifellos sind solche Kapellen nicht zufällig irgendwo errichtet worden, weil grad ein Grundstück zu verkaufen war, sondern weil man da etwas bedecken, bändigen, geschichtsträchtige Erdkräfte nutzen, oder einen Ort würdigen wollte, der für die Menschen in alten Zeiten einen Wert hatte.

Varvara, oder Barbara, ist das griechische Wort für Barbarin, die Wilde, die heilig ist. Das war bei den Minoern die Göttin des Waldes, der Tiere und der Natur, aus der bei den Griechen Artemis wurde. Hat sie eventuell etwas zu

tun mit dieser Dolchwespe? Ja sicher. Artemis wird doch bei Homer die Herrin der Tiere genannt.



*Seitenansicht auf Oberschenkelhöhe der Statue der Efesischen Artemis, (ca. 150 v. Chr.) mit einer geflügelten Göttin und einer Biene, hier in der typisch griechisch-antiken Ansicht von oben, mit sechs Beinen.*

Treten wir geistig einen Schritt von der Sache zurück. Wir reden bei Bienen und Dolchwespen in diesen Betrachtungen nicht von den Tieren an sich, sondern wir reden hier von ihrer Bedeutung für uns Menschen, also von dem, was ihnen an menschlichen Eigenschaften, Wünschen und Kräften zugeschrieben wird, als Symbole. Wer die ägyptische Hieroglyphe der Biene sieht, merkt nicht automatisch, dass sie "Unterägypten" bedeutet. Man kann die Referenz an die Biene, zu ihrem Bild und den Geschichten, die daraus entstehen, nur aus dem Kontext der

Kultur verstehen. Die Symbolik der Schlangen, in den Händen der Göttin Asasara zum Beispiel, könnte damit zu tun haben, dass die Menschen sie essen. Vielerorts gelten Schlangen als Nahrung. Oder man könnte mit ihrem Symbol warnend darauf hinweisen, dass sie giftig sind. Interessanterweise sind Schlangen in den allermeisten alten Kulturen aber mit Gesundheit und Erneuerung verbunden. Und zwar deshalb, weil Schlangen sich häuten. Schlangen erneuern sich, indem sie ihre alte Haut abstreifen und darunter frisch, gesund und grösser wieder erscheinen, eben auferstehen. Und so sind Schlangen bis heute Symbole für Heilung.

Nehmen wir an, auf dem Amulett von Malia wären wirklich zwei Dolchwespen abgebildet. Dann müsste man sich fragen: Warum benutzt man aus Anlass einer Bestattung, als Grabbeigabe Dolchwespen und nicht Bettwanzen, Schmeissfliegen oder Schmetterlinge? Etwa wegen den vier gelben Flecken? Wegen dem gelb-orangen Kopf, den braun-violetten Flügeln? Was haben diese Eigenschaften mit einem Begräbnis zu tun haben? Welche Geschichten von Tod und Abschied verbinden sich mit dem Bild der Dolchwespe?

Für viele Leute ist es vergebliche Mühe sich mit Fragen zu befassen, von denen man von Anfang an weiss, dass es keine sichere, keine richtige und keine beweisbare Antwort

zu finden gibt. Das sind diejenigen, die sich in Mathematik, Buchhaltung, Sudoku, Kreuzworträtseln, Zahlenplunder und Versicherungswesen wohl und gut aufgehoben fühlen, da wo zwei und zwei vier ist und nicht irgend etwas, da wo am Schluss die Frage gelöst, der Täter gefunden ist und Ruhe einkehrt.

Mehrheitlich ist man bei unlösbaren Fragen froh, wenn letztendlich ein Diktator einem die Last abnimmt, ein Demagoge, oder Pfaffe daher kommt, der den katechetischen Tarif durchgibt: "Es sind auf dem Amulett von Malia Bienen drauf. Basta! Schluss. Amen. Das darf nicht hinterfragt werden! Geht besser baden. Oder schlafen." Auch das schafft Ruhe. Aber nicht bei allen. Was ist, wenn es doch einen Link gibt zwischen Dolchwespen und dem Abschied von einer reichen Minoerin, die vor 4000 Jahren in Malia beerdigt wurde? Wie könnte eine solche Verbindung aussehen?

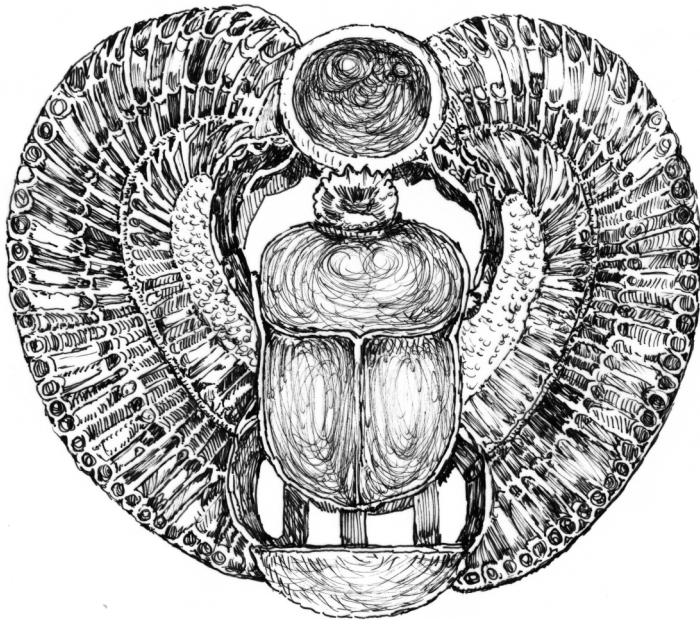
Nehmen wir als Muster, wie eine solche erzählende Verbindung aussehen könnte, den Sonnenkult der Ägypter mit dem heiligen Pillendreher, *Scarabaeus sacer*, eines der wichtigsten Tiere der Nilkulturen. Ein Mistkäfer. Er formt aus Kuhdung eine Kugel, rollt diese über den Boden, sucht ein geeignetes Plätzchen, um das Düngerbällchen zu verbuddeln - manchmal bis zu 150 pro Tag - und legt in jede Kugel ein Ei, aus der die Larve schlüpft.



*Der heilige Pillendreher, Scarabäus sacer, rollt mit seinen Hinterbeinen eine Mistkugel zu einem Ort, wo er sie vergraben und ein einzelnes Ei hinein legen kann. In Ägypten wurde er als "Glückskäfer" verehrt. Skarabäus kommt vom griechischen skarabaios. In Aegypten hiess er Cheperer, ein Wort, das wie Käfer klingt. Die Aegypter glaubten dass es von Käfern nur Männchen gibt, hingegen bei den Bienen nur Weibchen. Das sind vielleicht Urgründe für das grammatische Geschlecht (Genus), nämlich, dass ein Käfer 'der' Käfer heisst und eine Biene 'die' Biene. Da steckt etwas dahinter. Kultur.*

Wer von uns "Hochzivilisierten" käme auf die Idee, diese Beobachtung als den Lauf der Sonne zu interpretieren, die vom heiligen Käfer über den Himmel gerollt wird? Die Sonne als Mistkugel? Im Ernst. Soll das der oberste Gott sein, Re? Eventuell aber hat man früher die Welt nicht so oberflächlich wertend angeschaut. Und so kamen eben auch kleine Insekten zum Zug und zu Ehren, während wir uns heute eher Nilpferde, Blauwale und Saurier als Wappentiere wählen würden, Viecher die es zu etwas gebracht haben, fett, lang, dick, schwer, gefürchtet wie ein frasierter BMW, unüberhör- und unübersehbar.

Ich stelle mir vor, dass die alten Ägypter ihre Welt sehr genau kannten. Man hatte beobachtet, dass sich im Grab der im Boden verbuddelten Mistkugeln, aus der Larve des Mistkäfers eine starre Puppe entwickelt, eine Mumie sozusagen, aus welcher danach ein Käfer zum Himmel aufsteigt, eine Metapher für den Weg der Pharaonenseele Ka und für deren Aufstieg in den Himmel. In den Pyramiden war eigens für diese Himmelfahrt eine Startrampe Richtung Sterne installiert.



*Das Amulett, das als Glückbringer und Seelenführer auf der Brust der Mumie von Pharao Tutanchamun lag. Die Mistkugel aus einem goldfarbenen Edelstein symbolisiert Re, den Sonnengott, mit dem sich der Pharao nach seinem Tod vereinigt, um später als Pharao zur Erde zurück zu kommen.*

Verwandlung von Insektenlarven und Schmetterlingsraupen, über bewegungslose, mumienähnliche Puppen, zu geflügelten Wesen, machen einen tiefen Eindruck auf uns Menschen.

Es scheint, dass wir Menschen an uns selber eine insektenartige Verwandlung, zwar nicht im Äussern, aber als seelischen Vorgang, nachempfinden können. Bei den Übergängen von fressender Raupe zur Erstarrung in der Puppe, zur Ungeduld und Wartezeit und dann zur Befreiung ins Eigene des Imagos, da sind unsere eigenen Lebenswahrheiten angesprochen. Hoffnungen und Sehnsüchte. Auch die Freude über das Gelingen. Und sicher auch Erlösungsfantasien zum Höchsten hinauf, Oben, von Himmeln und Engeln, die ja nicht zufällig auch Flügel haben, wie Bienen, Käfer und Schmetterlinge. Ein Versprechen für unsere eigenen Wünsche und Sehnsüchte wird in der Verwandlung von Käfern, Bienen, Schmetterlingen zum Bild.

So wurde der Mistkäfer den Ägyptern heilig. Sie sind der lebendige Beweis für die Berechtigung der Hoffnung auf Verwandlung und Erlösung und damit Glaubensinhalt für andere, zumindestens tröstliche Erinnerung an diesen tiefsten Urwunsch des Menschen, dereinst frei von irdischer Schwerkraft, im Himmelsflug zusammen mit all unseren Liebsten, ins Gelobte Land zu entfliehen, in das uns zugeeignete ewige Habitat.



*Volkszug der Aamu, aus dem Grab des Hofbeamten Khnumhotep II, (12. Dynastie, 1900 v. Ch. Beni Hasan) Man nimmt heute an, dass es sich um einen Volkszug der Aramäer (Aamu) unter Führung von Abraham (A) handelt, der einen Nubischen Ibex, eine Wildziege der Wüste führt.*

Die Geschichte von der Suche nach Heimat kommt ihnen sicher bekannt vor. Sie ist zentrales Thema im alten Testament. Exodus. Vertreibung aus Israel, aus dem Paradies, nach Aegypten, dort Frondienst und Sklaverei unter einem Pharao, dann Auszug, Gang durch die Wüste, Mumifizierung, Austrocknung, Ungeduld, Fantasmen, goldene Kälbertänze, und dann das gelobte Land. Aber die Erkunder berichten zur grossen Enttäuschung vieler, dass das gelobte Land nicht so ist, wie es sich alle vorgestellt hatten. Es ist, um in der Bibel zu bleiben, das Land Kanaan, das Land der Händler und Hunde. Es ist diesel-

*Rechts. Die Hieroglyphe für "Unterägypten", eine Biene in typischer Seitenansicht und ein Schilfrohr. Die beiden Halbkreise darunter bedeuten "Brot". Die Biene hat nur vier Beine und viel zu lange Fühler. Aber nicht weil die Ägypter blöd waren und weder zählen noch beobachten konnten. Es sind damit bestimmte Narrative verbunden, die wir aber heute nur noch erahnen können.*



be Welt aus der wir vertrieben wurden und von der wir ge-  
flüchtet sind. Da sollen wir nach all der Mühsal wieder hin?  
Ja. Es geht um diese Welt. Hier müssen wir uns einrichten  
als Menschen. Hier in dieser Welt ist unser Platz.

Beim allerersten, domestizierten, holometabolen Insekt,  
der Honigbiene, konnte eine märchenhafte Verwandlung  
aus nächster Nähe beobachtet werden, erst noch eingebet-  
tet in eine perfekte, staatliche Ordnung. Im Bienenvolk ist  
staatliche Organisation und Entfaltung der Bürger kein Wi-  
derspruch. Es gibt keine Spaltung zwischen Staat und In-  
dividuum, die wir heute deutlich spüren. Das Zusammen-  
sein von Staat und Individuum ist bei Bienen noch ganz  
naiv. Es ist die Naivität des Sozialismus.

Die Faszination der Insektenverwandlung von der Lar-  
ve über die Puppe zum Käfer, zu einer Biene oder einem  
Schmetterling, ist bis heute erhalten geblieben. Ich kenne  
keinen Menschen, dem die Beobachtung der Verwandlung  
nicht ein Glücksgefühl vermittelt und eine freudige Erleich-  
terung bringt. Es ist naheliegend, dass die Minoer das Wun-  
der der Verwandlung in ein geistiges, luftiges, himmelstre-  
bendes Wesen mit dem Tod in Verbindung brachten und  
mit der Frage, wohin die Lebendigkeit eines Verstorbenen  
geht? Zur Veranschaulichung solcher Prozesse bieten sich  
holometabole Insekten wegen ihrem Lebenszyklus an.



Eine Dolchwespe, *Megascolia maculata*, bei ihrem "Dolchstoss" zur Eiablage an einer grossen Larve eines Nashornkäfers. Dazu muss die Wespe manchmal tief in ein erdiges Substrat abtauchen, um die Larve aufzuspüren. Ein einzelnes Ei wird am 9. Segment befestigt, aber erstaunlicherweise so, dass sich die Larve der Dolchwespe hernach ausserhalb des Larvenkörpers des Rhinozeroskäfers entwickelt.

Nun darf man sich fragen: Weshalb soll ausgerechnet eine Dolchwespe als Metapher für das Mysterium der Verwandlung durch den Tod Verwendung finden? Gute Frage. Obwohl ich die These von den Bienen immer noch für weit schlüssiger halte, will ich doch einen kurzen Versuch unternehmen, diese Möglichkeit zu beleuchten, dass auf dem Amulett *Megascolias* dargestellt sind. Und zwar mache ich das so, dass wir das Leben des Insektes etwas genauer beobachten, am besten bäuchlings, im Garten, auf Augenhöhe mit den Tieren, in der staunend-respektvollen Haltung von Jean-Henry Fabre, den ich insbesondere des-

halb bewundere, weil er in seinem Leben Wissenschaft mit Poesie und Sprache verband.

In der Entwicklung von *Megascolia* geht das Mysterium der Insekten-Verwandlung einen Schritt weiter, als wir es von Käfern, Bienen oder Schmetterlingen kennen. Machen wir bitte nicht den Fehler zu meinen, dies alles hätte man damals nicht gewusst, nur weil man in der Bronzezeit keine Bücher darüber verfasst und keine Youtubevideos veröffentlicht hat. Gehen wir besser davon aus, dass man früher mehr wusste als heute. Viele Indizien sprechen für eine solche ahnenfreundliche, vergangenheitspositivistische Sicht der Menschheit. Was natürlich von überheblichen Technokraten stets belächelt wird.

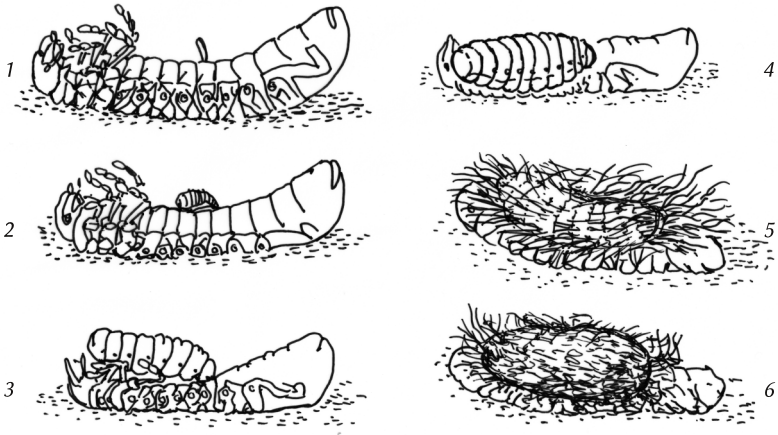
Ich will ihnen ehrlich sagen, dass ich persönlich nicht den Eindruck habe, dass der Mensch heute weiter ist als vor 2000 Jahren. Die Technik, die ihm zur Verfügung steht, ist für mich nicht schlechthin Masstab und Zeichen von Fortschrittlichkeit. Manchmal habe ich sogar den Eindruck dass Menschen umso unmenschlicher werden, je mehr sie sich auf technische Macht und Gerät abstützen. Vielleicht hat es damit zu tun, dass sich der domestizierte *Homo technicus* weiter entwickelt hat. Er ist moderner, rezenter, urbaner geworden, was viele schon an sich als höheren Status betrachten, aber auch nur eine Fatamorgana in der Wüste der Selbstentfremdung sein könnte.

Ich habe mich gewundert dass positivistische Ideen des Fortschritts, der sogenannten Evolution, gerade in der Biologie stets betont werden. Sogar bei so scharfsinnigen Beobachtern wie Sigmund Freud, ist die Wortwahl dabei interessant.

*"... dass die höchstentwickelten Arten aus den niedrigen hervorgegangen sind." ( Kapitel 1, 35)*

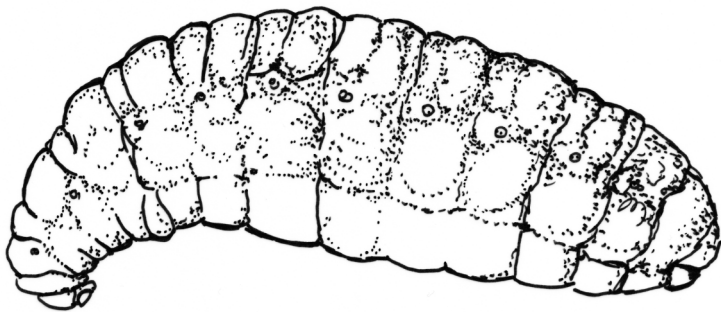
Eigentlich eine banale Aussage. Was meint Freud mit 'höchst' und 'niedrig'? Die Wertung schlüpft unreflektiert, fast suggestiv vorbei. Gleichzeitig wundert er sich, dass auch heute, nachdem Saurier längst ausgestorben sind, dennoch "niedrige" Krokodile existieren und auch beim Menschen, in seiner Entwicklung, primitives Früheres mit aktuell Kultiviertem zusammen bleibt. Freud vermeidet es auffällig, auch das Gegenteil mit zu denken, nämlich zu erwähnen, dass auch früher Kultiviertes in aktuell Primitivem andauert, aber gleichsam verschüttet ist, als Ruinen und somit manchmal Höchstes unter Niedrigem liegt, wie bei den tektonischen Gesteinsüberwerfungen in den Glarner Alpen. Vielleicht kommt von dieser Spannung her der seelisch-touristische Impuls, in den Ferien Gräber und Ruinen von Palästen zu besuchen, um da mit sich selber zu klären, ob mn früher besser war. Archäologie als Tiefenpsychologie. Rückwärts schauend vorwärts kommen.

Was sie in der untenstehenden Illustration sehen, geschieht die schrittweise Entstehung einer *Megascolia* Larve auf der gelähmten Larve eines grossen Käfers, meist von Nashorn- oder Hirschkäfern. Es müssen Käferlarven sein mit einer Körpergrösse, die die Entwicklung einer einzelnen Larve von *Megascolia* ermöglichen, denn die Riesen-Dolchwespen sind ausserordentlich gross, schwer und nicht wie Schlupfwespen zu manchmal Dutzenden an einer Raupe zu finden. Eine einzige Larve von *Megascolia maculata* frisst an einer einzigen gelähmten Käferlarve.



Entwicklungsstadien einer Larve der Dolchwespe *Megascolia* auf der gelähmten Larve eines Riesenkäfers, meist des Nashornkäfers, *Oryctes nasicornis*. (nach Steinberg, 1962). Die Larvenentwicklung findet im Boden statt und endet mit der Verpuppung in einem haarigen tönchenartigen Kokon.

Die Weibchen der Dolchwespen riechen offenbar ihre Opferlarven, und graben sich durch das Substrat, in welchem die Käferlarven fressen, meist morsches, weisssfaules Holz oder Pflanzenabfall. Die Dolchwespen benutzen bei der Buddlerei ihre starken Beine. Sie legen ein einziges Ei unter die Haut am Bauch der Käferlarve. Die Larve der Dolchwespe, die ausschlüpft, bleibt bis zur Verpuppung fest mit der Käferlarve verbunden, nicht aber im Innern des Wirtskörpers, wie es bei den meisten Parasiten üblich ist, sondern bemerkenswerterweise ausserhalb des Wirtskörpers, wie ein Anhängsel. Interessant wäre zu wissen, ob Dolchwespenlarven sich mit dem Stoffwech-



*Ausgewachsene Larve der Dolchwespe Megascolia hirta, (nach Steinberg 1962). Wie aus einem solchen unförmigen Fleischklumpen dereinst ein geflügeltes Wesen entsteht, ist eine Verwandlung, die uns Menschen bis heute wundersam anmutet, märchenhaft, wie Zauberei, heilig, ehrfürchtig und auch hoffnungsvoll, ein Bild für unseren Kleinmut, was Entwicklungen schlechthin und für unseren Kleingeist, was die Zuversicht in die immensen Möglichkeiten unserer eigenen Verwandlungen auf dem Lebensweg betrifft.*

sel der Käferlarve verbinden, etwa so wie Männchen von Tiefseefischen an den grossen Weibchen mit ihren Blutgefässen fest verbunden sind und gar nicht mehr selber fressen müssen. Die Larve der Dolchwespe darf ihren Käferwirt nicht töten. Die Käferlarve muss so lange wie möglich am Leben bleiben, damit ihr Körper nicht verwest, was in freier Natur im Boden nur eine Woche dauern und auch zum sicheren Tod der Dolchwespenlarve führen würde.

Eine *Megascolia* Larve kann ihre Wirtslarve nicht wechseln, wenn sie diese ausgesaugt, oder aufgefriszen hat. Sie verpuppt sich in einem Gespinst auf dem ausgezehrten Kadaver der Wirtslarve.

Sehen diese Illustrationen nicht so aus, als hätte sich eine Larve aus einer anderen Larve entwickelt? Als ob im Zyklus des Nashornkäfers noch ein anderes Larvenstadium eingeschoben wurde? Aus der Larve eines Nashornkäfers schlüpft nicht der Käfer, den man erwarten würde, sondern stattdessen eine stattliche, ja majestätische Dolchwespe, die gefährlich aussieht wie eine Hornisse. Mit vier gelb leuchtenden Flecken auf dem Abdomen und blauviolett en Flügeln. Ein eindrückliches und auffälliges Tier, das niemandem entgeht. Wissenschaftlich wurde es erstmals beschrieben im Jahre 1773 von Dru Drury, der im viktoriana-

nischen, englischen Aristokraten-Showbusiness mit spektakulären Insekten reich und berühmt wurde, auch mit dem Goliathkäfer und vielen sensationellen Schmetterlingen, auch *Lobobunaea phaedusa*, dem Falter der beliebten Speiseraupe Kaba in Kilueka. Der Name *Megascolia* heisst grosser Dolch, *maculata* heisst gefleckt.



*Scolia maculata maculata* Dr. ♀.

Ein erstaunlicher Zufall, dass die Dolchwespe genau da gefunden wurde, wo das 4000 Jahre alte Goldamulett der Bienen von *Malia* gefunden wurde, von dem Wissenschaftler vermuten, es seien darauf nicht Bienen sondern *Megascolia maculata* dargestellt. In der Schweiz wurde das Insekt erstmals 2003 beobachtet in einer Gärtnerei im Wadtland wo gerade Olivenbäume angeliefert wurden. Kamen die Bäume aus *Malia*? Was ist Zufall?

Ist es möglich, dass Dolchwespen auf Laven von Mistkäfern parasitieren? Eventuell auch auf den Larven des heiligen Pillendrehers, dem Scarbäus der Ägypter? Weshalb nicht? Zweitausend Jahre vor Christus, als die minoische Kultur unterging, war Kreta dicht bewaldet und es gab da die berühmten Stiere. Es ist sicher, dass Mistkäfer vorhanden waren, die den Dung der Rinder zu Pillen drehten und aus ihnen eben manchmal nicht Scarabäen hervorgingen, die man von den Ägyptern kannte, sondern ganz selten diese rotstirnigen Dolchwespen. Alles bloss Vermutungen, zugegeben. Aber was spricht dagegen? Sind nicht Umwege des Denkens manchmal lehrreicher als Abkürzungen.

Das ist die Zeichnung der Dolchwespe von der Steinwiese Agia Varvara in Malia, Kreta. Benjamin hat mir das Insekt, das ich nach hause trug, sorgfältig präpariert. Es befindet sich jetzt in seiner Sammlung. Wir haben geplant, wenn wir erneut solche Dolchwespen finden, ein Zuchtprojekt zu machen, um den Lebenszyklus und das Verhalten dieses einzigartigen Insektes genauer kennen zu lernen. Man weiss noch viel zu wenig darüber.

Sicher löst die Beobachtung des Lebenszykluses dieses Insekts auch unangenehme Gefühle aus. Es geht beim Wachstum der einen Larve zugleich um den Tod der anderen. Leben auf Kosten des Opfers. Da hinein spielen

Ängste vor dem Untergang. Es ist die Angst davor, nur anderen zu dienen, damit sie Leben können, selber aber ohne die geringste Chance, seine Bestimmung zu erreichen, ausgesogen und vernichtet zu werden. Das ist ungerecht, unmenschlich, böse.

Wir starren immer ängstlich auf den Untergang, auf den Tod der Käferlarve, auf das, was abstirbt und können wegen dem Schrecken des Todes nicht vorwärts schauen, um zu sehen, dass vor uns neues Leben entsteht, wenn auch oft nicht so, wie wir es gerne hätten. Als Traumbild ist es die Bibelszene von Lots Frau, die zur Salzsäule erstarrt, weil sie entgegen der Warnung ihres Mannes bei der Flucht aus Sodom zurück blickt, auf den Untergang ihrer Heimatstadt. Das meint nicht, dass Frauen dumm sind, weil sie nicht auf ihren Mann hören. Nein. Das meint, dass unsere materielle Seite, die physische, logische, mechanistische, technische Weltsicht beim Verlust des bisherigen Habitats immer auf den Schrecken des Todes starrt, auf den Untergang des Materiellen hinter uns und nicht acht gibt auf den Weg und auf das Leben danach und vor uns.



*Eine Bibelillustration des Untergangs von Sodom und Gomorrha. Klimakatastrophe in der Bibel. Ein Archetyp für die Ahnung des Jüngsten Gerichts, Apokalypse, der letzten Generation, den Klimakleber und für die Angst um den Verlust des Materiellen, die den Menschen erstarren lässt. Es ist interessant, dass in vielen Narrativen der menschengemachte Weltuntergang mit der Zerstörung von Städten erzählt wird. Weltuntergang ist urbaner Untergang. Es geht danach raus aufs Land. Der Wahn der städtischen Ausbeutung und Selbstbeweihräucherung und das toxische Klima von Gottesanmassungen wird immer wärmer bis es sich selbst entzündet und alles niederbrennt.*

## AFRIKA TAGEBUCH

*19. Juni 2022*

Fünf Uhr, Morgendämmerung im Wäldchen von Landquart. Es windet, ist sehr warm, wolkenlos. Kathrin, meine Campingnachbarin, hat sich gestern abend von mir verabschiedet und gesagt, dass sie für mich Socken stricken werde, bis ich wieder zurück sei aus Afrika. Sie hat mir zwei Wollknäuel gezeigt, die sie in einem Brockenhaus gekauft hat, ein sanftes Lindengrün und ein warmes Hellgrau. Dann bat sie mich, eine Faust zu machen und sie nahm daran Mass für meine Fussgrösse. Das ist ein Zusammenhang, den ich nicht kannte: Der Umfang der Faust entspricht der Länge des Fusses.

Der Taxichauffeur ist um 5.50 Uhr da. Es ist ein junger Mitarbeiter von Hossam. Ein Ägypter. Er will die zwanzig Franken für meinen Transport nicht annehmen. Ich solle das Geld jemandem in Afrika geben, einer Familie, die Hunger leidet. Ich habe viel schweres Gepäck dabei, zwei Koffer und eine Kiste mit den HEPA-Filtern für die Einrichtung eines Pilzlabors.

6.21 Uhr. Der Zug fährt von Landquart ab. Ich bin alleine im Abteil. Es ist Sonntag.

9.00 Uhr. Einchecken am Flughafen Zürich. Problemlos. Die Schalterdame von Turkish fragt zwar nach einem PLF (Personal Locator Form, um die Personen auf einem Sitz zu lokalisieren, falls es später einen Ansteckungsfall gibt. Das dient aber vor allem dazu Leute unbegründet und willkürlich, gegen viel Geld, versteht sich, in Quarantänen zu schicken. Tipp: Ja keine richtigen Angaben machen. Wir sind ja alle ein bisschen legasthenisch), ich sage nur: "Ich brauche keinen!" Sie akzeptiert es erstaunlicherweise. Alles okay. Auch meine 50'000 Ah Powerbank für Augustin, mit Licht und Solarlader, bringe ich durch den Security-Scan. Die Uniformierten sehen zwar, dass etwas Größeres in meinem Rucksack ist. Aber ich habe die Batterie entladen und die Werksangaben auf der Powerbank überklebt mit einem Papierchen, das ich selber mit dem Laserdrucker hergestellt habe, mit irgendwelchen unleserlichen chinesischen Zeichen, zwischen denen gross und fett die Angabe "20'000 Ah" prangt. So einfach ist das heute: Du klebst selber etwas darüber, damit es den Regulierungen entspricht; selber Impfausweise, selber PCR Tests, Zertifikate, alles. Auch die meisten Bücher und Diplome von Politikern sind heute so gemacht. Ist nichts neues. Umlabeln macht man mit Gammelfleisch seit Jahrzehnten und mit anderen alltäglichen Dingen auch, Bescheisserei eben. Weshalb sollen wir das nicht auch machen? Es merkt's ja eh niemand.

Was höre ich? Irgend jemand müsse doch noch ehrlich sein, damit alles funktioniert. Ach ja? Wieso denn? Wer sagt das? Etwa der Staat und die Gerichte, die seit kurzem die exklusive Betrugshoheit für sich reklamieren? Oder die Dummen, die von Gangstern Lose und Aktien, oder Bitcoins kaufen und meinen, dass sie eventuell gewinnen? Oder die schweigende Mehrheit, die sich ganz berechnend dumm stellt, und mitschwänzelt, weil sie Angst hat, selber zu denken und man eventuell misstrauisch und es schwierig werden könnte, wenn man merkt, dass die Mehrheit doch nicht so blöd ist, wie sie tut?

Im Flughafencafe bei den Gates kann man neuerdings nur noch Kaffee bestellen via QR code. Das passt. Gates finde ich sowieso eine perverse Beschilderung für einen Reisebeginn. Man denkt bei diesem Wort immer an einen verschrumpelten Tech-Milliardär, der dem US-Geheimdienst Hintertürchen in seiner Software einbaut, sich in die WHO eingekauft hat und das Reisen verbieten will. Flugsteig finde ich zwar auch ein bisschen verstiegen, aber wie wär es mit Himmelstor?

Seinen Kaffee muss der Kunde in der Menukarte mit dem Handy scannen, via Internet abschicken und so kann man im Flughafencafe bestellen. Ich wart mal ab. Ich hab

seit März 2020 mein Handy abgeschafft. Da mach ich nicht mehr mit. Die Handytarife sind ja unterdessen fast gratis. Die Geräte schmeisst man uns auch nach. Die COVID - Impfung war auch gratis. Warum wohl?

Mal schauen, ob doch noch ein Kellner kommt. Es kommt tatsächlich einer, als ich ihm zuwinke. Ich sage ihm, dass ich bei den olympischen QR-Spielen nicht mitmache, sondern lieber eine Tasse Kaffee trinken möchte. Ob man auch von Mensch zu Mensch bestellen könne? Oder ob das zu kompliziert sei? Der dunkelhäutige Kellner lacht. "Kein Problem", sagt er, "Spielen wir zusammen!"

Neben mir will sich ein älteres Pärchen an einem Zweitisch installieren. Die Frau mit FFP2-Maske putzt akribisch, demonstrativ und vorwurfsvoll den ganzen Tisch mit einem selber mitgebrachten Feuchttuch, das sie einer schwarzen Lacktasche mit Goldketten-Traggriff entnimmt. Auch die Menukarte und der Inox-Metallständer, in welchem die Karte steckt, wird hingebungsvoll hygienisiert. Der Mann der VIP-Putzfrau ist unterdessen irgendwohin gegangen, wo genau sehe ich nicht. Die Frau schaut beim Putzen ab und zu auf und sucht nach ihrem Mann. Nun kommen noch die beiden Kunstlederstühle dran. Auch sie werden mit religiöser Inbrunst gereinigt. Man spürt in den Bewegungen

der Frau die Abscheu vor all den toxischen, ekligen Mitmenschen, die da zuvor gegessen haben und die es wegzuputzen gilt. Nun äugt sie nochmals ängstlich nach ihrem Mann, ob er sich schon angesteckt hat. Ich bin gespannt ob sie ihn auch desinfiziert vor dem Gebrauch. Vom Aussehen her ist die Frau das Gegenteil einer Putzfrau, ein geschniegeltes, verwelktes, dickliches Plastikblümchen, Typ Prada-Handttäschchenfrau, die noch nie gearbeitet hat, schwarz gekleidet. Zwischen Busen und Arsch sieht man keinen Übergang. Der Körper ist walzenförmig. Reiche Bünzlis. Nach einer halben Stunde hat der Mann es geschafft mit seinem Handy via QR-Code eine Bestellung aufzugeben. Sie feilt in der Zwischenzeit ihre Fingernägel. Ihr Gesicht ist männlich, grob, pockennarbig, fleischig. Er ist ein typischer Banker im Freiheitslook. Man macht auf locker, Jeans und braune italienische Lederschuhe. Sie trägt schwarze Hochglanzlackstöckel. Ich verstehe dass es Leute gibt, die solchen Mittelstandsmüll haben. Ich bedaure sie eher.

Im Flugzeug von Istanbul nach Kinshasa: Eine hochgradig adipöse, schwarze, jüngere Frau sitzt den ganzen Flug neben mir. Ich am Fenster. Sie am Gang. Die mit Goldketten, Ohrflitter und Ringen vollbehangene Fleischwalze ist jämmerlich und unwürdig wie Schlachtvieh einge-

klemmt zwischen den beiden Armlehnen, dass sie sich nicht bewegen kann. Ihr Fettpolster quillt unten und oben über die Armlehne bedrohlich zu mir hin. Dazu stecken ihre Beine, in schwarze Leggings, wie aufgeblasene Würste, zwischen Vordersitz, Beinraum und Sessel fest. Merken diese Leute nicht, dass mit ihnen etwas nicht stimmt, und eventuell nicht nur die Breite und Länge des Sessels nicht stimmt? Einmal kippt die Fleischbergfrau zu mir, weil sie schlafen möchte und sie nicht realisiert, dass ich nicht ihre Mama bin. Unangenehm ist dies deshalb, weil man ja Mitleid hat. Diese Menschen sind auf Wohlstand nicht vorbereitet worden. Es sind verlorene Kinder von Neureichen, die ohne Bildung, ohne Beruf, ohne taugliche Lebensidee aufwachsen, nur gleichgültig in den hohlen Konsumtaumel geschubst, aus dem die armen Seelen wohl nie heil heraus kommen werden. Ohne Verantwortungsbewusstsein für das eigene Privileg. Es ist die Art, wie man heute fast überall Reichtum lächerlich macht, indem man ihn den Falschen überlässt.

Montag, 20. Juni 2022. Nachts um 23 Uhr. Ankunft in N'Djili, Kinshasa. Kein Coronastress. Sie wollen den Impfausweis sehen, kompetenzfrei, wie immer, fertig. Die Covid-Mafia-PCR-Baracke ist verwaist. Fast zwei Stunden Warterei in der Bruthitze am Gepäckband auf die Koffer.

Guelord, Augustin und Blaise erwarten mich draussen. Es ist schon weit nach Mitternacht.

Kinshasa scheint aufgeräumter als auch schon. Ich gewöhne mich langsam an diesen inhumanen Irrsinn einer Stadt, die eine urbane Massentierhaltung des Menschen ist, die in Trostlosigkeit von nichts Vergleichbarem in der Landwirtschaft übertroffen wird, weder von Schweinen, Hühnern, noch von der Lachsfischhaltung in norwegischen Fiorden. Einfach nur grausam. Weil man die Leute nicht auffrisst, kümmert man sich nicht mal um ihre Gesundheit. Das ist ein Vorteil, den Zuchtschweine noch genießen. Man kann sie nicht hemmungslos mit Gift vollpumpen und genterapeutisch endbehandeln. Man will sie ja schliesslich noch essen. Man will sie metzgen und verkaufen. Die Menschen hingegen dürfen verrecken. Genau so sieht es in Kinshasa aus.

Als wir nach zwei Uhr im menschenleeren Stadtzentrum Gombe ankommen, müssen wir zuerst den Surveillant im khakibraunen Rangerkostüm wecken, dass er uns das Tor des Zugangs zum Hotel aufschliesst. Nachher müssen wir noch den Hoteldirektor wecken, der uns schlaftrunken die Türe zum Hotel öffnet. Mein Zimmer im Hotel "Pour Vous" ist diesmal im zweiten Stock, Nummer

819, ich wusste nicht dass es einen zweiten Stock gibt. Kein Stromausfall. Dinge fallen hier auf, wenn sie funktionieren.

Am Morgen ins Kiros-Restaurant. Da bin ich fast der einzige Gast in der grossen, sauberen Halle mit den vielen orange uniformierten Kellnerinnen mit den adretten orangen Häubchen, die meist in Grüppchen zusammen stehen. Aufmerksamkeit ist nicht deren Stärke. Man muss im leeren Restaurant winken. Die meist jungen Frauen scheinen irgendwie zu träumen. Man kann ihnen nicht böse sein. Sie stehen da, wie man unter Freundinnen in einem Dorf beisammen ist an einer Hecke, im Schattem eines Safoutiers und den vorbeiziehenden Menschen auf der Strasse zuschaut, ohne dass im geringsten ein Handlungsbedarf entsteht.

Ich erinnere mich soeben, dass gestern im Ausgangsbereich des Flughafens ein junger Mann, der auf meinem Flieger war, von Polizisten abgeführt wurde. Er war auffällig in teure Marken-Hiphop-Kluft gekleidet. Lässig. Zwei Meter gross. Baseballkappe in Vierfrucht Armeedesign. Mit teurem Plunder behangen, Rolex und schweren Gold-Kubaketten. Das sind Neureichenkinder, die ihre Eltern im Griff haben und die Rebellion des Unnützen im Äusseren zelebrieren, in Militärstoff, der zu einem Modetag zurecht geschneidert wurde, als Spiegelbild des gesellschaftlichen

Irrsinns und als provokante Konsumattitüde für die 79 Millionen hungernden Kongolesen. Das Parkticket für die Ausfahrt aus dem Flughafengelände kostet 25 Dollars. Der Wochenlohn eines Landarbeiters.

Ich lege mich ins Hotelbett. Dabei merke ich, wie im Schlaf sich stets die beiden Ebenen des Hierseins in Kinsasa und des Nichtmehrdortseins im Waldcamping Landquart verwischen und vermischen und seltsame Widersprüche aufflimmern. Das Wo ist entscheiden, weil die Aussenwerte ändern, je nachdem, wo man ist. Ich kann das nicht konkreter machen, weil jetzt, wenn ich wach bin, die Verwischung der Wos nicht erhalten bleibt. Sie ist eine Empfindung im Traum, wenn die Seele in einen Zwischenraum von Gegenwarten gefallen ist, in eine Gegenwartsspaltung sozusagen, dass Gegenwart fraglich wird, weil man nicht mehr da ist wo man war und man aber noch nicht da ist wo man ist. Die Seele ist unsicher, wohin sie gehört. Ich glaube dass viele Seelen ihr ganzes Leben lang dieses Gefühl haben, nicht richtig in der Weltgegenwart angekommen zu sein, sondern zwischen Vorher und Nachher irgendwie und irgendwo im Nichts verloren.

Der Mut zu einem klaren Ja zum Besuch dieser Welt, hat etwas mit dem Gefühl zu tun, wie willkommen wir

uns dabei empfinden. Sehen wir in unserer Welt, der Natur, auch in all den unverstandenen Realitäten, die wir um uns wahrnehmen, wenigstens so etwas wie ein "Bienvenue", eine Freude und Dankbarkeit, dass es uns gibt und dass wir da sind? Das tut uns gut. Sind wir nicht manchmal beschämt vom Glück, wenn wir dies plötzlich empfinden? Wir sind geliebt. Man hat uns vermisst. Man hat unseren Stuhl freigehalten. Wir sind willkommen geheißen von jedem kleinsten Stäubchen, jeder Faser des Hier und Jetzt. Oft haben wir hingegen Angst und quälen uns mit dem Gedanken, vielleicht gar nicht willkommen zu sein, keine Wunschkinder zu sein, nur Unfälle.

Das, was Sigmund Freud betont in seinem kleinen Exkurs über den Zweck und Nutzen des Daseins, im Buch über das Unbehagen in der Kultur, scheint mir fragwürdig. Da formuliert er etwas plakativ, "man möchte sagen, die Absicht, dass der Mensch "glücklich" sei, ist im Plan der "Schöpfung" nicht enthalten." Also geht es um das Vermeiden von Unglück. Aber wie?

*"Gewollte Vereinsamung, Fernhaltung von den anderen ist der nächstliegende Schutz gegen das Leid, das einem aus menschlichen Beziehungen erwachsen kann. Man versteht: das Glück, das man auf diesem Weg erreichen kann, ist das der Ruhe. Gegen die gefürchtete Aussenwelt kann man sich nicht anders als durch irgendeine Art der Abwendung verteidigen, wenn man diese Aufgabe alleine lösen will. Es*

*gibt freilich einen anderen und besseren Weg, indem man als Mitglied der menschlichen Gemeinschaft mit Hilfe der von der Wissenschaft geleiteten Technik zum Angriff auf die Natur übergeht und sie dem menschlichen Willen unterwirft. Man arbeitet dann mit Allen am Glück Aller "(Kapitel II, 35)*

Angriff auf die Natur als Weg zum Glück? Solidarisch für Alle? Gegen welche Natur? Etwa gegen die des Menschen selber? Sigmund Freud hat mit diesen Worten einen technokratischen, ideologischen, aber zutiefst trostlosen Willen zum Glück formuliert. Das tönt in meinen Ohren sehr unbehaglich, ein bisschen wie psychoanalytischer Transhumanismus. Das war vor hundert Jahren.

Warum darf es nicht reichen, einfach anzukommen in der Welt? Vielleicht gehen uns die Nützlichkeiten und Zwecke unseres Habitates gar nichts an. So wie uns der Tod und das Nachher nichts angehen. Weshalb sonst verbirgt der Tod sich vor uns so hartnäckig? Man darf Unvermögen und Unwissen auch als Gnade und Entlastung annehmen. Man muss nicht alles Unbegreifliche psychologisierend und verwissenschaftlichend in spekulatives Kunstlicht zerren. Die Versöhnung des Einzelnen mit dem Ganzen seiner Lebensumgebung kann man nicht herstellen. Man muss sie sein und ausleben.

Versöhnung mit den Gegebenheiten des Habitates wird nie endgültig gelingen. Sie bleibt für immer ein unferti-

ges Bild. Versöhnung ist ein Lebensprozess nicht mit einem Ende, sondern mit einem Vektor, einem Pfeil, einem Zeiger. Entscheidend ist die Ausrichtung und Hinwendung. Was wollen wir da von Gelingen reden, von erreichten Zielen, Zwecken und erbrachtem Nutzen, verdienten und geleistetem Glück?

Das Unbehagen in der Kultur kommt von daher, dass die meisten Narrative von den Aufgaben des Menschen nicht stimmen. Es sind ideologische Machwerke, die an Zwecken und Nutzen haften und den Menschen zu einer sklavischen, tierhaften Maschine degradieren. In der Religionsgeschichte ist der instrumentalisierte Seelendrang nach Frieden und Versöhnung exemplarisch dargestellt, wenn man es sehen will. Muss man gegen zweckhafte Narrative kämpfen, um den Menschen zu befreien? Wenn man die Kraft dazu hat. Vielleicht hat man Narrative schon dadurch zerstört, dass man sie durchschaut und sich von ihnen mit allem Respekt los sagt. Zuerst innen, dann aussen. Wir sind dann durch Erfahrung und Begegnung wieder ein bisschen besser immunisiert gegen schädliche Übergriffe auf die Verletzlichkeit unserer Sehnsucht. Und sind frei für neue Eindrücke, ohne die Einbrenner der qualmenden Brandeisen von Sklavenberuhigungsgeschichten.

Das Zimmer 819 im Hotel "Pour vous" hat ein Fenster. Es ist vergittert, aussen mit einem eisernen Einbruchschutz,

innen eine Hälfte mit Glas, die andere mit rostigem, metallischem Insektengitter. Von der Strasse, die unten am Haus vorbei führt, dringt Stimmengewirr herauf, wie das Plätschern eines Flusses von Palaver, gemischt mit Gehupe, Geklopfe, Musikfetzen, manchmal einzelne aus dem Rauschen und Gemurmel spitz herausragende Rufe, oder wie kleine Schaumkrönchen oder Glubscher und Spritzer von Motoren und Maschinen. Auf der Aussenseite meines Fensters, durch das staubtrübe Glas, sehe ich kleine Pflanzen, die auf dem Fensterrahmen Wurzeln geschlagen haben. Sie sind da nicht gepflanzt, sondern von selber hingeweht als Samen, festgewachsen in einem dreckigen, feuchten Falz des Mauersims. Ein Pflänzchen sieht aus wie ein Bonsai-Maniok. Es sind keine Fettblätter wie unsere Schweizer Hauswurz, sondern Aufwachspflanzen, wie Moose, Haarflechten und Bridelien an Bäumen in den Tropen. Wenn ich runterschaue in die Strasse, sehe ich einen Reigen bunter Sonnenschirme aufgespannt, am Rand der ungeteerten Staubpiste. Es ist trocken und warm, aber nicht drückend heiss.

Augustin wollte um Mittag bei mir sein. Jetzt ist es 16 Uhr. Das wird wohl nichts mit dem Besuch im Hautquartier des Hilfswerks. Augustin hat gesagt er wolle heute Dokumente fertigstellen, die die Bürokraten verlangen.

Es scheint dass sich das Klima der Zusammenarbeit ein wenig ins Konstruktive verschoben hat. Es sei ein Wille spürbar, sagte gestern Augustin. Auch das Geld für das zweite Buch habe man bezahlt. Wir müssten einfach schauen, dass wir nicht politisch auftreten, was P. am ersten Buch etwas bemängelt hat. Man will einfach nicht darauf hinweisen, dass unter dem christlichen belgischen König Leopold geschätzte zehn Millionen Kongolesen massakriert wurden, etwa die Hälfte der damaligen Bevölkerung. Die Angst vor Klartext verstehe ich. Auch das Rote Kreuz will politische Verwicklungen vermeiden, angeblich weil es die neutrale Arbeit erschwere. In Wirklichkeit ist das Rote Kreuz heute genauso irreversibel verwest, korrupt und gekauft von Lobbyisten wie alle anderen grossen Hilfswerke, unterwandert von Ideologie und Wirtschaftsinteressen, auch wenn sie gerne ihre Heiligenscheine polierend betonen, unpolitisch und nicht ideologisch zu sein, weil sie eben nicht wollen, dass man ihre Perversion entdeckt.

Mit Sigmund Freud bin ich ganz und gar nicht einverstanden, dass der Rückzug ins Eremitäre die Wirksamkeit des menschlichen Lebenseinsatzes verspiele. Da ist Freud unkritisch, depressiv und deprimierend und enttäuschend affirmativ. Es lohnt sich eben doch, sich auf sich selber zu besinnen, weil es auch Menschen gibt, die sich für die Welt



*Mein Zimmer Nummer 819 im Hotel "Pour Vous" in Kinshasa.*

zurückziehen, zu gunsten der Welt. Es gibt einen Weg ins Weltliche, auf welchem man sich zurückzieht aus hinderlichen und normalkranken Seiten des Äusseren; Rückzug zur Heilung und Ganzwerdung, die man danach als Dank umso vitaler investieren kann.

Der Himmel über Kinshasa ist fast gleich gefärbt wie der Dreck der Strasse. Es ist ein ockrig staubgrauer wolkenloser Verlauf, der über den Hausdächern dunkler ist, als ob da Licht aus dem Himmel abgesaugt würde und dann, je höher er sich wölbt, in das Blaugraue von Plastik- und Abfallhaldenrauch übergeht, eine kalte Helligkeit über knöchernen Wohnblöcken mit schwarzen Lochfenstern, die ausgenagt, ausgespült und umbrandet werden vom wogenden Geräusch des Geribsches der Menschen.

Thomas schickt mir eine Replik auf eine ARTE Sendung über Nahtoderlebnisse, die das Thema biologisch abhandeln will. Das provoziert Thomas zu einer deutlichen Antwort:

*"Es ist halt eine ähnliche Propagandaveranstaltung wie sie es auch gibt über Homöopathie, Anthroposophie, Körpertherapie, Impfungen, Spiritualität etc. Es ist nicht eine Frage von Wissenschaft oder ehrlichem Nachdenken, sondern eine Frage von Ideologie. In einer säkular-materialistischen Gesellschaft darf es kein Leben ausserhalb von Materie geben. Das ist alles. Diese Meinung wird allen Bürgern in Dauerschleife verordnet. Hier eine fundiertere Antwort: <https://youtu.be/b73AaAyXkTs> . Gueti Reis nach Afrika! Herzlich Thomas*

Das Video von Dr. Nam habe ich mir gleich angeschaut. Da spürt man wissenschaftliches Interesse bei erfrischender Ergebnisoffenheit, nämlich anzunehmen, dass es eine aussersinnliche Wahrnehmung gibt und dass sie erinnerbar ist. Dass man aber um ein Verständnis ringt, wie dies möglich sein kann. Von daher hat Thomas recht, wenn er das vergleicht mit den hilflosen Versuchen, Homöopathie wissenschaftlich zu erklären, weil es dann einfacher ist sie zu verleugnen oder als Placebo abzutun.

Nahtoderlebnisse sind wichtige Narrative menschlicher Gesellschaften. Kulturen haben einen wesentlichen Teil ihrer Phantasie darauf verwendet, Erlebnisse und Wege zum Nachher in einem Narrativ unterzubringen, das die Richtigkeit des Soseins bestätigt. Das ist der Ursprung von staatstragenden Systemen und Religionen also von Versuchen, die unfassbare Wahrheit solcher Nahtoderlebnisse für die Gesellschaft und für das materialistische Machtgefüge profitabel zu machen. Religion will den Spiritual Power in die Physik hinüber abgraben. Aber nur ein bisschen. Denn sonst muss sie auch erklären können, warum Wasser einen Felsen durchströmen kann. Einfach so, weil ich es sage: Wasser strömt durch den Felsen. In der Sprache geht es.

Nahm erklärt den Skeptizismus der Wissenschaft gegen Nahtoderfahrungen und aussersinnliche Wahrnehmungen damit, dass Wissenschaft selber ein Dogma geworden ist, das Religionen ersetzt. Der Wissenschaft mangelt heute Ehrlichkeit, Neugier und Ergebnisoffenheit, mit der sie sich weiter entwickeln könnte und auch ihre Grenzen erkennen und annehmen könnte. Das Spirituelle stellt die Wissenschaft nicht in Frage. Aber man soll nicht einen Stein fragen, wie spät es ist.

Es ist faszinierend zu beobachten, wie sich Bücher fast von selber bauen. Für mich, als planlos planender Mensch, ist das Primat der Erwartungsfreiheit beim Schreiben eine grosse Förderin und eine ebenso grosse Herausforderung. Ich bin froh, dass ich zielorientierten Druck von aussen fast nicht kenne. Ich kann mich von der Sache leiten lassen. Stell dir vor, du hast von deinem Verlag einen Termin für eine Veröffentlichung erhalten und dann ändert sich in dir plötzlich das Thema und zwar so, dass es sich umdreht, wie ein Wanderer, der dir lange voran gegangen ist und sich plötzlich zu dir umdreht, dich anlacht und sagt: "Ich bin müde. Kehren wir um. " oder: "Da vorne ist eine Kreuzung. Sag du nun, welchen Weg wir einschlagen!" Was machen wir dann? Bleiben wir unschlüssig stehen?

Statt verbissen nach Lösungen zu suchen und sich in wahnsinnige Modelle und Ideen zu versteigen, ist es manchmal zielführender, Lösungen los zu lassen und das Problem anzunehmen. Bei der Lektüre von Freud habe ich gedacht: Das Problem des fehlenden Sexualpartners zu lösen mit Verschiebung in die Sublimation von Kunst, Zölibat und Eremitentum: Was für eine jämmerliche Lösung! Was wird daraus für eine Kunst, was sollen solche sexualflüchtige Priester und Religionen, die auf das Fundament fehlender Sexualpartner bauen? Was für eine dumme Idee. Es darf doch etwas fehlen, ohne es zwanghaft ersetzen zu müssen. Das Fehlende ist ja im Fehlen da, indem man es vermisst. Man muss das Vermissten nicht immer zupflastern mit Ersatzhandlungen. Bei Sublimierung tönt das technokratisch hübsch codiert. Aber Kunst ist nicht aus Sublimierung gemacht, sondern weil man das Vermissten und Fehlen zulässt, die Sehnsucht begrüsst. Das ist keine Sublimierung, das ist die lindernde Hingabe an den Zeitschmerz mit eigener Schöpfungstat.

Die Frage, ob es Nahtoderlebnisse gibt oder nicht, ist belanglos. Erstens, weil man damit meist zweckmässig extrapolieren will, ob es ein Jenseits gibt oder nicht und zweitens, weil man etwas viel Wichtigeres ignoriert, nämlich die unglaubliche Verwandlungskraft, die solche Er-

lebnisse bedeuten für Menschen, die davon berichten. Ob das etwas mit der Elektrochemie unseres Gehirns zu tun hat, oder mit der neurologischen Idee von Bewusstsein – solchen Erörterungen kann ich genau 60 Sekunden folgen. Dann wird es rasch langweilig, weil es dämlich ist, in falschen Modellen rumzugrübeln nach Lösungen. Das ist etwa so als wolltest du mit der Logarithmentabelle kochen lernen.

Bei all unseren Versuchen, mit Modellen die Welt zu begreifen, sollten wir ein Gespür entwickeln dafür, welche Modelle dem Gegenstand angemessen sind und welche nicht. Ich finde jedenfalls für das Nachdenken über Nahtoderlebnisse die Aussagen und Berichte von Menschen, die solche Erlebnisse hatten, angemessener als die Millivolt-Hirnspannungen im Synapsenfeuer eines Hirnpartiallappens. In beiden Fällen darf ich selber entscheiden, was ich für glaubhaft halten will. Mir ist die Aussage eines Menschen aber irgendwie näher und verständlicher. Ich höre einem Menschen lieber zu, als dem Geflacker einer Kurve, die ebensogut vom Spektrometeroutput eines Joghurts stammen könnte. Das hat mit Wissenschaftsfeindlichkeit nichts zu tun. Eher mit Priorisierung von Quellen.

Gefährlich und verführerisch zugleich sind Erzählungen, die ein bestimmtes Modell über einen Gegenstand

stülpen möchten, als dogmatische, absichtsvolle Festlegung. Man darf selber ein Gespür dafür entwickeln, welches der vielen angebotenen Narrative einem Gegenstand angemessen sind und welches nicht. Auch die Hebammenkunst des Sokrates besteht ja im Wesentlichen darin, nicht selber nach Lösungen zu suchen, sondern durch Skepsis an den vorgestellten Erklärungsmodellen und durch ihre Infragestellungen, der Sache näher zu kommen. Probleme müssen nicht einfach gelöst, sondern zuerst verstanden werden. Und ausgehalten werden. So entsteht Erkenntnis.

Freuds Buch "Das Unbehagen in der Kultur" müsste richtiger heissen: "Das Unbehagen in der Stadt", also: im falschen Habitat, an einem Ort nämlich, wo der Mensch in den Lösungen seiner selbstverursachten Probleme der Dichte, der Abhängigkeit und der systemischen, technischen Verwicklungen, mit denen er sich immer komplexer und unübersichtlicher belohnen will, verschwunden ist.

Sigmund Freud wollte sein Buch ursprünglich "Das Unglück in der Kultur nennen". Er hat den Titel dann etwas zurück genommen und in den Bereich einer bloss unbestimmten Ahnung von Unglück gestellt. Eben: In ein Unbehagen.

Unglück in Unbehagen zu verwandeln ist bedeutsam. Vor allem für Psychologen. Man spielt den Ernst der Sa-

che herunter. Das Unglück der Judenverfolgung als blosses Unbehagen zu bezeichnen ist genau diejenige psychologische Verharmlosung, die Auslöser von Unglück ist. Glück handkehrum als blosses Behagen zu bezeichnen ist mit der trostlosen Fadheit des Bequemen behaftet. Das hat für mich im Glück nicht Platz. In meiner Sprachwelt ist Glück wie ein Atemzug der Seele aus der Ewigkeit. Das ist nicht behaglich. Es ist lebensspendende Nahrung. Und so verstehe ich auch Nahtoderlebnisse.

Müssen wir unbedingt an der Seele festhalten? Geht es nicht auch ohne diese Annahme? Doch, es geht schon. Aber nicht hier. Leser zu sein bedeutet, Seele zu haben. Sie liest mit. Weshalb solltest du irgend etwas lesen, wenn alles ohnehin vorprogrammiert ist? Etwa, um eine Langweile im Zwischenraum des Programmcodes zu füllen, mit ein paar sinnlosen Randomloops? Oder wie stellt sich ein fanatischer Transhumanist wie Ray Kurzweil, das Lesen eines Buches vor? Ein Scan ins Nichts?

Der Leser ist kraft seiner seelischen Vollmacht in seine Freiheit gerufen, sich dem Text nicht nur in die Arme, sondern manchmal auch entgegen zu werfen, sich an ihm aufzubauen, so wie das Meer die Felsen anbrandet, um sie zu richtigen Felsen zu machen und nicht um sie zu verwässern.

21.6.2022

Meine Uhr geht eine Stunde vor. Ich bin zu früh im Kiro. Alles ist noch aufgestuhlt. Eine Team putzt. Eine nette Dame gibt mir dennoch einen Tisch frei. Ich kann einen Kaffee trinken und eine Omelette essen mit Orangensaft. Ich bearbeite das Budget, das mir Augustin gestern gegeben hat. 16% Mehrwertsteuer ist auf der Rechnung. Es gibt viel zu überlegen. Wem gehören die Bauten, die das Hilfswerk mitfinanzieren soll? Wie amortisieren wir Anschaffungen? Wie wird das nach Projektende abgegolten usw. Es fehlen viele Posten: Reparaturen, Ausbildungsmaterial. Das wichtigste Projekt wäre meiner Ansicht nach endlich eine funktionierende zyklische Toilettenanlage zu konzipieren., aus welcher die Wertstoffe zurückgebracht werden auf die Produktionsflächen, oder zur Düngung der Aufforstungen. Aber dazu muss ich erst mal selber die Idee der Toilettenanlagen und die bestehenden Traditionen kennen; auch die damit verbundenen Tabus, die bei Fäkalien immer sehr stark mit Ängsten und Aberglauben belegt sind.

Wenn ich das Budget für das Dreijahresprojekt der Co-operative anschau, fällt mir auf, dass die Hälfte der vorgesehenen Anschaffungen direkt wieder zurück fließt an die Geberstaaten. In Afrika und vor Ort verbleiben die

Löhne, die aber ebenfalls grossmehrheitlich sofort wieder an die Geberländer zurückfliessen, für Telefon, Medikamente, Motorräder usw. Die Hilfsleistungen an Afrika sind indirekte Subventionen für die Industrie der Geberländer. Die Donatoren sind deshalb interessiert, dass es ja nie Konkurrenz in Afrika gibt für ihre eigenen Produkte. Der afrikanische Markt ist gigantisch und die Absatzpotentiale fast unbeschränkt: Vor allem für Nahrungsmittel, Technologie usw. Ein Paradies ist Afrika. Alle Produktionsstätten sind dort vernichtet. Man ist ganz von Geberländern abhängig und wird jetzt noch von Hilfsprojekten ausgesaugt, die die Abhängigkeit zementieren. Ja, ich frage mich manchmal ernsthaft, weshalb ich hier mitarbeite.

Ausserdem erspart sich der Westen Entsorgungskosten. Das ist auch in der Schweiz so. Spitalbetten werden nur deshalb gratis abgegeben, weil deren Entsorgung dem Spital Kosten verursacht. Würde das Wegwerfen nichts kosten, hätte man sie sicher lieber vernichtet als sie meinem Campingnachbar Freddy gratis abzugeben, der die Betten nach Rumänien verschenkt. Sicher! Die Hersteller der Betten würden nämlich liebend gerne sehen, dass die alten Betten vernichtet werden. Als Geschenke bringen sie ihnen nichts ein. Nur Vernichtung schafft Profite. Das ist die kranke Grundlage einer florierenden Kriegswirtschaft. Zerstö-

rung fördert das Geschäft. Die Heizung in meinem Haus in Unterterzen ist ein exemplarischer Fall. Ich musste eine neue Heizung einbauen lassen wegen dem Alter der Heizung, nicht weil sie nicht mehr ordentlich funktioniert. Sie war zu gut gebaut worden, 1972. Deshalb ist die Firma, die sie gebaut hat, Konkurs gegangen, sagte mein Installateur, und selbst ich bin jetzt als Käufer dieser zu nachhaltigen Ware am Schluss verarscht von meiner eigenen Gemeinde, die einen Ersatz verlangt, ohne den Nachweis zu erbringen, dass meine Heizung nicht mehr funktioniert und nicht den Normen entspricht. Solche Idiotie nennt man nachhaltige Entwicklung. Wer genau hinsieht, merkt, dass dieses grüne Geschwafel im Grunde ein sehr krankes System der planmässigen Förderung und Vernichtung werthaltiger, funktionierender Dinge ist und man das stümperhafte Getue als Fortschritt umetikettiert.

Das ist in Afrika genau so. Weshalb? Weil die Grundenergie nicht mehr Holz ist, sondern Elektrizität und Öl. Davon hängt alles ab. Man müsste schnellstmöglich wieder zu den guten alten Dampfmaschinen zurück kommen, um aus eigenen, nachwachsenden Ressourcen Energie zu machen für den Betrieb der benötigten Geräte. Lieber Nutzwälder aufbauen statt Solartechnologie, weil das Geld für Technologie sofort ins Ausland verschwindet und

nicht in der lokalen Ökonomie bleibt. Es ist derselbe Unsinn wie mit den Bäckereien, die mit Mehl betrieben werden, das nur aus dem Ausland kommen kann, von den Geberländern der Hilfgelder, weil die Missionare das so wollen. Brot und Wein. Jetzt kostet ein Sack Mehl in Kinshasa statt 35 Dollars 50 Dollars, wegen der Preistreiberei und dem Krieg in der Ukraine. Die Bäckerei in Kilueka steht still. Nimmt mich wunder, wie das dort weiter geht.

Augustin sagt, dass er am Morgen hier sein werde um das Budget gemeinsam durchzusehen und zu ergänzen. Um 11.15 ist er noch nicht da. Das Zeitbewusstsein ist ein anderes hier. Man hat sich damit abgefunden, dass Zeitversprechen reine Theorie sind, und dass man in einem solchen Fall ganz praktisch bevorzugt, dass der andere wartet. Man könnte mit realistischer Einschätzung sagen ich bin um Mittag bei dir. Aber wenn man das einem Afrikaner sagt, ist er erst am Nachmittag da und dann muss man auf ihn warten. Also sagt man lieber ich bin am Morgen da, damit er am Mittag, wenn man kommt, schon da ist. Ich glaube dass dies die Zeitlogik hier ist. Pünktlichkeit gilt für diejenigen die warten wollen. Hier gilt der Grundsatz "Zeit ist Geld", nicht unumschränkt. Denn wenn Zeit Geld wäre, wären hier alle sehr reich. Zeit ist gratis. Warten kostet nichts. Und was nichts kostet ist nichts wert. Deshalb war-

tet man in Afrika umsonst. Jetzt müssen wir nur noch lernen, unser hungriges Warten in Gelassenheit und Musse zu verwandeln, aus deren Küssen uns all die Geschenke zufließen, die denen fehlen, bei denen Zeit Geld ist.

Stromausfall. Ich lege mich ein wenig hin. Augustin kommt um 13.00 Uhr. Wir besprechen die Strategie der Zusammenarbeit mit dem Hilfswerk. Es scheint dass ein dritter Partner ins Spiel gekommen ist, ein Donateur der dieses Dreijahresprojekt finanziert. Aber auch Augustin weiss nicht, wer es ist. Das Hilfswerk schweigt. Es scheint, dass sie nur Vermittler sind. Bin gespannt auf Details. Als der Strom wieder anläuft um 14 Uhr schreiben wir am Budget. Die Sache wird umfangreicher als ursprünglich geplant. Es sind drei Cooperativen geplant mit je zehn Raupenzüchtern. Dazu die Zentrale in Songanzila, wo die Ausbildung und Verarbeitung stattfindet. Die Führung beim Aufbau hat Songanzila. Nach drei Jahren können gegebenenfalls die Cooperativen in die Selbständigkeit entlassen werden. Augustin berichtet, dass das Hilfswerk viele Anfragen erhalten habe, ob man unsere Zuchtssysteme nicht vervielfältigen könne. Es gibt ein Bildungsinteresse. Das sind an sich gute Zeichen. Hoffen wir dass es die richtigen Leute anzieht.

Moise hat sich aus dem Team zurückgezogen. Er hat offenbar geahnt, dass er nicht mehr dabei sein wird. Das

Projekt wird organisatorisch komplexer. Da arbeiten am Schluss über fünfzig Personen zusammen.

Augustin hat mit E. im Projektbüro des Hilfswerks einen Termin abgemacht. E. aber nimmt sein Telefon nicht ab, wie immer, wenn es etwas zu tun gibt. Deshalb will Augustin selber nachschauen, ob er im Büro ist. Das ist nicht weit von meinem Hotel entfernt. Nur hundert Schritte. Guelord ist auch irgendwo unterwegs, macht Kopien von drei Ordnern für das Hilfswerk. Die wollen viel Papier fressen. Es ist genau diese Unart, wie die meisten Hilfsgelder in bürokratischem Schwachsinn versanden. Es muss ein übergeordneter Wille am Werk sein, der diesen Blödsinn stützt. Bürofuzzies schwänzeln nur mit. Es kann nur der Sachzwang sein, dass es in Afrika nicht vorwärts gehen darf, weil Mama Afrika, so, wie sie in Elend und Abhängigkeit gehalten wird, den Mächtigen gefällt. Sie profitieren vom Elend und kaschieren es mit den selbstilluminieren Heiligenscheinen von Hilfsprojektleins, die möglichst so sind, dass sie nichts bewirken. Also fährt man mit den fetten Jeeps durch die Stadt und vergnügt sich mit sinnloser Bürokratie, Controlling, Papierkram und Wichtigtuerei mit Konferenzen, deren Teilnehmer Perdiem bezahlte Statisten sind. Das alles auf dem Buckel derjenigen, die an der Front arbeiten möchten.

Erst nach dem Essen um 20.00 Uhr kommen Blaise und Guelord ins Hotel. Sie haben den ganzen Tag Kopien gemacht für die Buchhaltung des Hilfswerks. Dann war Stromausfall, Papier fehlte, das Übliche. Augustin sucht den ganzen Tag einen Ort, wo er Dollars wechseln kann in grössere FCC Noten als die 1000-er Note (50Rappen). Es gibt aber keine 10'000er (5Fr.) und auch nicht die grösste Banknote Kongos 20'000 FCC (10.-). Sie sind ausgegangen. Augustin will Honig einkaufen von Produzenten, 2000 Liter insgesamt, also 10'000 Dollars. Das sind zwanzigtausend 1000-er Noten, fünfzehn Kilos Banknoten, die man gar nicht nachzählen kann, wenn man nur ein Leben hat. Ich habe 100 Dollars in 500-er FCC gewechselt. Das ist ein Bündel so gross und schwer wie ein Backstein. Warum zahlt er nicht mit Dollars? Die Leute auf dem Dorf nehmen sie nicht an. Sie kennen nur die FCCs. Aber mit den 1000-ern dauert es Stunden bis alles nachgezählt ist, bei jedem Kauf von 100 Liter Honig sind das 800 Banknoten à 1000FCC!

22.6.2022

Es ist dunkel. Eine schwere Wolkendecke hängt über der Stadt. Aber es ist angenehm bei ca 25 Grad. Und gar nicht so staubig, wie ich es von früher in Erinnerung habe. Nach dem Frühstück im Kiros zeichne ich im Hotel-

zimmer das Organigramm für die Phase 2 des Mbinzo Projektes und entwerfe die Infrastruktur für unsere IT, inklusive Kurse für Raspberry Minicomputer.

Die Idee ist, dass die Geräte im Besitz des Projektes bleiben, aber persönlich zugeteilt werden. Jeder erhält die Geräte auf seinen Namen und muss persönlich für die Geräte Sorge halten. Die Geräte sind keine Privatgeräte. Das wird ein schwieriger Punkt sein. Wir werden das so lösen, dass wir jedes Semester alle Geräte überprüfen. Verluste müssen durch die Verantwortlichen getragen werden. Dafür ist dann unser IT-Elektromann zuständig, den wir aber erst noch suchen und finden müssen, zusammen mit der Person für Ausbildung. Kontrolle und Ausbildung werden kombiniert in einem Kurs. Bei der Übergabe unterschreibt der Empfänger ein Dokument. In welchem er sich verantwortlich erklärt. Verluste muss er selber berappen, defekte Geräte sofort an IT-Elektro melden. Jedes Gerät wird unlöschar beschriftet. Man muss das wirklich sehr sorgfältig machen. Die Leute haben keine Erfahrungen mit solchen Dingen. Vielleicht aber will Augustin ein anderes System. Gestern hat er mich überrascht, als ich davon sprach dass wir die Toilettenanlagen ganz neu konzipieren müssen, um die Wertstoffe der menschlichen Exkremete in der Landwirtschaft zu verwenden. Er hat ein Video gesehen von einem Projekt in Kivu, wo man einen 25-Liter Bidon Urin

für fünf Dollars verkauft, um die Felder damit zu düngen. Genau das also, was ich ihm schon vor zwei Jahren erzählt habe. Jetzt scheint er schon ein bisschen offener, vielleicht wegen den fünf Dollars pro Bidon. Aber egal. Bei einigen wird etwas eben erst ein Wertstoff, wenn ein Preis drauf steht. Das ist in Europa nicht anders.

Zuerst aber müssen wir jetzt das Badehaus in Betrieb bringen. Da gibt es immer noch das ungelöste Probleme mit dem Nachbarn, dessen Zuckerrohrfeld überschwemmt wird. Eine Lösung sei in Sicht, sagt Augustin. Das will aber in Afrika nichts heissen. Dann können wir den Damm schliessen usw. Augustin hat mir ein Video gezeigt von einer Wirbelstromanlage zur Stromproduktion an Gewässern mit kleiner Fallhöhe. Und ein Video über eine Archimedesschraubenanlage. Alles Basteleien, die hier nicht reparierbar sind. Hier ist erst das Stadium erreicht: Wasserrad. Nieder- oder oberflüchtig. Wir müssten endlich die Dampfmaschinen finden, die in Indien wieder hergestellt werden, um unabhängiger von Öl- und Solarindustrie zu werden, mit nachwachsenden Energiestoffen aus der Umgebung. Dazu müssten wir Energiewälder pflanzen. Bäume wachsen hier prima.

Jetzt ist es 10 Uhr. Augustin sagte, er komme früh, um einkaufen zu gehen. Ich bin soweit bereit. Morgen soll

dann die Reise nach Kilueka los gehen.

Jetzt ist es 11 Uhr.

Jetzt ist es 12 Uhr.

Um 13 Uhr kommen Augustin Blaise und Guelord. Wir besuchen M. im Hauptquartier des Hilfswerks. Er ist aber nicht da, ebensowenig wie E.. Aber der Chefsekretär ist da. Das ganze Haus ist voll mit Büros für irgendwelche Sekretäre, Assistenten und Kontrolleuren, alles weisungsberechtigte Chefs und Direktoren, Häuptlinge und Generäle ohne einen einzigen Indianer der etwas tut. So ist dieses dysfunktionalen Hilfswerks selbstzufrieden damit beschäftigt, Projekte, die ohne sie prima laufen würden, zu behindern und Projekte, die nicht laufen vor den Blicken der Geldgeber zu verstecken. T. ist zwar ein anständiger Typ. Als wir zu ihm wollen, durch das Büro seiner Vorzimmerdame, sagt die Frau, dass sie nicht wisse, ob T. da sei, obschon sie in seinem Vorzimmer sitzt. Die Türe ist geschlossen. Erst nach mehmaligem Klopfen meldet sich schliesslich T., der zuvor doch Augustins Telefon abgenommen hatte und öffnet die Türe, die er von Innen verriegelt hatte. Er sieht verschlafen aus. Man sagt sich kurz Hallo. Er sprüht ein paar salbungsvolle Phrasen darüber, wie wichtig das Projekt sei, und so weiter. Alles nett aufgesagt, in Anbetracht des Terrors aber, den das Controlling bei Augustin

veranstaltet, eine nackte Farce. Man hat hier offenbar das Gefühl, dass weihrauchige Segnungen und wächserne Frömmeleien ein Projekt am Leben erhalten. Fakt ist jedenfalls, dass man heute sieben Ordner mit Dokumenten abliefert, tagelange Arbeiten, die man nur tun musste, um die neu erfundenen Abläufe und Strukturen des Hilfswerks zu befriedigen. Augustin wird bestraft für die Fehler der Leute hier. London hat jede Unterstützung für Projekte in der RDC gestoppt, bis die Leithammel im Hauptquartier von Kinshasa gelernt haben seriös zu arbeiten. Aber es ist keineswegs so, dass sie nun diese seriöse selber Arbeit machen. Nicht sie machen das. Augustin und ich und Guelord haben das die ganzen letzten vier Jahren gemacht. Nur hat man unsere Berichte und Abrechnungen immer ignoriert, weil man das Projekt beerdigen und abwürgen wollte, um selber an das Geld heran zu kommen, was allerdings nicht gelungen ist. J. aus der Schweiz hat eine Gruppe von "Beratern" geschickt, die das Nachfolgeprojekt so formulieren sollen, dass es ins "System" des Hilfswerks passt. Die Kontrollettis waren zu viert eine Woche in Kilueka, haben von nichts eine Ahnung und haben dann eine "Evaluation" gemacht. Es ist ein Hohn. Einfach nur lächerliches, hohles Getue und Wichtigtuerei von Bürofuzzies, die noch nie eine Schaufel in der Hand hatten. Augustin musste ihnen erklären, was eine Puppe ist, ein Nachtfal-

ter und eine Mbinzo. Nicht mal unser erstes Buch haben sie gelesen. Nun müssen wir denen erklären, wie unser Nachfolgeprojekt ablaufen soll, damit sie es in das Formular eines Geldgebers eintragen können, von dem sie uns bis jetzt nicht einmal sagen wollen, wer es ist. Ich bin gespannt. Vermutlich aus der Schweiz. Sie wissen auch weshalb sie es uns nicht sagen wollen, weil sie wohl Angst haben vor mir, als Journalist und so.

Ich kann nur wiederholen, dass ich selber niemals an dieses Hilfswerk Geld geben würde für ein Projekt. Ich kenne die Bude nun. Das ist eine Spendenvernichtungsmaschine, wie die meisten Hilfswerke. 90% sind politisch, ideologisch, industriell unterwandert. World Vision, und Rotes Kreuz bestehen nur noch aus Marketing. Dahinter wird der grösste Blödsinn gemacht, den man sich denken kann. Millionenteure Kampagnen mit farbigen Grossplakaten in Kinshasa, dass man sich impfen lassen soll usw. Schlimmer geht es nicht.

Augustin und ich suchen eine Bank um Geld abzuheben. Nach einer Stunde gelingt es beim siebten Schalter. Wir kaufen Proviant ein, Reis, Spaghetti, Sardinen, Kaffee, Milchpulver, eine kleine Flasche Olivenöl. Dann will Augustin einen Drucker kaufen. Er beschwert sich, dass die Ersatzkartuschen für die Toner so teuer sind. Im ersten Laden sehen wir einen HP der passt, aber man hat kei-

ne Ersatzkartuschen. Im zweiten Laden dasselbe. Erst im dritten Geschäft haben sie auch Kartuschen, aber die Preise sind da dafür 10% höher als vorher. Ich will sehen, dass die Ersatzkartusche auch in das Gerät passt. Dann kauft Augustin das Gerät. 500 Dollars sind weg. Augustin, Blaise und Guelord gehen nach hause, ins Quartier Bumbu, ich esse alleine etwas im Kiros. Es ist gerammelt voll, 95% Männer. Im Hotel spielt eine lokale Band. Es hat nur wenige Leute, die zuhören. Die Gruppe tönt authentisch.

23.6.2022

Stark bewölkt, dunkel und sehr mild. 22 Grad um 8 Uhr, angenehmer als in Europa. Im Kiros denke ich beim Frühstück darüber nach, was ich gestern gesehen habe. Dieses wächserne, pastorale Getue aber gleichzeitig Geheimniskrämerei und Sabotage, während man ein bisschen in die Runde segnet und frömmelt. Das kostet nichts. Wenigstens ist der Respekt ein wenig zurück gekehrt in diese Anstaltsbürozellen. Das war nötig.

Thomas schickt mir via Email einen Link zu einem Video, in welchem sich ein Herr Hartl mit Juval Harari befasst, dem Oberideologen des WEF, von Schwab und sei-

ner Ziehkinder-Apostel-Truppe. Zum Glück muss ich diesen Quatsch nicht lesen. Nur soviel kurz:

Es gibt kein Bewusstsein und keine Seele, sagt Harari. Für mich ergibt sich daraus, dass es keinen Harari gibt. Irgend eine KI hat unter seinem Namen aus dem ausserseeischen Gefilde und aus dem Überbewusstseinsraum dieses Buch in die Druckerei gebeamt. Harari ist Gott. Er hat uns seine ausserseelische Bibel für Leute ohne Seelen und ohne Bewusstsein abgeliefert. Eine schöne Illustration dafür wie man endet, wenn man Gott werden will. Eine tragische Witzfigur. Braucht man ein Bewusstsein und eine Seele, um ein Buch zu schreiben und um es zu lesen? Bei Harari nicht. Dieser Uri Geller der Geschichtswissenschaft könnte auch in einem tausendseitigen Buch behaupten, dass es weder Schrift noch Sprache gibt. Er kann das. Und für sowas hat er ein durch blödsinnigste Macht- und Geldgier paralysiertes Publikum gefunden. Das ist erstaunlich. Der Steinbruch der Dummheit ist unendlich gross. Harari kommt bei mir auf die Toilettenpapierrolle meines Ablassaltars. Wobei. Vielleicht ist das zuviel der Ehre. Spülen reicht.

Um 13 Uhr fahren wir vom Hotel weg. Wie immer hat es katastrophale Staus. Erst um 16 Uhr sind wir raus aus Kinshasa. Um 18.30, gerade bei Sonnenuntergang, sind wir in Kilueka. Unterwegs fanden wir eine knapp befahrbare Staubpiste vor, wie gehabt, zuerst rötlicher Staub bis Lem-

fu, von da an ein ockriger Puder, der links und rechts der Piste alle Pflanzen, Häuser, Autowracks in eine monochrome Landschaft verwandelt.

Jolie empfängt uns. Im grossen Zimmer gibt es bereits Kaffee und heisses Wasser. Man kennt mich schon gut hier. Zum Abendessen kommt Augustin spät. Er ist eingeschlafen in seinem Zimmer. Er klagt, dass er kalt habe. Es ist ja nur etwa 25 Grad. Wir besprechen die Situation: Das Hilfswerk hat Berater angestellt und Auditeure, die eine Evaluation durchgeführt haben. Sie haben den Auftrag erhalten, mit uns den neuen Phase-Zwei-Plan auszuarbeiten, alles Leute, inklusive das ganze Hauptquartier des Hilfswerks, die ihr Salaire selbstverständlich erhalten, während diejenigen, die die Arbeit machen, wir nämlich, nicht dafür bezahlt werden. Ist das ein Partenariat? Sicher nicht. Es ist ein respektloser Affront und blanker Hohn.

Augustin hat verschiedentlich und sehr diplomatisch, wie immer, darauf hingewiesen, dass das Projekt offiziell im März endet, und dass wir eine Übergangsregelung brauchen bis zum Beginn des neuen Projektes. Sonst verlieren wir alle lebendigen Zuchten. Bisher hat niemand darauf reagiert. Sie haben nur immer weiteren Blödsinn angefordert, Dokumente, Zettel, Papiere, sieben ganze Ordner. Augustin hat eine Eingangsbestätigung unterzeichnen lassen. Nun ist es Zeit zu reagieren. Denn jetzt können wir

das miese Spiel, das sie begonnen haben, selber in die Hand nehmen. Das Hilfswerk hat offenbar einen Donator an der Angel, der das Projekt finanzieren will. Sie wollen uns allerdings nicht sagen wer es ist. Mit mir haben die Evaluatoren nicht geredet, nicht mal Kontakt gesucht. Gut, ich bin ja auch nur der Mitinitiator und Berater des Projektes, der nur bisher sechs mal zwei Monate hier gearbeitet hat. Wie wir hören ist unser Mbinzoprojekt das einzige, das das Hilfswerk in der RDC noch finanziert bekommt. Alle anderen Projekte wurden eingestellt, weil in Kinshasa nichts funktioniert. Das heisst, es werden nur noch die Büroleute und Sesselfurzer und die Uniformschneider bezahlt. Es finden gar keine Projekte statt. Schönes Leben für die Bürokind. Das Hilfswerk ist auf sein Wesentliches reduziert: Salbungsvolles zynisches Geschwätz, den ganzen Tag youtuben und googeln im Büro und denen, die noch arbeiten auf den Sack gehen, das sind wir, mit sinnlosen Forderungen für Dokumente usw, während sie selber nicht einen einzigen Rapport von Augustin weitergeleitet haben. Es ist einfach nur schrecklich. Aber nun wollen sie sich offenbar das Mbinzoprojekt als ihr Hilfswerkprojekt unter den Nagel reissen, weil sie einen Geldgeber gefunden haben. Nun drehen wir den Spiess aber um. Wir verlangen eine schriftliche Bestätigung, dass die Übergangsphase bis zum Beginn des neuen Projektes bezahlt wird. Wir wollen am 1. August beginnen. Das heisst

es sind vier Monate zu bezahlen mit allem Personal. Das sind 30'000 Dollars. Falls dies nicht unterzeichnet wird, sehen wir keine Möglichkeit mit dem Hilfswerk weiter zusammen zu arbeiten, weil es eine Frechheit ist, dass wir die einzigen sind, die in diesem Spiel nicht bezahlt werden. Dann suchen wir uns eben andere Supporter und seriöse Partner. Ausserdem stellen wir jede Zusammenarbeit mit ihren "Consultants" solange ein, bis die Übergangszeit finanziert ist. Der Brief wird an den Chef des Hauptquartiers rausgehen mit Kopie an London, J. und P.. Wir stellen ein Ultimatum bis 15. Juli 2022. Mal schauen ob das etwas bringt. Auch das Buch behalten wir noch in der Hinterhand. Wenn sie unfähig sind, seriös zu arbeiten mit uns, werden wir das Hilfswerk in diesem Buch mit keinem Wort erwähnen.

24.6.2022 Freitag

Es wird merklich kühl am Morgen. Nebel hängt über der Savanne. Frank hat Feuer gemacht für den Kaffee. Christian steht dort und wärmt sich. Boika der Wachhund spielt mit einem Ziegenkitz. Ein paar Hühner ruckeln vorbei. Um 6.27 Uhr geht die Sonne auf. Ein rotoranger Feuerball. Die typische Sonnenfarbe während der Trockenzeit, wenn überall die Savanne brennt. Am Himmel äst nur eine kleine Herde von dünnen Wölklein.

Vor zwei Tagen hatte ich mich daran erinnert, dass ich Augustin von einer Bewässerungsmethode mit grossen PET-Flaschen berichten wollte. Auf der Fahrt gestern begann er von sich aus davon zu reden. Die Technik ist ganz einfach und einleuchtend. Man füllt eine Flasche mit Wasser, verschliesst den Deckel. Unten seitlich bohrt man ein kleines Löchlein und vergräbt so die Flasche neben der Pflanze, dem Baum, dem Setzling. Nur der Deckel schaut aus dem Boden, zum nachfüllen. Je nach Grösse des Löchleins und nach der Dichte der Erde um die Tropfstelle fliesst mehr oder weniger Wasser aus der Flasche. Das ist eine prima simple Methode jetzt, wo in der Trockenzeit manchmal Neupflanzen eingehen wegen zu wenig Wasser. Allerdings müssen wir zum Bohren von Erdlöchern eine Maschine kaufen, um die Löcher genau in der Grösse der Flasche zu bohren. Man kann mit einem Erdbohrer von Hand beginnen, aber um im grossen Stil aufzuforsten braucht es einen motorisierten Erdbohrer. Den werden wir jetzt zuerst einmal provisorisch in Kisantu schweissen lassen. Schmieden wäre natürlich viel besser, aber eine Schmiede habe ich noch nirgends gesehen.

Jolie geht nach dem Frühstück zum Markt in Lemfu. Ich bitte sie, mir eine Zahnbürste und Zahnpaste zu besorgen und ein paar Früchte. Mit Augustin arbeite ich am Budget der Phase zwei. Personal und Löhne. Ich habe dazu ein Ex-

celsheet vorgesehen, in welchem sämtliche Inhalte dynamisch verbunden sind, sodass man sehr intuitiv arbeiten kann und sich das Resultat im Gesamtbudget auf der Titelseite stets automatisch aktualisiert. Augustin findet die Idee gut, alle Informationen in einem einzigen Dokument unterzubringen, damit man es nicht auseinanderreißen und ein Durcheinander fabrizieren kann, was ja gerne gemacht wird, um Projekt zu verzögern. Augustin setzt sich an die Sonne und wärmt sich auf. Er findet es noch immer kühl. Es ist für mich genau perfekt, um 25 Grad.

Am Morgen habe ich mit Fanuelle und Chance die Samaiazucht angeschaut. Es scheint, dass die Populationen nun stabil sind und keine drastischen Einbrüche mehr vorkommen. Fanuelle hat drei verschiedene Populationen, die sie erhält, ohne sie vorläufig zu kreuzen. Sie macht eine tolle Arbeit und es scheint, dass der Flaschenhals der Anpassung der Genetik an die Umstände in Afrika nun endlich gelungen ist. Man hat aber die Hygienisierung der Eier aufgegeben. Das muss gemacht werden, um die Gefahr von Verschleppungen von Krankheiten zu minimieren. Um 14.00 Uhr wollen wir zusammen einen Rundgang machen und uns alles anschauen. Die Fischzucht, das Labor, die Boulangerie, wo der zweite Ofen gebaut ist, aber das Gebäude darum herum noch nicht, die ehemalige Bri-

quetterie, wo nun die Samiazucht läuft zum Erhalt der Populationen, das ist jetzt schon die 26. Generation seit ich 2017 die ersten 80 Kokons nach Kilueka gebracht habe.

25.6.2022

Ein grauer, kühler Morgen. Als erstes gehe ich ums Haus und sammle unter dem Avocadobaum die Maracujas ein. Sie sind wie leuchtend hellgelbe, kleine Luftballons ins dunkelbraune Laub des Avocatiers gefallen. Die Liane der Passionsfrucht ist daumendick und hat sich hochgeschlungen in die Baumkrone. Von da oben regnen nun die Früchte herab. Ich sammle ein Dutzend ein. Dann mache ich Kaffee, stelle den Inverter ein, richte meinen Computer ein, draussen auf der Terrasse, von wo ich den Garten überblicke und die Feuerstelle von Frank sehe, wo sich langsam die Arbeiter einfinden zum Frühstückspalaver. Es ist Samstag. Die Arbeit dauert heute nur bis mittags.

Augustin träumt davon einmal eine Reise nach Griechenland zu machen. Den Floh habe ich ihm wohl ins Ohr gesetzt. Wir sprachen lange von den Nachbarn, deren achtjähriger Junge Parfait mein Telephon geklaut und auch sonst viel Blödsinn gemacht hat. Die Familie ist noch immer da. Man habe sich distanziert, sagt Augustin. Den Kids wurde verboten, sich auf dem Gelände von Songa Nzila aufzuhalten. Entschuldigt hat sich niemand. Der Junge ist ein Narzisst ohne irgendwelche Rücksicht auf die Umgebung. Die

ganze Familie sei so, sagt Augustin. Die Frau schiebe es auf den Mann, macht selber aber auch nichts. Eine wertlose Familie. Die Barbarei hat groteske Züge angenommen.

Augustin klagt von zwei seiner Schwestern die in Lemfu, der 50'000 Seelenstadt ohne Strom und Wasser, haust mit Mann und Kindern. Eines Tages habe er ein Telefon erhalten, dass seine kleine Schwester krank sei und im Dispensaire liege, in der Krankenstation in Lemfu, wo sie aber nicht behandelt werde, weil sie kein Geld habe. Als er mit Christian hinfährt, um nach ihr zu schauen, findet er sie aber im Dispensaire nicht. Zuhause liegt sie vor dem Eingang der Hütte auf einer Matte, abgemagert, fast regungslos, seit Tagen mit Durchfall, alles verdreht. "Wo ist dein Mann?" fragte Augustin seine Schwester. Er sei weg gegangen. Und die Kinder? Sie seien auch nicht da. Man hatte die Mutter einfach im Staub zurück gelassen. Christian und Augustin brachten sie mit dem Motorrad nach Lemfu zur Krankenstation der Schwestern von Namur und Augustin gab eine Kostengarantie. Die Kranke erholte sich langsam. Dasselbe widerfuhr wenig später auch Augustins grosser Schwester. Sie hatte einen schweren Malariaschub. Aber weder ihr Mann noch die Kinder kümmerten sich um sie. Diese Familien sind alle kaputt; die Männer ohne jedes Gefühl von Verantwortung. Augustin schämt sich für seine Familie.

Von weitem sehe ich wie der grosse Hund Boika mit einer kleinen schwarzen Ziege spielt. Die beiden habe ich gestern schon gesehen. Ein lustiges Duo. Boika wedelt und springt das Zicklein an. Dieses nutzt geschickt seine kleinen Hörner um Boika abzuwehren und so wirbeln sie durch den Morgen.

Das Excel Dokument zum Nachfolgeprojekt steht im Grundgerüst. Wir tragen die Löhne ein und Nebenkosten. Es sind 35 Personen angestellt. Für drei Jahre ist dies ein Budget von 300'000 Franken. Die Vorgaben der "Consultants", die das Projekt "schreiben werden" sind simpel. Einer der Herren schreibt, dass die Lohn und Transportkosten nur 30% ausmachen dürfen. Die restlichen 70 % sind Infrastruktur, Maschinen, Verbrauchsmaterial, Anschaffungen usw. Das ist also die wichtigste Vorgabe, dieses Verhältnis. 30:70. Völlig Lächerlich. Siehst Du, sage ich Augustin: Wichtiger sind die Maschinen als die Menschen mit ihrer Arbeit. 70 : 30. Warum ist das so? Weil es der eigenen Industrie hilft. An den Menschen hier in der Savanne verdient kein Europäer etwas. Aber wenn du für Millionen von Dollars Maschinen kaufen musst, fliesst das ganze Geld zurück an die "Donatoren" und damit sind Hilfsprojekte eine Subvention für die heimische Industrie. Dieses

System funktioniert auch in Deutschland bestens, wo der Staat überall Zuschüsse "verschenkt", für den Ausbau von Duschen, Dachstöcken, Toiletten, Solaranlagen, Dämmungen usw. Gelder der Steuerzahler, wohlgemerkt, die der Staat mit der Mehrwertsteuer gleich wieder doppelt einsackt. Die Leute können einfach nicht rechnen. Sie glauben diesen Mist und meinen wirklich der Staat hätte ihnen geholfen, während sie nur ausgetrickst werden und gleichzeitig die Bürokratie und das Controlling ins Unermessliche aufblähen.

Was wir also machen werden ist dies: Wir sind ja eigentlich ein unerwünschtes Low-tech-Projekt, also eines, wo wir mehr Geld investieren ins Personal, in die Familien und in die lokale Oekonomie. Sowas unterstützt ein Hilfswerk nicht, das für seine Donatoren Profite abwerfen soll. Nicht offiziell natürlich. Das ist klar. In der Öffentlichkeit gibt man sich salbungsvoll und redet von der uneigennützigem Unterstützung der leidenden Bevölkerung, Blah Blah, und dann verlangt man eine 30 zu 70 Ratio Mensch zu Maschine. Aber gut. Was machen wir damit? Wir werden genau das budgetieren, was wir realisieren möchten, mit unseren Erfahrungswerten. Weil wir 70% in Maschinen investieren müssen und Infrastruktur, werden wir also noch 700'000 Franken ausgeben und ir-

gendwelches Zeug kaufen vielleicht noch einen Traktor für 200'000. Ich bin sicher, sagt Augustin, dass sie schon genau wissen, wo wir den Traktor kaufen müssen. Ich lache. Ja. Du hast das ganz gut verstanden, da, wo man die fettesten Provisionen in die eigene, private Tasche abgreifen kann.

Gestern nachmittag hatte ich noch eine Berechnungstabelle hergestellt, mit welcher wir kalkulieren können, wieviele Samia-Speiseraupen von den 30 Mitgliedern der Cooperative erzeugt werden können, wieviele Hektaren Pflanzungen für die Maniokblätter, wieviele Generationen pro Jahr und wieviele Eier dazu hergestellt werden müssen in unserem Labor. Das besprechen wir danach. Augustin ist etwas enttäuscht als er die Zahlen sieht. Er hat offenbar viel höhere Zahlen erwartet. Wenn jeder der 30 Züchter vier Zuchtbetten besitzt, auf denen er Samias-Raupen gross zieht, sechs Generationen pro Jahr, erzeugen sie zusammen knapp zehn Tonnen frische Raupen. Wenn die Cooperative den Züchtern 3 Dollars bezahlt pro Kilogramm, dann fließen damit 30'000 Dollars in die lokale Ökonomie. Ein Mitglied der Cooperative kann also jährlich 1000 Dollars verdienen, das entspricht in etwa dem vollen Lohn eines Landarbeiters. Damit erhält er eine kleine Familie am Leben. Wichtig ist dann aber, dass dieses Geld nicht gleich wieder abfließt und die lokale Ökonomie schwächt.

Das Geld für die Raupen soll hauptsächlich vom Ernährungsprogramm des Hilfswerks stammen. Man braucht die Raupen für die Neuformulierung eines Nahrungsmittels für mangelernährte Kinder, ein Projekt, über welches ,an mit uns schon vor drei Jahren sprach, für welches man auch bereits eine halbe Million Dollars nach Kinshasa überwiesen hatte, was aber abrupt damit endete, dass der Chefarzt des Programmes mit dem nagelneuen Jeep des Hilfswerks untertauchte, vermutlich in Angola, und alles Geld im sorgfältig dafür programmierten Chaos der Bürokratie versickerte, wie üblich. Als Konsequenz hat die Zentrale des Hilfswerks in London alle Projekte im Kongo aufs Eis gelegt. Ausser Mbinzo. Wir sind mit dem Projekt Mbinzo 2 also sozusagen die Versuchskaninchen für den Great Reset des Hilfswerk-Bürokratie-Krebsgeschwürs in Kinshasa. Weil wir das einzige Projekt überhaupt sind, das funktioniert. Vielleicht weil Augustin und ich nicht zum Hilfswerk gehören. Wobei ich damit P. unrecht tue. Er war der einzige des Hilfswerks, der immer auf unserer Seite und eine Art Schutzengel war, wie Augustin richtig sagt. Ohne P. und ohne seine Tochter, die Leitern aller internationaler Projekte des Hilfswerks, wäre unser Projekt längst abgewürgt.

Ich habe, das möchte ich hier einmal ganz klar beto-

nen, nichts gegen Bürofuzzies. Sie müssen einfach endlich lernen, dass sie da sind, um uns zu helfen ein Projekt zu realisieren und dass nicht wir da sind für sie, damit sie in ihrem klimatisierten Büro an ihren Sesseln festkleben dürfen ohne etwas zu tun. Es ist kein afrikanisches Phänomen. Die genau gleichen Probleme gibt es auch in der Schweiz. Die Verwalter, Regulierer, Kontrolleure, Buchhalter und Strichleinzähler meinen, dass man an der Basis arbeite für sie. Wenn man ihnen sagt: Ihr seid da, um uns zu helfen Projekte zu realisieren, sind sie ganz erstaunt und finden das im Grunde respektlos. Es irritiert die Bürotölpel, wenn man ihren Grundsatz, "Wer zahlt, befiehlt", etwas aufmischt. Denn erstens stammt das Geld gar nicht von ihnen, sondern von den Donatoren und zu befehlen haben sie gar nichts, weil sie ja das Projekt weder kennen noch machen. Aber sie mischen sich überall ein mit Wichtigtuerei und Behinderungen mit Formularen und Papier und Rapporten, die man angeblich nicht geliefert habe, obschon sie diese einfach fortwährend in den Aktenvernichter schmeissen, in den Papierkorb und in Ordner stopfen, die sie nie anfassen. Das Büro will sich vor allem selber wichtig machen. Dabei sollte die Hauptaufgabe jedes Büros sein, sich abzuschaffen, nämlich so zu arbeiten, dass es kein Büro mehr braucht. Sag das mal einem Staatsangestellten, oder dem Hilfswerk. Man muss als Bürolist sich tatkräftig einsetzen

dafür, dass die Arbeit nicht funktioniert und einem alles über den Kopf wächst, damit man noch mehr Bürolisten anstellen kann. Der Rest sind die Parkinsonschen Gesetze, vor über einem Jahrhundert von Roald R. Parkinson, einem exzentrischen adeligen Londoner, humoristisch-drastisch in Aristophanes-Manier rügend, aber knallhart treffend formuliert: In der Verwaltung dehnt sich die Arbeit immer aus, indem man sich gegenseitig beschäftigt mit Papierwahnsinn, bis alle überarbeitet sind und man die Verwaltung ausbauen muss. Ausserdem steigen in der Verwaltung die Angestellten solange auf, bis jeder das Maximum seiner Inkompetenz erreicht hat, wo er sein zerstörerisches Werk als Stümper zu Ende führen darf, bis der Klimax der Dysfunktion erreicht ist und der Apparat in einem Orgasmus aus Formularen zur Hölle fährt.

7.00 Uhr. Ich höre die hellen Stimmen der Arbeiter von der Feuerstelle. Das Leben erwacht auf dem Gelände von Songa Nzila. Gestern haben Augustin und ich den Bauplatz besichtigt für die beiden Gebäude, die wir neu errichten wollen. Ein kombiniertes Labor für die Nachzucht von Samia und für die Lebenszyklen der wilden Arten und die Fabrik für die Konservierung, Verarbeitung, Verpackung und Lagerung der Raupen. Wir werden dazu die Bäume in der Mitte des Geländes entfernen und auch das

rostige Wrack des Peugeots entfernen, der seit Jahren vor sich hin gammelt. Augustin sucht eine kleine Bauparzelle in Kisantu, wo es, mit Unterbüchen, versteht sich, Strom hat und wo man direkt an der Nationalstrasse 1 liegt. Da möchte er ein Gebäude bauen für die Verarbeitung und Lagerung der produzierten Spüeiseraupen, wofür man Strom benötigt und eine kleine Unterkunft, wenn wir in Kisantu arbeiten und der knochenbrechende Weg mit dem Motorrad zurück nach Kilueka zu mühselig, zu teuer, zeitverschwenderisch und gefährlich ist.

Man kann in Kisantu eine Parzelle von 600 Quadratmetern für 3000 Dollars kaufen. Bauaufsicht gibt es keine. Man kann bis zur Grenze des Grundstücks bauen, wie man will. Mit anderen Worten: Alles kann hier rasch gehen, wenn man das Geld dazu hat.

7.30 Jolie bringt das Frühstück. Sie entschuldigt sich, dass sie noch keine Früchte gebracht hat. Sie werde schauen, dass sie heute etwas mitbringen kann aus Lemfu, oder morgen, wenn sie da zur Kirche geht. Ich sage, dass mich die Maracuias beschenkt hätten. Zwei habe ich schon genossen, aromatisch, sauer, erfrischend, wunderbar. Genau das Richtige für mich, denn ich habe ein leichtes Kratzen im Hals beim Schlucken. Und mit dem sauren Saft scheint dies gelindert. Jedenfalls stehen noch zehn gelbe, fruchtige Medikamente bereit für die Weiterbehandlung.

Der Besuch bei den Fischen ist ernüchternd. Einige Alevins sind da, die Tilapien haben sich wohl selber vermehrt im grossen Bassin. Ein paar Fische sehe ich von mittlerer Grösse. Aber kein Gerät läuft. Alles steht still. Die Batterien wurden vom MPPT Ladegerät abgehängt und sind alle futsch. Der Inverter ausgebaut. Weshalb man nicht wenigstens die Batterien angeschlossen liess, um sie vor Zerstörung zu schützen? Sie seien schon kaputt gewesen, heisst es. Man müsste mindestens einen Mann hier haben, der etwas versteht von den Geräten! Auch das Multimeter funktioniert nicht. Ich installiere einen neuen Inverter um Augustins Büro mit Strom zu versorgen. Das Labor wird nun vor allem genutzt, um Handys aufzuladen. Wenigstens läuft da der MPPT-Regler noch und die Batterien auch. Um 11.00 Uhr ist es immer noch dunkel. Die Solarzellen laden kaum. Ausserdem sind sie von Staub bedeckt.

Beim Abendessen zeigt mir Augustin den Brief den er an das Hilfswerk geschickt hat. Er stellt ein Ultimatum. Wenn bis zum 15. Juli nicht geklärt ist, wie der Übergang zum Nachfolgeprojekt zu finanzieren ist, werde er die Arbeiten einstellen und sich eventuell offen halten, mit anderen Partnern weiter zu fahren. Er schreibt dies wie immer in einem sehr anständigen, glasklaren Stil. Er erwähnt,

dass ein Pulk von Kontrolleuren und Evaluatoren nach Kilueka gekommen sei, um ein Projekt zu untersuchen, das erstens schon beendet und dessen letztes Semester zweitens noch nicht einmal bezahlt sei. Bezahlt hatte es Augustin nämlich aus seiner eigenen Tasche. Während die Controlletis mit dickem Hals herumstolzierten und Besserwisserei absondern, an jedem Ort wo sie Null Kompetenz hatten.

Augustin gesteht mir, dass er mit der Geduld am Ende ist. Wenn ich da gewesen wäre, hätte es wahrscheinlich eine heftige Auseinandersetzung gegeben und die Truppe wäre mit roten Köpfen abgereist. So aber liessen sie sich wie Könige bewirten von einem Projekt, dem man das Geld nicht überwiesen hat. Ihr Rapport strotzt von Dummheit. Ich habe mich geweigert ihn zu kommentieren.

Derselbe Unsinn geht nun genau so weiter. J. hat ein mit ihm liiertes, externes "Büro" beauftragt, unser Projekt für einen Sponsor auszuarbeiten. Dieses Büro ist sicher bezahlt, denn niemand fährt nach Kilueka zu sechst ohne zuvor Geld erhalten zu haben. Ausserdem sind die Leute im Voraus bezahlt für ihren Auftrag das Projekt zu bearbeiten. Es sind alte Freunde von J., die ein "Kompetenzzentrum" betreiben, um Projekte für Hilfsorganisationen auszuarbeiten und zu begleiten. Private Vetterliwirtschaft. Die einzigen, die wieder nicht bezahlt sind, sind diejenigen, die das Projekt am Leben erhalten in Kilueka, Augustin und sein

Team. Das stört die Kontrolleure natürlich überhaupt nicht und wird auch nirgends erwähnt. Es ist zum Kotzen.

Es scheint immer klarer, dass in der Schweiz ein grosser Donator bereit ist, um die Phase 2 unseres Projektes zu finanzieren. Das Hilfswerk will aber nicht, dass wir wissen, wer das ist. Die Geheimnistuerei ist erschreckend. Sie kommt bei uns herüber als klares Misstrauen. Wissen wir schon zuviel über das Hilfswerk? Haben sie Angst, dass das alles einmal auffliegt?

Augustin und Jolie unterhalten sich beim Abendessen. Er lacht immer wieder und ich weiss nicht worum es geht. Natürlich geht es immer auch um Geld, das ist das was ich heraus höre. Ich frage, worüber sie reden. Augustin sagt, dass Jolie ihr Maniokfeld verkauft habe. Sie besitzt zwei Felder, die sie von Tagelöhnern bebauen lässt. Eines in Lemfu und eines in Kilueka. Jetzt, wo die Maniokwurzeln reif sind, erntet sie nicht selber. Sie lässt die stärkehaltigen Knollen ausgraben und macht damit Haufen, die sie verkauft, meist an Frauen. Die Erheiterung kommt von daher, dass Jolie erzählt, dass sie eine Triage gemacht habe unter denjenigen Leuten, die bei ihr Maniok kaufen dürfen. Als Kriterium hat sie die Kreditwürdigkeit jeder

einzelnen Frau evaluiert. Jolie ist da in guter Position. Sie ist eine Autorität unter den Frauen der Gegend und überall dabei und besitzt eine auf Erfahrung basierende und im Gedächtnis gespeicherte Bonitäts Datenbank. Daher schliesst sie von den Verkaufsverhandlungen im vorneherein Frauen aus, die nicht zuverlässig sind, die sie nicht mag und vor allem Familienmitglieder. Zwei ihrer Verwandten hätten sich unbemerkt eingeschmuggelt am Verkaufstag. Diese hätte sie aber sofort erkannt und weg geschickt. Es gibt nicht Schlimmeres, sagt Jolie, als Geschäfte zu machen mit der Familie. Fast immer meint man dann, man müsse nicht bezahlen, hätte Anrecht auf mehr Gegenleistung und andere Vorteile.

Die Frauen, die die Maniokwurzeln kaufen, verarbeiten diese weiter, indem sie die Knollen schälen, dann im Wasser drei Tage einlegen, um die Blausäure durch einen fermentativen Vorgang zu zersetzen. Nachher folgt die Trocknung, darauf das Mahlen und bei Bedarf wird das Maniokmehl mit Wasser angemischt und im hölzernen Mörser oder in einer Pfanne zerstoßen zu einem Teig, um Chiquang herzustellen, die traditionellen Maniok-Brote oder Fufu. Mit dem Geld, das Jolie so verdient muss sie noch den Verpächter des Feldes bezahlen. Der Rest ist ihr Gewinn. Wenige Dutzend Dollars.

Sonntag, 26.6. 2022

Der Sonntag nähert sich in Grau. Es war merklich kühl in der Nacht und das Leintuch allein reichte nicht aus, um mich im Bett warm zu halten. Ich zog einen Fleece-Pulli über und Socken an. Ich kann nur schlafen mit warmen Füßen. Im Traum erschien irgendwie Aphrodite, verkleidet als Hippiemädchen, das allen den Kopf verdrehte. Sie besass ein rostiges Auto voll mit Gartenutensilien.

Um 8h ist noch kein bisschen Sonne da. Dicke Wolkenschichten. Kaum Strom von den Solarpanels. Jolie kommt mit einigen Brötchen. Sie sind merklich geschrumpft. Die Pains für 300 FCC sind jetzt kleiner als diejenigen für 200 FCC vor einem halben Jahr. Gegen Mittag löst sich die Wolkendecke auf und die Sonne dringt durch.

Montag, 27.6.2022

Am Morgen besuchen mich Chance und Fanuelle. Sie haben nichts zu tun und fragen, ob ich nicht Fischerruten mitgebracht hätte. Ja. Ob man sie ausprobieren könne? Ich stimme zu. Augustin sagt, dass es ihm nicht gut geht. Er fährt mit Blaise und dem Auto nach Lemfu, um sich un-

tersuchen zu lassen. Ich fahre mit dem Motard, Henry, Chance und Fanuell nach Quand, einem Dorf direkt am Fluss Inkisi, wo wir die Fischerruten installieren. Aber der Fluss ist da reissend und es hat viele Leute an dieser Landestelle, wo in abenteuerlichen Einbäumen Menschen und Waren und sogar Motorräder über den Fluss gebracht werden. Die Einbäume sind aus einem einzigen Holzstamm geschnitzt und etwa fünf Meter lang. Der Fährmann stachelt mit einem langen Stecken. Die Zuschauer machen sich über uns und unsere Fischerruten lustig. Das bereitet unserer Freude und Zuversicht aber keine Abfuhr. Wir halten mit, fangen aber nichts.

Augustin kommt erst am Abend zurück. Er sagt er hätte in der Nacht plötzlich gemerkt, dass sich alles um ihn dreht. Das Bett hätte sich gedreht wie verrückt und er hätte kaum aufrecht stehen konnte. Da habe er Blaise alarmiert. Man habe in Lemfu gefunden, dass er 180 Blutdruck hat. Grund unklar. Man habe ihm nun Medikamente gegeben und verboten Salz zu essen. Deshalb habe es kein Salz im Gemüse heute abend, aber im Fisch schon und im Piri-piri sowieso. Augustin klagt, dass er unter Dauerstress sei hier, nicht nur als Chef von Songanzila, sondern auch als de facto Clanoberhaupt. Jeder komme mit belastenden Problemen zu ihm. Ich merke, dass er mir neidet, dass ich von

den Dingen, die ihn bedrücken praktisch unbehelligt bin. Ich erkläre ihm darauf, dass diese Art von Freiheit nicht einfach nur ein Geschenk sei. Gerade er, Augustin, müsse lernen sich selber zu schützen. Dafür zu sorgen, dass er auch Rückzugsmöglichkeiten hat, wo er zu sich kommen kann, sich wieder aufbauen, auftanken, zur Ruhe kommen kann, um dann von da aus erneut zu reagieren. Es fehlt ihm der Rythmus zwischen Hinausgehen und Einkehren.

Nach dem Abendessen reden wir über den Stil des Bücher schreibens. Augustin erzählt mir bei dieser Gelegenheit wie sich die Ermordung von Monsieur Amba, dem Geschäftsmann aus Kisantu vor ein paar Jahren wirklich zugetragen habe. Es ging dabei gar nicht so sehr um sein Business, den Fischhandel, den er aufmischen wollte, wie mir Blaise, unser Chauffeur berichtet hatte. Die Geschichte gehe zurück bis vor die Präsidentschaftswahlen 2018, als Kabila nicht mehr antreten durfte, und er eine seiner Marionetten, Felix Thsisekedi, den jetzigen Präsidenten, auf den Thron hievte. Die katholische Kirche hatte sich damals explizit gegen den Kabila-Clan ausgesprochen, zum Teil mit Worten, die an Klarheit nichts übrigen liessen: "Les mediocres doivent degager!" hatte der Kardinal von Kinshasa offiziell verlauten lassen. Der Evêque von Kisantu hatte nachgedoppelt und explizit Kabila und sei-

ne Entourage kritisiert. Dafür wollte Kabila Rache nehmen und den Evêque töten lassen. Er benutzte dazu seine lokale Marionette, Nuowo mit Namen, als Assassine, ein zweifelhafter und brutaler Charakter, der vor nichts zurückschreckt. In Kisantu hat er ein ganzes Luxusquartier für Bonzen der Kabilaentourage bauen lassen, wo man sich wie in Las Vegas vergnügt während die Bevölkerung darbt. Das ist diesen Leuten komplett egal.

Kabila soll 50'000 Dollars auf den Kopf des Eveque von Kisantu ausgesetzt haben. Nuowo beauftragte er, damit, jemanden zu finden, der dem Eveque Gift ins Essen mischt. Der Auftragskiller Nuowo wusste, dass der Geschäftsmann Amba ein enger Freund des Eveque ist und auch Vizepräsident des Conseils-Rates des Evêque. Nuowo soll Amba 50'000 Dollars auf den Tisch gelegt haben und ihm gesagt haben: "Mische Gift ins Essen des Evêque!" Amba aber liess sich von dieser Riesensumme nicht verbiegen. Er sagte, er könne dies unmöglich machen. Der Evêque sei ein Freund von ihm.

An dieser Stelle fand ich den Bericht von Augustin etwas seltsam. Warum soll ein Krimineller ausgerechnet einen Freund des zu Ermordenden bitten, die Tat auszuführen? Liegt es da nicht nahe, dass dieser gewarnt und der Plan durchkreuzt wird? Oder war es zunächst nur ein Versuch der Einschüchterung? Wie dem auch sei. Nun war nicht nur

der Evêque, sondern auch Amba in Gefahr, weil er vom Plan wusste, dabei aber nicht mitmachen wollte. Nuowo fand schliesslich einen Mechaniker im Team des Eveque, der Gift in sein Essen mischte.

Der Evêque überlebte nur knapp, floh nach Europa und demissionierte. Vom Osten her, gemeint ist Kinshasa, und gemeint sind die Ruander, wenn Augustin vom Osten redet, sei dann eine Spezialtruppe der Polizei angerückt, die Amba, der zuviel wusste, auf offener Strasse in seinem Auto erschossen. Mehrere Salven durch die Vorderscheibe.

Es folgte ein wütender Volksaufstand, bei dem der Polizeiposten in Kisantu völlig zerstört und niedergebrannt wurde. Die Polizisten und ihr Chef, der offenbar in den Mordkomplott verwickelt war, flohen in die Wälder. Die wichtigste Nationalstrasse des Kongo war mehrere Tage mit brennenden Barrikaden blockiert, bis die Armee anrückte. So geht Politik in Afrika, sagt Augustin. Für mich verbindet er damit eine Warnung: "Wenn du so offen und kritisch über diese Politik schreibst, lebst du auch gefährlich. Es verschwinden viele Journalisten hier von einem Tag auf den anderen. Besser man mischt sich nicht zu sehr ein." "Ich habe es gehört", sage ich Augustin. Er geht früh schlafen.

28.8.2022 Dienstag

Dichter Nebel kriecht zwischen den Bäumen. Wir fischen im Tilapienbassin und ziehen etwa zwölf Fische raus. Auch Chance und Fanuelle sind erfolgreich. Es hat zwei schon recht grosse Tiere darunter. Ich repariere die elektrischen Anlagen im "Maison des Poissons". Ich fische mit Augustin. Er hat ein Mail von P. bekommen, ob man nicht das Aluminiumboot testen könne. In der Nacht erinnere ich mich an die starke Strömung des Inkisiflusses. Es ist besser, wir erkunden uns zuerst über die Gefahren dieses Flusses, vor allem, weil das Wasser trüb ist und man Äste und Baumstämme unter der Wasseroberfläche nicht sehen kann.

Mittwoch, 29. Juni 2022

Dichter Nebel am Morgen. Augustin berichtet, dass Hilfswerk-Projektleiter M. geschrieben habe, dass man das "Projet final" heute schicken werde. Wirklich? Ohne uns zu fragen, schreiben sie das Projet final? Aufgrund welcher Grundlagen? Ich empfinde dies als affront und erkläre Augustin, dass ich den Verdacht habe, dass sie das Projekt nicht mit uns machen wollen. Augustin solle ihnen doch einmal zurück melden, dass wir den Eindruck haben, dass sie das Projekt ohne uns machen wollen. Wir würden ihnen dabei nicht im Wege stehen. Jeder habe das Recht sei-

ne Projekte selber zu machen. Aber wenn sie es mit uns machen wollen, sollten sie uns doch wenigstens fragen, ob wir ihr Projekt aufgrund unserer sechsjährigen Arbeit für seriös halten oder nicht. Aber offensichtlich interessiert das niemanden und man glaubt, man hätte alles verstanden, indem man aus dem Büro kurz hierher fährt und ein paar belanglose Fragen stellt und alle unsere Videos auf Youtube guckt. Es ist ja auch eine Art zu sagen, dass man uns für komplett blöd hält, weil sie nach zwei Stunden Geplapper schon alles wissen, um ein 'Projet final' zu machen. Dabei haben sie keinen Funken Ahnung.

Gestern hat M. an Augustin eine Tabelle geschickt mit den Budgetangaben. Er habe, schreibt M. dazu, die Tabelle von den Consultans erhalten. Er wusste aber nicht, dass wir es waren, die diese Tabelle gemacht haben, weil uns die Consultants danach gefragt haben. Das heisst also, dass M. uns unser eigenes Formular zurück schickt, von dem er meint es sei von den Beratern gemacht worden, die man für 10'000 Dollars engagiert und auch bezahlt hat, während man diejenigen, die das Projekt machen, seit Monaten auf ihr Geld warten lässt und die Frage, wie man den Übergang zum neuen Projekt gestalten wolle, einfach ignoriert. Augustin ist zu recht beleidigt, dass M. mit einem roten Kugelschreiber einfach in die Texte von Au-

gustin hineinkribbelt, wie ein Oberlehrerschwein, der seine kleinen Schulbuben abkanzelt. Das sagt schon einiges aus über seine inakzeptable und respektlose Haltung; eine absolute Frechheit von diesem eingebildeten, inkompetenten Sesselfurzer, der sich Chef schimpft. Was für eine unchristliche, dämliche Arroganz und was für eine demonstrative Herabwürdigung.

Ich schlage vor, die Sache mit dem Ausprobieren des Alubootes zu verschieben, bis wir etwas mehr wissen über die Gefahren des Flusses. Ich möchte mich jedenfalls nicht in dieses Abenteuer stürzen, ohne Ratschläge oder Begleitung von jemandem, der den Fluss kennt. Blaise soll den Motor testen und das Boot neben das Tilapienbecken stellen, damit wir schauen, ob wir noch Bodenbretter benötigen um die Bleche des Bootbodens zu schützen. In der Zwischenzeit warte ich auf das 'Projet final', das man offenbar machen kann, ohne mich, den Consultant des Projektes, zu konsultieren. Das kann ja nur gut kommen. Jetzt bin ich mal ganz gerne die beleidigte Leberwurst!

Donnerstag 30. 6. 2022

Ich bin im Hintertreffen mit meinem Tagebuch, weil einfach zu viel passiert und es tausend Dinge zu erzählen

gibt. Beginnen wir bei den negativen. Der Konflikt zwischen dem Projektbüroleiter des Hilfswerks in Kinshasa M. und unserem Nachfolgeprojekt spitzt sich zu. Augustin hat entschieden ein Email an J. in Bern zu schicken, in welchem er sich irritiert erklärt über die Verwirrtaktik des Projektbüros in Kinshasa. M. tut da so, als hätte er Besseres zu tun und sein Mail enthält die abfällige Bemerkung, wir seien es doch, die auf Geld warten würden. Dabei ist die Tatsache die, dass Augustin seit drei Monaten die Löhne aus dem eigenen Sack vorschiesst und bezahlt, weil das Hilfswerk die Überweisungen nicht wie versprochen ausführt.

M. teilt jetzt plötzlich mit, wir könnten das Projekt einreichen. Davon war bisher nie die Rede. Wir wurden angefragt ein Budget zu machen, haben aber darauf bestanden, dass man uns zunächst mitteilt in welcher Höhe man gedenke das Projekt zu unterstützen. Ohne Antwort. Auch auf den Hinweis, dass man am 15. Juli die Arbeiten einstelle, wenn bis dann nicht geklärt sei, wie man die Übergangszeit gestalten und finanzieren gedenke, wurde nicht reagiert. Mit keinem Wort. Von Niemandem. Man ignoriert das einfach. Die Whatsapp-Kommunikation zwischen M. und Augustin habe ich fotografiert. Vielleicht mache ich davon mal eine Transkribierung.

Heute morgen war es kühl und neblig. Am Mittag kam die Sonne und wir entscheiden, das neue Aluminiumboot auszuprobieren auf dem Inkisi Fluss. Es wurde auf den Camion geladen und wir fahren mit einer Mannschaft von etwa zehn Personen nach Nzuma. Da gibt es einen Zugang für Lastwagen fast bis ans Ufer des beeindruckenden, hellbraunen Stromes. Das letzte Stück hinunter zum Fluss ist steil, etwa vier, fünf Meter tief. Und rutschig. Sofort versammelt sich eine Hundertschaft von Zuschauern um unser Aluboot. Horden von Kindern allen Alters drängen sich an der Landestelle, wo Waren und Personen übergesetzt werden. Unzählige Säcke von Maniok leuchten weiss auf der anderen Seite des Flusses. Zwei Einbäume aus Holz sind die Fähren.

Beim Aufladen des Bootes hat man das Wichtigste vergessen. Die Paddel. "Wie wollt ihr steuern, wenn der Motor ausfällt?" frage ich. Lange Gesichter. Schulterzucken. Um zwei Seile zu kaufen für die Befestigung habe ich Blaise zehn Dollar gegeben.

Ein Kenner des Flusses wurde informiert. Er behauptet er kenne solche Boote mit Aussenborder. Nichts davon ist wahr. Er hat keine Ahnung, wie man damit ein Boot steuert. Aber er macht am Fluss, vor der Wasserung, eine kleine Zeremonie, indem er eine Colanuss im Mund zerbeisst, die Stücke in den Fluss wirft, zusammen mit einem Spritzer Palmwein und etwas murmelt, was ich nicht verstehe. Der

Mann versteht dafür auch mich nicht. Er redet kein Französisch. Er bittet die Flussgeister darum, uns zu erlauben, auf dem Inkisifluss zu fahren, erklärt mir Augustin. Die Fahrt klappt wunderbar und ich kann ein Video für P. machen, der zusammen mit Freunden das Geld gesammelt hat für dieses Schiff, das mit Motor um 6000 Dollar gekostet hat, inkl Transport aus China. Eine praktische Sache.

Auf der Rückfahrt kauft man einen Bidon mit zehn Litern Vin de canne a sucre, Zuckerrohrwein, den man zur Feier des Tages allen Teilnehmern der Jungfernfahrt kredenzen will. Das geht bei der Ankunft so schnell, dass man mich vergisst und eine Stunde später sind alle weg und es ist ganz ruhig. Das ist etwas, was mich manchmal stört. Niemand denkt an die anderen, jeder nur an sich. Vor allem beim Essen und Trinken. Da spürt man die entsozialisierende Wirkung von Hunger ganz deutlich. Ich bin gespannt, ob wenigstens Augustin das aufgefallen ist.

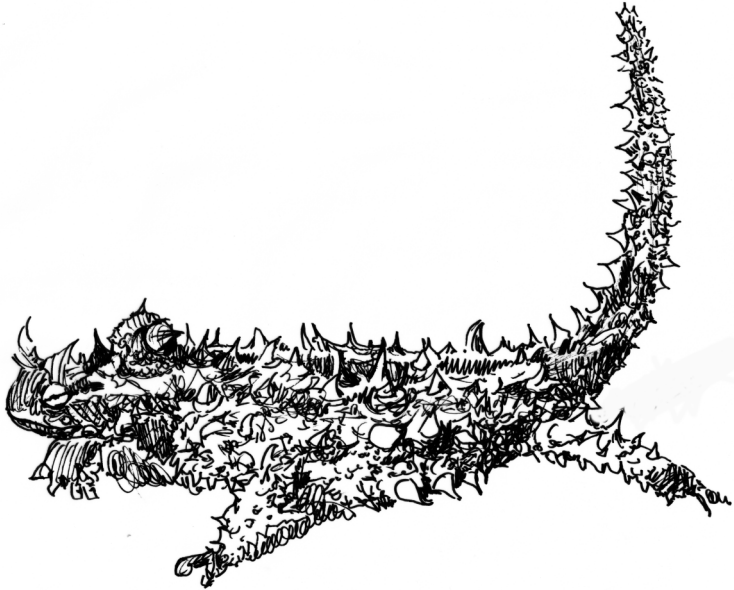
Freitag, 1. Juli 2022

Warten auf eine Antwort des Hilfswerks. Niemand ist bisher auf den Brief von Augustin eingegangen, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Jolie ist in Lemfu, weil ihre Mutter krank geworden ist und in die Krankenstation gebracht wurde. Eine grosse Ameisenart

beginnt die Küche zu bevölkern. Zuerst sind es nur ein paar wenige, dann werden es von Tag zu Tag mehr. Augustin ist der grosse Ameisenkenner hier. Er sagt man müsse etwas machen. Mir scheinen diese grossen schwarzen Ameisen merkwürdig träge und langsam unterwegs zu sein, verglichen mit anderen Arten. Sie haben ihr Nest offenbar unter dem Fundament des Hauses. Durch zwei stecknadelgrosse Löcher in der Beton Treppenstufe, die ins Gebäude führt, verschwinden und erscheinen die schwarzen Krabbler. Augustin kennt die Art natürlich genau mit dem Kikongonamen. Er sagt dass sie riesige Nester bauen in der Erde und mächtige Erdhaufen aufwerfen. Man müsse etwas machen. Er will Insektizid holen. Ich wende ein, dass in dem Haus gerade die neue Generation von Samiaraupen aufgezogen werde. Es bestünde die Gefahr dass diese sensiblen Tiere vom Insektengift beeinträchtigt werden.

Gibt es denn hier keine Tiere, die Ameisen fressen, frage ich Augustin. Wenn es solche Massen von ihnen gibt, muss es doch auch Tiere geben, die sich von ihnen ernähren? Augustin erinnert sich nur an eine Eidechse mit einem breiten Körper. Ich habe aber ein solches Tier noch nie gesehen. Offenbar handelt es sich um die afrikanische Dornechse. Ähnlich wie der australische Dornteufel mit dem vielsagenden namen Moloch horridus, stehen solche Urechen neben Ameisenstrassen und lecken das vorbeimarschie-

rende Futter auf. Aber natürlich nicht, wenn die Futtertiere mit Gift bekämpft werden, dann stirbt der Moloch zuerst.



*Der Dornteufel, Moloch horridus, ist zwar eine australische Art, aber er passt wortwörtlich zum Thema.*

Samstag, 2. Juli 2022

Ein kühler Morgen. Aber ohne Morgentau. Die Ameisen haben in Massen ein Plastikgefäß gestürmt, in welchem sich die Teller des gestrigen Abendessens befinden. Sie machen sich über die Speisereste und Krümel her. Al-

les ist schwarz und kroselt durcheinander, aber auch jetzt eher langsam und ein bisschen faul. Ist stelle die blaue Plastikschüssel nach draussen. Die Hühner gehen daran vorbei. Sie machen sich nichts aus Ameisen. Gäbe es ein Nutztier, das Ameisen frisst hätte man hier endlos Futter für dieses Vieh. Ist vielleicht der Ameisenbär Afrikas Nutztier der Zukunft? Aber die gibt es hier nicht. Sie stammen aus Südamerika.

Auch heute ist meine Nase dauernd etwa belegt und der Hals kratzt. Ich vermute, dass es mit der Luft zu tun hat, mit dem Staub der Buschfeuer vielleicht, oder dem ultrafeinen Staub der Strasse, der jedes Mal beim Vorberifahren eines Töffs oder Lastwagens aufwirbelt. Ich glaube nicht, dass es ein Infekt ist. Es scheint mir eher ein Art Reizung zu sein, vielleicht kombiniert mit eher trockener Luft. Hals und Nase produzieren Schleim, als ob sie Partikel darin binden wollten.

Die Trockenzeit von Juni/Juli ist der Winter Afrikas. So sagt es jedenfalls Augustin, der unter 20 Grad zu frösteln beginnt. Viele hier haben Wintermäntel an. Chance sogar eine Jacke mit Pelzkragen, die sie auch am Tag trägt, wenn es über 25 Grad ist. Augustin nimmt noch immer Tabletten wegen seinem hohen Blutdruck und seinem Schwindel, der offenbar noch nicht ganz weg ist. Ausserdem kocht Jolie für ihn ganz ohne Salz. Auch ein Piripiri ohne Salz hat

sie eigens für Augustin hergestellt. Er bemängelt zwar, dass alles nicht recht schmecke. Ich selber habe die Unsitte eingestellt, zusätzlich mein Essen zu salzen. Ich weiss, dass ich ein Salzjunkie bin, vielleicht epigenetisch programmiert wegen dem Jodmangel im Toggenburg meiner Vorfahren, die deswegen oft grosse Schilddrüsenwucherungen hatten, sogenannte Kröpfe. Deshalb gibt man heute grundsätzlich Jod zum Speisesalz dazu, was nicht alle für eine gute Idee halten. Aber für sie gibt es ja an jeder Strassenecke Himalayasalz zu kaufen.

Frank fällt ein paar Bäume, die zu Nahe am Haus stehen. Es sind Mpukumpukus und Acacias, die unglaublich rasch in die Höhe geschossen sind. Ich erinnere mich, dass sie 2017 noch nicht mannshoh waren. Jetzt, fünf Jahre später, hat die Acacia mangium einen Stammdurchmesser von 25 Zentimetern und eine Höhe von sicher acht Metern erreicht. Das Biomassenwachstum ist hier nicht das Problem. Energie könnte problemlos gewonnen werden, wenn man auch Bäume pflanzen und sie nicht nur fällen würde. Die Gegend ist prädestiniert für Aufforstungen. Aber solange die erbrechtliche Situation so unklar ist, wagt kaum jemand ein solches Generationsunterfangen. Dazu lebt man hier viel zu kurzfristig.

Um 18 Uhr kommen die schwarzen Ameisen wieder aus ihrem Bau. Sie krabbeln erneut ins Esszimmer, wo sie gestern ein paar Teller mit Speiseresten erobert haben. Augustin sagt, dass es eine Art ist, die Ratten in ihren Fallen über Nacht abnagen, sodass man am Morgen nur noch das Skelett der Nager findet. Er weiss das aus eigener Erfahrung, weil er als Knabe oft Fallen gestellt hat, um Ratten zu fangen, von denen einige Arten als Delikatessen gelten. Manchmal habe er zwei Dutzend der Tiere nach Hause gebracht. Aber man musste sehr früh am Morgen unterwegs sein, weil sonst die Ameisen die Tiere in den Schlingfallen bereits gefressen haben.

Zu seiner Jugendzeit habe es massenhaft solche Nagetiere gehabt, sagt Augustin. Heute bräuchte kaum mehr jemand solche Tiere seiner Familie. Die Leute seien egoistisch geworden. Wenn jemand etwas fängt, isst er es gleich selber, ohne es mit anderen zu teilen. Diese Beobachtung habe ich auch schon gemacht. Gerade auch gestern mit dem Zuckerrohrwein. Wenn du nicht darum kämpfst, gehst du leer aus. Dies fördert eine Mentalität, die überall wie ein Krebsgeschwür wuchert, bis hinauf in die Regierungsstellen und Büros von Hilfswerken. Da sitzen die selben Egoisten, die denken, wenn Geld für ein Projekt bei ihnen eintrifft, könnten sie sich privat bedienen. Alle, die nicht so denken, hält man wahrscheinlich einfach für blöd.

Sonntag, 3. Juli 2022

Wieder ein kühler, grauer Morgen. Vom Moringabaum fallen gelb gewordene Blättchen und wirbeln im Wind, fast wie im Herbst. Nach der morgendlichen Schlacht gegen die schwarzen Ameisen, die erneut das Plastikbecken mit dem Essgeschirr von gestern geplündert haben, ziehen sie sich zurück. Wenig später erscheint ein Trupp von anderen, winzigen Ameisen, die die Kadaver der massakrierten schwarzen Ameisen wegräumen. In einer Stunde ist das Schlachtfeld auf dem Boden der Terrasse gesäubert.

Jolie fuhr gestern Nacht mit Blaise nach Lemfu, weil es ihrer Mutter offenbar schlecht geht. Augustin findet es übertrieben, dafür das Auto aus der Garage zu nehmen. Er lässt es aber widerwillig geschehen. Er hat ein Telefon erhalten von einer Dame aus der Schweiz, die irgend ein Projekt machen will im Kongo. Nun fragt sie Augustin, ob er Informationen hätte über Medizinpflanzen und vieles mehr. Man wolle etwas profitieren von seinem Wissen. Leider vergeudet Augustin viel zu viel Zeit mit solchen Parasiten. Ich schlage ihm vor er solle zurückschreiben, dass er leider wegen den vielen Anfragen nur professionelle Beratungen anbieten könne, was 50\$ pro Stunde kostet und er Seminare anbiete, an denen man das Gewünschte lernen könne. Wenn sie wolle können sie ein solches Seminar selber besuchen, organisieren oder finanzieren.

Ich verstehe ja, dass sich Augustin gebauchpinselt vor-  
kommt, weil man ihn immer wieder anfragt. Aber leider  
verschwendet er viel zu viel Zeit an solche Leute, die ihn  
nur ausnutzen, und von denen ganz sicher nie etwas zurück  
kommt. Man könnte ja, statt selber etwas Ungelenkes zu  
basteln, ihn unterstützen. Dann weiss man wenigstens dass  
die Projekte Hand und Fuss haben. Aber viele "Helfer" sind  
gelangweilt in ihrem Rentnerdasein und möchten sich ger-  
ne als "solidarische Gutmenschen" profilieren und daher  
nur in ihrem eigenen Namen etwas aufziehen für eine hübs-  
che Widmung auf ihrem Grabstein, ohne jede Kompetenz  
zu haben und vor allem ohne eine Ahnung von den loka-  
len Bedingungen. Leider betrifft diese Ahnungslosigkeit  
auch die Leute des Hilfswerkes in Norddeutschland. Noch  
nie war jemand von denen hier in Kilueka und von mir will  
man auch nicht viel wissen, obschon ich verschiedentlich  
angeboten habe, einen Vortrag bei ihnen in zu halten und  
für Gespräche und Fragen zur Verfügung zu stehen. Keine  
Antwort. Aber jedes Mal wenn sie ein Kaffeekränzchen  
planen oder ein Grillfest des Vorstandes bevorsteht, stellt  
man Augustin Millionen von Fragen und meint, dass er  
huschhusch alles beantwortet. Man hat keinen blassen  
Schimmer, dass ein Besuch in einer Schule einen ganzen  
Tag verschlingt, mit Motorradfahrt durch den Staub, stun-  
denlang. Voranmeldungen per Telefon funktionieren nicht,

weil das Netz schwach oder die Batterie des Handys gerade leer oder alle ist. Dann ist niemand da, wenn man ankommt. Etcetera. Alle wollen Infos und haben keine Ahnung. Sie hocken in ihren Büros, wie die Unfähigen des Hilfswerks, drehen Däumchen und fordern aus Langeweile irgendwelche Rapports an oder stellen endlos dumme Fragen, ohne an die Aufwände zu denken, die man denen, die vor Ort helfen, damit aufbürdet und ohne Nutzen für diejenigen, denen man zu helfen sich rühmt. Am Sonntag geht man dann in die Kirche, jodelt ein bisschen mit gespielter Entrückung und bettelt die Gemeinde an, etwas in den Opferstock zu werfen. Manchmal fragt man sich schon ob es nicht besser wäre dieses ganzen Hilfswerktheater einzustellen, das nur dazu dient das schlechte Gewissen von Undankbaren und Vollgefressenen zu beruhigen. Mir scheint dass das mit Hilfe wenig zu tun hat. Am besten wäre, man würde einfach mal einen Monat tauschen. Alle Donatoren kommen hierher und leben zu den exakt gleichen Bedingungen wie die lokalen Menschen, einen Monat lang in einer Lehmhütte, Food und Wasser selber suchen. Malaria auf eigene Kosten. Danach hätten sie vielleicht etwas begriffen. Der Wunsch zu dieser Art von Fortbildung ist erschreckend klein. Man wirft den Bettlern lieber ein paar Münzen hin und verlangt von ihnen dann noch eine Quittung und einen Rapport.

Den ganzen Tag arbeite ich an der Statistik unserer Laborarbeit und fertige die Musterseite für die Portraits der Mbinzo-Arten an. Um 16.30 bin ich damit fertig . Für heut ist genug. Draussen spielen Kinder auf der Ladebrücke des Mercedes-Lastwagens. Ein Huhn mit ihren sechs Jungen tippelt vorbei. Sie sind sehr interessiert an einer Ecke, wo ich vor kurzem ein Ameisennest behandelt habe. Ich habe erstmals versucht sie zu vertreiben mit kochendem Wasser. Das hat wunderbar gewirkt. Die gargekochten Ameisen werden jetzt von den Hühnern aufgepickt. Sonst sehe ich sie eher selten Ameisen fressen. Mit kochendem Wasser Ameisen zu töten, wäre eine nachhaltige und giftfreie Lösung. Ich werde Augustin darüber berichten. Wir müssten dann eine tragbare Installation herstellen, um Dampf oder kochendes Wasser herzustellen. Theoretisch könnte man natürlich auch gleich einen Gasbrenner nehmen. Aber da ist die Gefahr einfach gross, dass man statt die Ameisen zu vertreiben das ganze Haus abfackelt.

Der Tag hat kalt und grau begonnen. Nun steht die Sonne als oranger Ball im Westen über der Savanne und geht langsam unter, bei blauem Himmel. Ich staune immer mehr wie angenehm die Temperatur für mich Europäer da in Afrika sind. Gerade jetzt in der Trockenzeit. In der Regensaison ist es heisser und drückender. Nur das Kratzen im Hals ist noch nicht weg. Buschbrände schicken jetzt überall

Rauchsäulen in den Himmel. Manchmal hört man es aus der Ferne knistern und Knallen von explodierenden Gräsern in den Feuerwalzen. Es sind die Bio-Firecrackers, Halme von bestimmten Gräsern, die ins Feuer gelegt mit lautem Knall aufplatzen, offenbar deshalb, weil im Innern der Stengel Wasserdampf entsteht und ein Druck erzeugt wird, bis der Halm mit einem Knall aufplatzt.

Montag, 4. Juli 2022

Ein Tag mit viel Sonne und einem stetigen Wind. Die Temperaturen bleiben kühl. Im Haus steigen sie am Nachmittag nur langsam auf 23 Grad. Ich denke dabei gerade an unsere Zuchtversuche mit dem grössten Rosenkäfer der Welt, dem fantastischen Golitahkäfer, der über zehn Zentimeter lang werden kann, mit einer Spannweite von fast zwanzig Zentimetern, wenn er fliegt. Noch immer gibt es in den Zuchten Probleme mit der Verpuppung und manchmal wandern die riesigen und gegen hundert Gramm schweren Larven rastlos auf der Oberfläche des Substrates hin und her und wollen sich einfach nicht verpuppen. Dies könnte vielleicht damit zusammen hängen, dass wir die Temperaturen bei 26, oder mehr Grad halten, was zu warm ist für die Trockenzeit, was ich jetzt hautnah erlebe. In der Nacht ist es sogar richtig kühl. Vielleicht soll-

ten wir also versuchen, die Verpuppung zu initiieren indem wir die Temperaturen absenken in den Räumen, in denen wir die Larven von Goliathkäfern züchten. Benjamin ist gerade daran die fast verloren geglaubte Art *Goliathus cacicus* aus Japan zu organisieren. In Afrika selber ist es heute fast unmöglich, vertrauenevolle Leute zu finden, die lebendige Tiere sammeln für Erhaltungszuchten. Die Sammler sind von fehlgeleiteten Geschäftsleuten und auch Wissenschaftlern und eigennützigen Naturschützern eingeschüchtert. Diese verlangen, dass man den Handel und Export mit lebendigen Tieren verbieten soll. Nicht aber wegen der Tiere, die man dennoch in Massen tötet und präpariert, sondern weil sie befürchten, dass mit der Zucht die hohen Preise für die toten Tiere sinken und ihr Business nicht mehr so lukrativ ist. Auch "Wissenschaftler" blasen in diese Trompete der Handelsverbote mit lebendigen Goliathkäfern. Auch sie ganz explizit mit der Begründung, dass man wegen der Zucht der seltenen Tiere Handelsverluste erleide. Dass die Habitate der Flaggschiff Insekten trotzdem ungehindert zerstört werden und man dadurch die Tiere vielerorts schon für immer verloren hat, darüber schweigt man natürlich wohlweislich und man verliert kein Wort darüber, dass die Zucht dieser Flaggschiffart der Insekten Afrikas ein wichtiger Schritt zum Erhalt der Tierart und ihrer Habitate sein könnte. Ausserdem interessiert sich die Wissen-

schaft nicht einen Deut für diese Insekten. Es ist bis heute nicht einmal bekannt, wo die Larven in der Natur leben. Um dies herauszufinden benötigt man etwas Geld, Arbeitseinsatz, Esprit und Engagement und nicht bloss oberflächliche kommerzielle Gier. Aus einer Publikation von Emile Bergier von 1941 weiss man, dass die Larven von indigenen Stämmen Zentralafrikas seit jeher gegessen werden.



*Der Goliathkäfer, Goliathus goliatus, der grösste Käfer Afrikas mit einer Länge von bis zu 11 Zentimetern und einer Flügelspannweite von bis zu 20 Zentimetern, also doppelt so gross wie auf dieser Abbildung. Es ist die Kopie der ersten Illustration dieses Käfers. Die Ankunft dieses Präparates in London, war eine Sensation und die Präsentation des Käfers in Clubs und adeligen Privatmuseen ein gesellschaftlicher Anlass erster Güte. Warum das Artepithon 'goliatus' ohne 'h' geschrieben wird, bleibt für immer das Geheimnis des Namensgebers dieses Insektes, nämlich des Gründers der binären Nomenclatur höchst persönlich, Carl von Linné (1707-1778).*

In Kilueka ist es ruhig. Augustin hat die Equippe angewiesen, den Platz in der Umgebung des Tilapienbeckens von wucherndem Gebüsch und von einigen Bäumen zu säubern. Bei der Besichtigung gestern habe ich einen kleinen Platz wiedergefunden, der zum Mischen des Zementes für das grosse Fischbecken gebraucht wurde. Auf dieser kleinen zementierten Terrasse könnte man im Schatten einen Tisch und ein paar Stühle hinstellen mit schönem Ausblick über die Fischteiche ins Tal hinaus und über die Savanne. Doch jetzt sehe ich auf dem Platz einen Hügel mit Kies. Augustin sagt, dass es Kies sei aus dem Fluss. Man habe es hierher gebracht, um es zu untersuchen, ob darin Diamanten zu finden seien. Fanuelle kenne sich damit ein wenig aus. Diamanten? Findet man in Fluss- und Schwemmkiesseln nicht eher Korunde, wie in Sri Lanka? Ich untersuche das abgerundete Kies ein wenig, sehe aber wenig Aufregendes. Nur ein kurzes Bruchstück einer farblosen, kleinen Quarzsäule, wie ich vermute.

Der Kongo ist ein ergiebiges Land für Diamantschürfer. Wenn man weiss wo. Es gibt in diesem Land einfach alles, wofür sich ein Rohstoffhändler in seinem Zuger Büro interessiert: Gold, Diamanten, Uran, Kobalt, Lithium.... you name it. Deshalb ist es gut, wenn man hilft, die Regierungen ins Chaos zu stürzen. Das beflügelt den Raubbau un-

gemein. Exportiert und umgelabelt wird in anderen afrikanischen Staaten, in der Levante und in den Golfstaaten, die sich auf die Vertuschung von Blutgold spezialisiert haben, bevor es in die Schweiz kommt. .

Beim Abendessen klingelt das Handy von Augustin. J. ruft aus Bern an, unser Schweizer Hilfswerkmann. Es ist der, der das Team engagiert hat, das ohne tiefere Kenntnisse unseres Projektes, ein Nachfolgeprojekt ausarbeiten soll, alles Leute, die gut bezahlt sind, während diejenigen, die die Arbeit weiterführen, ohne Bezahlung bleiben. Augustin hat am vergangenen Freitag in einem Rundschreiben per Email daran erinnert, dass man noch immer auf eine Antwort auf unsere Frage warte, wie man die Übergangszeit bis zum Start eines allfälligen neuen Projektes zu finanzieren gedenke. Die Verbindung mit J. kommt nicht zu stande. Er hätte via Whatsapp angerufen, sagt Augustin. Das Netz ist hier in Kilueka praktisch unbrauchbar. Ich selber habe seit zwei Wochen meine Mails nicht checken können. Das Modem, das ich dazu bräuchte, ist bei Guelord in Kinshasa. Augustin sagt, dass ich mich über sein Telefon verbinden könne, aber nur in Lemfu, wo der Empfang besser ist.

Zurück zum Trauerspiel des Hilfswerk-Missmanagements. Augustin beginnt, die letzten Ereignisse zu kom-

mentieren. Er sagt, dass es eine "Agitation" gäbe im Hilfswerk, irgend ein interner Konflikt, der ausgebrochen sei. Was er damit meine, frage ich. Zuerst sagt er, dass M. geantwortet habe mit einem längeren Mail in aggressivem Tonfall. Darin behauptet er, man habe für das siebte Semester, das von Oktober 21 bis 31. März 22 stattfand, das Geld am 28. Mai 2022 erhalten und dann überwiesen habe, also zwei Monate nach Ende des Projektes. Am 8. Juni habe man ihm, Augustin, an einem Meeting im Hauptquartier in Kinshasa, an welchem auch J. aus der Schweiz anwesend war, mündlich mitgeteilt, dass man eine Übergangslösung zum Anschlussprojekt nicht bewilligt habe und nicht finanziere. Zu diesem Zeitpunkt lief aber das Übergangprojekt schon seit mehr als zwei Monaten, finanziert aus der privaten Kasse von Augustin. Ausserdem sagt Augustin, hätte er von dieser mündlichen Mitteilung keine Kenntnis. Auf die Frage nach dem neuen Projekt, das man versprochen hatte zuzusenden, und nach der Gesamthöhe des Budgets des Nachfolgeprojektes ging M. erneut mit keinem Wort ein. Nun aber schrieb J. selber ein Mail. Und darin schickt er selber das neue Projekt direkt an Augustin mit der Bitte, dazu ein Budget zu machen. Zu der Gesamthöhe des Projektes sagt J., dass es im Umfang des letzten Projektes sein könne. Wenn es deutlich höher sei, müsse man allenfalls einen neuen Projektpartner, sprich Donateur, suchen.

Immerhin kommt jetzt endlich von der Schweizer Seite etwas mehr Klarheit. Auf das Projekt bin ich schon mal sehr gespannt. Augustin kann das Papier nicht downloaden, weil der Internetzugang zu schwach ist. Nach einer halben Stunde sagt er, das Paper sei wohl etwa 50 Seiten lang. Er werde es morgen ausdrucken, dann schauen wir uns das an. So wie es jetzt aussieht, wird also das Übergangprojekt in zwei Wochen enden. Wir werden die Vorkosten für den Erhalt der Samia-Populationen selber übernehmen und dem Projekt in Rechnung stellen, sobald das Projekt genehmigt ist.

Augustin geht um 21 Uhr schlafen. Er hat zuvor eine grosse Papaya und einen Teller mit Maracujas gebracht. Er könne wegen dem Zucker die Papayas nicht essen. Ich sage, dass sie wenig Zucker enthielten. Ein Hälfte esse ich noch bevor ich ins Bett gehe. Die Frucht ist schön orange und schmeckt hervorragend. Die Nacht ist klar. Der zunehmende Mond zeigt seine dünne, rötliche gefärbte Sichel. Ein paar Sterne funkeln.

Dienstag, 5. juli 2022

In der Nacht ist es kalt. Um 6 Uhr windstill. Ich esse die übrig gebliebene Hälfte der Papaya, mache eine Tasse Kaffee und installiere mich mit meinem NUC auf der

Terrasse. Heute hört man fast keine Vögel. Es ist so ruhig, ich kann fast den Rauch hören, der in Wirbeln über dem Feuer der Travailleurs aufsteigt, wo Frank den Kaffee zubereitet. Tau hat es keinen. Der Dunst ist in der Höhe als Nebeldecke dick aufgerahmt. Es wird sicher bis 9 Uhr dauern bis die Sonne ihn aufgelöst hat.

Vor dem Mittag gehe ich hinunter ins Tälchen, zu dem Teich, den wir vertieft haben für die Fischzucht. Da wurden ein paar Tilapien eingesetzt. Ich will schauen, ob ich einen fangen kann. Als ich einen Kübel mit Wasser füllen will im Bach rutsche ich mit meinen Crocs aus und falle der Länge nach ins schlammige Gewässer. Es ist peinlich, als nasse, alte Ratte aus einem Schlammbad zu steigen. Vor allem weil auch Frank in der Nähe ist und Chance, die mitgekommen sind um zu fischen. Zwei dreimal kommt ein Fisch an den Köder, aber ich kann ihn nicht rausziehen. Eventuell ist es zu hell und selbst aus dem ockerbraunen, trüben Wasser können die Fische uns sehen, wie wir auf dem Damm stehen mit unseren Angelruten, die sonst prima funktionieren. Nur Chance hat noch Probleme mit dem Silch und macht immer Verwicklungen. Nachher dauert es Stunden bis das Gewirr gelöst ist. So lernt man fischen. Die Hauptarbeit besteht ja sowieso im Warten. Damit hat man hier mehr als genug Übung.

Um 12.30 Uhr bin ich überhitzt und breche ab, mit dem Versprechen, morgen wieder zu kommen, früh am Morgen, vielleicht, und mit Brot. Oben angekommen werfe ich mich unter die Dusche, wäsche nachher splitterfasernackt in der Küche die Wäsche und hänge sie aussen auf meine Wäscheleine mit den Buchenholzklammern, die ich aus der Schweiz mitgenommen habe. Die haben hier prima überlebt ganz im Gegensatz zu den lokalen Plastikklammer, die wegen dem UV Licht sich sofort auflösen, zerbröseln und nach spätestens einem Jahr futsch sind.

Augustin bringt mir auf einem Memorystick das Projekt, das man aufgrund unseres Konzeptes schon im Mai ausgearbeitet hat, aber nur an J. in Bern und M. in Kinschasa geschickt hat, nicht aber an uns, die wir das Projekt realisieren sollen. Nun hat also J. die Initiative ergriffen und es uns selber geschickt. Das wird M. bestimmt sehr ärgern, weil es ja sein Job gewesen wäre. Ich studiere das Paper im Detail. Man merkt, dass die Leute akzeptiert haben, dass nur wir bei Songanzila die Kompetenz haben, ein solches Projekt zu realisieren und man merkt, dass sie es machen wollen. Auch die erwünschten Resultate sind machbar. Allerdings muss man zwei Dinge klarstellen und darüber rede ich mit Augustin gleich am Nachmittag. Man redet von Messungen der Verbesserung von Gesundheit und Nahrungssicherheit der Bevölkerung. Das ist nicht

unsere Kompetenz und muss als Aufgabe für uns ganz klar und deutlich ausgeschlossen werden. Wir sind kein Feldteam von Ernährungswissenschaftlern und Medizinerinnen. Das müssen andere machen. J. hat schon einmal, vor zwei Jahren, uns sowas aufschwätzen wollen, was wir auch damals klar zurückgewiesen haben. Ein Healthmonitoring der Bevölkerung zu machen, ist nicht in unserem Projekt vorgesehen und dazu haben wir weder Kompetenzen, noch Mittel, Personal, oder Systeme. Wir wollen Dinge machen, von denen wir überzeugt sind, dass wir die notwendigen Kompetenzen mitbringen.

Das zweite Thema betrifft die Vermarktung der Produkte, die wir hier herstellen werden mit Konservierung, Trocknung, Verpackung, Labelling. Man will ins Projekt schreiben, dass wir mindestens zehn Verträge machen müssen mit Wiederverkäufern und Verteilern unserer Produkte. Das ist völlig unrealistisch. Wir sind keine Marketingleute. Ausserdem muss ein solches Verkaufs- und Marketingbüro da sein, wo man am meisten mit den Produkten verdienen und umsetzen kann, in Kinshasa nämlich, sicher nicht hier bei uns in der Savanne. Ich erkläre Augustin, dass dies jemand machen muss, der schon ein eigenes Netzwerk mitbringt.

Die Vorgaben sind klar: 500 Hektaren Wald gepflanzt und geschützt. 3000 kg Raupen pro Jahr. Traktor mit Anhänger. 100\$ Lohn monatlich für die 30 Raupenzüchter.

Abnahmegarante von fünf Dollars pro Kilogramm. Eine wilde Art domestiziert. Zuchtssysteme entwickeln. Fabrik für Konservation und Verpackung. Neues Labor für Nachzucht von *Samia ricini*. Neues Labor für Studien der Lebenszyklen von wilden Arten. Bildungsprogramme. Guesthouse. Rezepte. Juristischer Beistand. Notar. Verträge mit Clans dokumentieren. IT-System. Publikation der Resultate. Samias erhalten.

Das sind Dinge, die machbar sind. Augustin hat J. bereits geantwortet. Er schreibt darin, dass wir das Projekt grundsätzlich vernünftig finden, aber dass wir mit unseren Gedanken zum Projekt und unserer Kalkulation des Budgets bei einem Total von ungefähr einer Million Dollars angekommen seien. Wir werden hören, wie er darauf reagiert. Denn J. hatte geschrieben, dass das Projekt im Rahmen des letzten sein könne. Das waren rund 700'000 Dollars für drei Jahre.

Jolie bringt Früchte, Bananen und Orangen. Ich esse die Maracujas. Das Wetter ist warm und trocken, bei leichtem Wind. Augustin bringt mir das Handbuch zum neuen Drucker den wir in Kinshasa gekauft haben. Er konnte ihn nicht installieren. Ist klar warum. Man muss ein Programm von HP aus dem Internet herunterladen, sonst läuft die Installation nicht. Das ist Kontrolling in Reinkultur. Man

will wissen, wo die Kisten verdeckelt werden. Man kann sich als transhumanistische Flugschiffirma gar nicht vorstellen, dass es auf dem Planeten Erde Plätze ohne Internet gibt, zum Beispiel hier in der Savanne. Ich würde meinen, dass höchstens ein Prozent der Erdoberfläche terrestrisch versorgt sind.

Am Schluss unserer Unterredung erzähle ich Augustin von einer Idee, weil ich seine Meinung dazu hören will. Warum schaffst Du nicht auf der Erde deines Clans ein 'Reserve Naturelle', traditionell, aber modern. Mit einem zehn Hektaren grossen Nkunku, Fruchtbäumen, Fischteich, Garten und einem modernen, schönen Häuschen für uns zwei und ein paar Hütten für Angestellte und Bewohner und Ranger des Reservats? Dann hat man endlich ein Modell, wie das Leben auf dem Lande angenehm sein kann: In der Natur, aber mit Strom, angenehmer und moderner als Kinshasa, in einer sauberen, gesunden, menschengerechten Umgebung. Augustin geht – das ist seine Art – nicht direkt darauf ein in einem zustimmenden Sinn. Er ist nicht der Typ, der bei jeder neuen Idee gleich in Begeisterung ausbricht. Er fragt zunächst, wer das finanzieren soll und sagt dann, dass er sich das überlegen werde. Sein Clan besitze insgesamt 490 Hektaren Land. Der Clan bestünde aus drei Linien, also hat jede Linie 160 Hektaren. Ich bin gespannt was er aus seinen Träumen als Clanchef heraus fischt.

Donnerstag, 7. Juli 2022

Was einen normalen Menschen von einem Dichter unterscheidet, können sie hier nachfolgend an meinem Verhalten erkennen. Ich erwache um 3.25 Uhr, weil ich im Schlaf eine Idee hatte, nämlich diejenige, wie man - vor Gericht zum Beispiel – meine schlechte Zahlungsmoral mit einem linguistischen Modell erklären kann. Ich entschied also aufzustehen. Ausserdem musste ich pinkeln. Das liess sich verbinden. So entstanden aus dem Drang, dieses linguistisch-juristische Modell zu beschreiben und aus der Notdurft Synergien, die ich nicht achtlos verschwenden wollte in einer nutzlosen afrikanischen Nacht wo man sowieso nur wartet bis es tagt. Ich halte jedenfalls die Meinung, dass der Schlaf dazu da sei, damit die Seele gesunden kann, für eine schlichte Verdrängung der Tatsache, dass es Nachts dunkel ist und man nichts sieht.

Ich bin ja gerade in Afrika, im Kongo, draussen in der Savanne, in einem Dorf namens Kilueka, wo es seit Menschengedenken keinen Strom gibt, und auch keine Lade-station für Teslas. Ich wohne da in einem kleinen Kämmerchen in einem Ökonomiegebäude, umgeben von Bäumen, einem rostigen Peugeot-Wrack und viel endlose Landschaft bis zum Horizont. Darüber ein grosser, hoher Himmel, der jetzt pechwarz ist und mondlos, weil es in der Trockenzeit oft hohe Wolken hat.

Mein Bettgestell besteht aus ungehobelten Holzlatten, ist gut gebaut, mit einer guten Matratze, nicht zu weich. An den Ecken des Bettgestells sind vier mannshohe Holzpfosten festgenagelt, über die ein Moskitonetz gespannt ist.

Gestern fiel, beim Abendessen mit Augustin und Jolie, der Strom der Batterie aus, die von Solarzellen gespeist wird. Es war eben bedeckt und für afrikanische Verhältnisse kalt, am Morgen um 20 Grad. Die Leute hier, wenn sie durch Korruption oder sonstige Glückfälle reich geworden sind, ziehen dann Daunenjacken und Pleadmäntel mit Pelzkrägen an.

Ich habe immer meine Akku-LED-Stirnlampe griffbereit. Sie kann in Notsituationen, an denen es nie mangelt, als Lampe dienen und so gehe ich meist dergestalt zu Bett, dass ich meine Stirnlampe anziehe, um ins Bett zu steigen. Wenn ich drin bin, unter dem Moskitonetz, dann ziehe ich die Stirnlampe aus, knipse sie ab und deponiere sie neben dem Bett, in Griffweite, auf dem Boden. Wenn ich nachts aufstehen will, muss ich in der Finsternis neben dem Bett runter greifen nach der Stirnlampe und hoffen, dass da nicht gerade eine Schlange, Spinne oder ein Skolopender auf Beute lauert. Mensch, das wird hier wieder eine lange Geschichte. Habt ihr noch Zeit?

Ich erwache also um 3.25. Dass es so spät ist, wusste ich beim Aufwachen noch nicht, denn mein Muschelhandy mit der Zeitanzeige liegt auf dem mittleren Tablar des Holzgestells an der Wand des Zimmers. Das habe ich extra so eingerichtet, damit ich den Wecker nicht vom Bett aus im Halbschlaf abstellen kann, sondern wirklich aufstehen muss. Ich kenne mich.

Die Uhrzeit sehe ich erst, nachdem ich gepinkelt habe, und zwar in das kleine Handwaschbecken aus weisser Keramik mit dem Namen Daelim, neben dessen Schriftzug ein kleiner Eisbär abgebildet ist. Das Waschbecken ist als Pissoir praktischer als die Toilette in dem kleinen Badezimmerchen, mehr eine Art Kasten, nebenan. Ausserdem kann man mit Wasser und Seife beim anschliessenden Händewaschen auch das Becken pieksauber putzen. Das geht in einem Gang. Das Wasser läuft durch ein graues Plastikrohr nach draussen, wo es neben dem Haus in einer Wiese versickert, bei einem Avokadobaum, auf dem die daumendicke Liane einer Passionsfrucht wuchert, die mir jeden Tag knallgelbe, reife Früchte fallen lässt. Dem sagt man Recycling. Ich pinkle drinnen. Draussen fallen Früchte vom Himmel.

Ich gehe also mit angeknipster Stirnfunzel aus dem Schlafzimmer ins Zimmer mit dem grossen Esstisch, immer noch in schwarzer Pjama hose, halblangen Wollso-

cken und T-Shirt, mit Fleecepulli drüber. In dem stockfinsternen Zimmerschlauch, wo sich auch die metallene, graue Eingangstüre befindet, stehen Plastiktische, an denen ich in der Nacht arbeiten kann. Ich betätige den Lichtschalter, das Licht geht an, löscht aber nach ein paar Sekunden wieder ab. Die Batterie ist alle. Hatte ich vergessen. Kein Licht also. Kann sich so Literatur ereignen? Wenn man nicht sieht, was man schreibt?

Ich kehre also mit angeknipster Stirnlampe zurück ins Schlafzimmer und lege mich wieder ins Bett. Ich kann ja morgen, das ist in genau zweieinhalb Stunden, alles aufschreiben. Es sei denn ich vergesse bis dahin mein linguistisch-juristisches Erklärmodell für die unzureichende Zahlungsmoral von Zürchern, also meines Clans, meiner Sippe, also eigentlich von mir.

Als ich mich wieder mit dem Leintuch zugedeckt habe und mich zur Seite wälze, bereit, weiter zu schlafen, grätscht mein Fuss dazwischen, indem er zu wippen beginnt und zwar ohne Musik. Einfach so. Er zuckt und hört nicht auf. Ich glaube, man sagt dem Restless Leg Syndrom. Ich habe sicher sowas. Wenn der Fuss nicht will, kann ich unmöglich einschlafen, jedenfalls solange nicht, bis er selber müde ist. Normalerweise kann ich sehr gut schlafen. Aber nicht jetzt. Der Fuss sagt mehr oder weniger wippend: Steh auf! Dann kratzt meine Hand noch ungefragt am Kopf wegen

irgendwas und ich drehe mich unbestellt auf die andere Seite. Jetzt habe ich genug. Ich setze mich in der Schwärze der Nacht im Bett auf und sage laut und deutlich zu mir: "Spinnt ihr eigentlich! Füße, Hände, Körper! Gebt Ruhe. Lasst uns schön artig zusammen schlafen!" Vergeblich. Ich gebe auf, stehe also erneut auf, ziehe meine Stirnlampe an und setze mich mit meinem kleinen, schwarzen Notizbuch und dem blauen BIC-Kugelschreiber an den Esstisch, der, fein beleuchtet im hellen Kegel meiner Stirnlampe, mit einem klebrigen Plastiktischtuch mit farbigen Blumenmustern in den Grundfarben Blau, Rot und hellgrün bedeckt ist.

Wo soll ich anfangen? Bei solchen schwerwiegenden Fragestellungen heisst es bei mir: Kaffee machen. Ich mache in Afrika Kaffee mit Kaffeepulver aus Holland, Milchpulver aus Neuseeland, ganz wenig Rohrohrzucker und heissem Wasser der Zisterne aus dem Thermoskrug. Ich rühre um. Trinke einen Schluck. Ja, so kann es gehen. Der Lithiumionenakku der Strinlampe ist frisch aufgeladen. Ich bin in Sicherheit, dass jetzt die Anfertigung von Weltliteratur gelingen kann. Ich rühre mit meinem Löffel in der braun-opaken Brühe in der hellgelben Plastiktasse um und dabei entsteht dieses mühlenartige Reibgeräusch, wenn der Löffel am Boden der Tasse kreist. Manche Menschen können sich verlieren in diesem kreisenden Soundstrudel

des Löffels in der Tasse. Es ist eine musikalische, rituelle Liebhaberei, die nur Kaffeetrinker wirklich verstehen. Jede Tasse klingt anders und jeder Löffel klingt anders. Ob auch der Kaffee selber mittönt?

Beim Umrühren kommt mir die rührende Geschichte des Traumes wieder in den Sinn. Sie verzeihen mir sicher, dass ich jetzt die günstige Gelegenheit ergreife, diesen Traum noch etwas auszubreiten, der sich gerade unmittelbar vor dem Einfall des Gedankens mit der Zahlungsmoral ereignet hatte. Es waren nämlich, wenn man es genau nimmt zwei Träume, die in meinem internen Seelenkino abgespielt wurden.

Ich mache das ja sonst selten, dass ich mich in den Absurditäten meiner Träume ergehe, aber bei mir ist es schon seit jeher so, dass ich mich nur äusserst selten an Träume erinnern kann. Ich habe mich auch schon über diesen Mangel an Quellenmaterial für mein Poetendasein aufgeregt. Ich bin nun mal kein Traumfischer und kein Traumfänger. Ich muss meinen Blödsinn mühsam selber aushecken. Warum das so ist, dass ich ein mangelhaftes Traumerinnerungsvermögen besitze, weiss ich nicht. Ich habe aber eine Vermutung. Es ist bei den Träumen, meiner Meinung nach, genau so, wie mit diesen elenden, braunen Palstikpackbändern, bei denen immer der Anfang des Klebebandes so fest auf der Rolle haftet, dass man den Anfang nicht zu fassen

kriegt. Man hat also ein Klebeband, kann es aber nicht abwickeln, weil man seinen Anfang nicht findet. Und damit scheint es genau so, als habe man eben kein Klebeband. Etwa so ist es bei mir auch bei den Träumen. Sie sind zweifellos da, aber ich finde keinen Einstieg in die aufgewickelte Story.

Nun ist es aber heute etwas anders, denn ich hatte vom Musikmachen geträumt. Ich hatte von meinem Freund Eugen eine akkustische Gitarre ausgeliehen und hielt in einem ebenerdigen Zimmer in einer Stadt ein Solo-Konzert. Das Zimmer lag direkt an einer engen Gasse. Es gab an einer Wand eine Fensterreihe, durch welche ich die Menschen draussen vorbei gehen sah. Eine Türe war auch da, durch die ab und zu jemand hinein kam in das Konzertzimmer. Als Publikum waren eine handvoll Frauen anwesend, junge, eher freakige Damen, ein bisschen Kommunen Hippiegroove, alle solo. Aber die Motivation durch die Anwesenheit von Weiblichkeit allein, reichte für mein Konzert nicht aus. Ich kann ja nicht wirklich Gitarre spielen. Ich bin ein Amateur, oder Dilettant, im vollen Sinne des Wortes. Aber ich überspiele fehlende Begabung mit Eifer. Wie bei der Literatur auch. Der totale Versager überspielt sein Unvermögen mit Lärm, Effekthascherei, Schrillichkeit und Angeberei. Man muss sein unflätiges Selbstbewusstsein solange über sein Publikum walzen, bis die

Leute überzeugt sind, und sie denken, dass der totale Versager selber glaubt, er hätte eine Ahnung von dem, was er tut und wenn einer intensiv glaubt, dass er gut ist, glauben die Leute es meist auch.

Ich machte auf die Frauen also ziemlich Eindruck, sang und schrummte auf der Klampfe, die unter meiner unbedarften Technik litt und es daher ein, zwei Saiten zerriss, ohne dass es meinem Vortrag oder Charisma irgend einen Schaden zugefügt hätte.

Draussen in der Stadt war unterdessen irgendeine Revolution im Gange und irgendwelche Leute mit Megaphonen waren unterwegs. Sie hatten auch Süssgebäck dabei, das sie verteilten, alles farbig.

An einem scheuen Tischchen in einer Ecke des Konzertzimmers sass ein Kritiker. Vielleicht ein Journalist. Griesgrämig und mit verächtlicher Mine nahm er meine selbstgerechte, punkige Gitarrenvorstellung zur Kenntnis und lästerte vor sich hin. Und zwar solange, bis ich zu ihm hinging und ihm etwas auf den Kopf schmierte. Soviel ich mich erinnern mag, war es ein Löffel Mayonnaise oder Margarine. Dieser fettige, aber steife Gupf setzte ich dem Herrn auf den behaarten Schädel und spielte dann weiter.

Durch das seltsame Voodoo-Ritual war meine kurz aufflammende Unsicherheit verflogen. Die ganze Peinlichkeit, dass ich gar nicht richtig Gitarre spielen kann, fiel von mir

ab. Es reicht also, dachte ich, dass ich so tue als ob, wie auch sonst im Leben. Item.

Jedenfalls kurz nachher muss der Einfall gekommen sein mit der Zahlungsmoral der Zürcher. Ich kann ihnen beim besten Willen nicht sagen, woher der Gedanke kam, respektive in welchem Zusammenhang mit dem Traum er stand usw. Ich weiss nur, dass ich den Gedanken schon früher, in anderen Nächten, ein- oder zweimal hatte, weil er mir irgendwie bekannt vorkam, ich ihn aber bisher nicht aufgeschrieben habe. Ich kann ja nicht wegen jedem blöden Zwinkern meiner Hirnsynapsen um 3.25 Uhr aufstehen, um zu schreiben. Ich muss ja auch schlafen.

Aber jetzt kam ein Gedanke wieder, ziemlich hartnäckig, sodass ich ihn nicht mehr abschütteln konnte. Er hatte sich bereits aus dem Traum heraus in etwas Logisches hinein verkleidet und sich heimlich in einen Gedanken-gang gesponnen, der nun in mein Bewusstsein ragte, sodass ich ihn wahrnahm und ihm habhaft werden konnte. Es ist, wie wenn beim Angeln ein Fisch anbeist. Zuerst verschwindet die Posse, aber man sieht den Fisch noch nicht im trüben Teich. Langsam spannt sich die Schnur, an der der Fisch zerrt, während man ihn aus seiner Versunkenheit heraus kurbelt, vorsichtig, damit die Schnur nicht reisst.

Jetzt hat mich beim Schreiben eben eine Mücke am Bein gestochen und zwar da, wo die Socken enden und die Pijamahose hochgerutscht ist beim Sitzen. Ich hasse Moskitos. Und sie sollten das, liebe Leserin und lieber Leser auch. Denken sie nur, wieviel Literatur und geistige Erbauung uns verloren gegangen ist durch die hinterlistigen Störungen dieses Ungeziefers? In niederträchtiger, böser Absicht stechen sie uns Literaten und Poeten, und hinterlassen ein paranoides Gejucke, das uns abbringen will von unserem edlen Geschäft, hinterlassen Kommafehler und Unsinn.

Im Nu zersetzen Moskitos jeden blitzblanken, glasklaren Gedanken in ein krankes und schmutziges Gesabber, und zwar zuerst nur mit der Ablenkung ihres Gesurres, dann mit ihren infamen Stichen und zuletzt mit der aufkeimenden Wut und dem Hass auf diese Viecher, die aus allen Ecken der Nacht hervorkriechen, um jeden Ansatz von Weltliteratur zu vernichten. In der Gegenwart von Mücken kann es keine Kultur geben. Mit der Übertragung von Malaria, Ebola und der Schlafkrankheit hat es gar nichts zu tun. Im Gegenteil. Mit Malariafieberschüben können reizende Sciencefiction Romane oder Märchen a la Alice im Wunderland entstehen. Nicht aber, wenn sie mit einer aufgeilten und stechgierigen Mücke dasselbe Zimmer teilen. Ich versuche es trotzdem.

Die Sache mit der mangelnden Zürcher Zahlungsmoral und mit der Frage, wie man sie linguistisch erklären kann, ist ganz simpel. Sie hat damit zu tun, dass im Zürcher Mundartdialekt die Worte für "zu alt" und "bezahlt" dieselben sind. Zu alt heisst zallt. Bezahlt heisst zallt. Beispiele: Diese Frau ist mir zu alt. Heisst in Zürcher Mundart: Diä Frau isch mir zallt. Dieser Apfel ist zu alt heisst: Dä Öpfel isch zallt. Diese Rechnung ist bezahlt: Diä Räch-nig isch zallt. Ist die Rechnung schon bezahlt? Isch diä Räch-nig scho zallt?

Daraus ergibt sich ein linguistisches Merging insofern, als 'zu alt' und 'bezahlt' zusammen fallen als 'zallt' und also beide Bedeutungen als identitärer Wortsinn im Unterbewusstsein zusammen klingen. Diese These geht davon aus, dass das Unterbewusstsein Wortbedeutungen der Sprache primär aus Bildern, Klängen und Düften gewinnt und erst viel später das Bewusstsein aus den Codes. Für jemanden, der im Zürcher Dialekt lebt, ist der Unterschied zwischen 'zu alt' und 'bezahlt' lediglich im Zusammenhang des Kontextes zu erkennen. Der Satz: "Diä Rechnig isch zallt", kann also zwei Dinge bedeuten: Erstens: Diese Rechnung ist bezahlt und zweitens: Diese Rechnung ist zu alt. Für den durchschnittlichen Zürcher ist damit das grösste, ökonomische Existenzproblem auf elegante, metaphysische Weise gelöst, indem ich zum Beispiel hem-

mungslos Rechnungen solange auf meinem Pult aufschichten kann, bis sie zu alt und damit bezahlt sind. Ich habe mir, wegen meines Zürcher Dialektes angewöhnen müssen, Rechnungen auf keinen Fall zu früh und auf keinen Fall sofort zu begleichen, weil sie dann ja noch unbezahlt sind. Dank der Zürcher-Mundart-Bezahlmethode habe ich ausserdem viel mehr Zeit zum Schreiben, was sie, verehrte Leserin und verehrter Leser, hoffentlich nicht bedauern.

Was dies alles mit meinem gegenwärtigen Aufenthalt hier in Afrika zu tun hat, als Entomologe und Berater eines Projektes zur Zucht von Speiseraupen? Das ist mir auch ein Rätsel. Ich bin mal gespannt wie sich das auflöst. Ende um 4. 59 Uhr. Kaffeetasse leer

Freitag, 8. Juli 2022

Ein sonniger Tag, mit leichtem Wind, sehr angenehm. Ich sortiere Bilder und vergesse mich dabei so, dass ich sogar meinen Mittagsschlaf verpasse. Im kleinen Fischteich hat es ein paar grosse Tilapien. Ich werde morgen versuchen einen der Fische mit der Rute zu fangen, weil mir noch Bilder fehlen, vor allem von unseren Ngolos, den schwarzen Katzenwelsen. Es hat von allen Dingen sonst eine Unmenge von Bildern, sodass ich fürchten muss, dass wir im Buch weitere Seiten anfügen müssen, damit wir nicht wich-

tiges Dokumentationsmaterial unterdrücken. Ausserdem ist es gut, wenn man sieht, was wir alles gemacht haben und dass wir weltweit die Einzigen sind, die so gezielt an diesem Thema arbeiten und dazu soviel Material und Erfahrungen zusammengetragen haben. Das darf ruhig ein bisschen Eindruck machen.

Um 16 Uhr beginne ich damit die ersten Bilder mit Lightroom zu bearbeiten. Wirklich ein geniales Bildbearbeitungsprogramm, vor allem, um die Gesichter der dunkelhäutigen Menschen aufzuhellen und ihre Züge sichtbar zu machen. Es ist ganz erstaunlich, wie die Belichtungseinstellungen unserer Fotoapparate auf den weissen Menschen "geeicht" sind. Es wäre dringend notwendig einen Blackpeople-Modus einzuführen. Das ist eigentlich keine Sache, denn ich mache das mit Lightroom mit einer einzigen, fixen Einstellung.

Jolie kommt um 17.21 Uhr mit dem Abendessen. Sie war heute in Lemfu, piekfein angezogen, wie wenn sie gerade in die Metropolitan Opera in New York eingeladen wäre. Es ist ganz unglaublich, wie sich die Frauen hier herausputzen können. Es stellt alles in den Schatten, was ich von Europa kenne. Oft ziehen auch schwere Parfumwolkenbänder vorbei, sodass man Angst bekommen könnte an ihnen wie an einem Brett zurückzuprallen, wenn man versucht die Duftspur zu durchqueren. Wie sie die-

se Kleider so blitzsauber hinkriegen und so perfekt plätten, ohne irgendwas, ist mir ein grosses Rätsel. Ich habe nur einmal gesehen, dass der Dorfchef von Kilueka sein blendend weisses Hemd auf einem Tuch auf dem Lehm Boden in seiner Hütte mit einem rostigen Bügeleisen geplättet hat, das er mit glühenden Kohlestücke gefüllt hatte.

Samstag, 9. Juli 2022

In der Nacht habe ich schon wieder geträumt vom Musikmachen. Ich wurde von Peter Green eingeladen, mit ihm einen kleinen Probegig zu spielen, vor all seinen Freunden und Sponsoren, in einer schicken, alten Villa. Leider brach dabei an meiner weissen Stratocaster der Hals ab. Er war innen völlig morsch und weissfaul. Mir war es sehr peinlich, Aber niemand störte sich daran. Peter Green sah sehr gesund aus. Er spielte wie zu seinen besten Zeiten, war unbelastet, aufgekratzt, kommunikativ und gesprächig wie er es sonst selten war.

Nseka kommt am Morgen in Kilueka an, unser Elektromeister aus Kinshasa. Er macht saubere Arbeit und ich muss mich an dieser Stelle bei allen lokalen Handwerkern entschuldigen, die ich mit meiner Unwissenheit und Ungeduld nerve, weil ich nicht realisieren will, was es heisst, unter den afrikanischen Bedingungen zu arbeiten. Es hat kein

Material und keine Werkzeuge. Alles muss man sur place zusammensuchen. Bau so mal ein Haus. Die Afrikaner schaffen es, immer wieder. Nseka beginnt im Maison des Poissons, wo er meinen neuen Inverter einbauen soll. Aber eine der beiden Batterien ist im Eimer. Es soll noch eine geben im Zimmer von Christian. Der ist aber nicht da und kommt erst am Abend vorbei, weil er bei mir seine Powerbank aufladen will. Mein Tipp also an alle, die ihre Mitarbeiter regelmässig sehen wollen: Eine Ladestation für Handys bauen und daneben auf einem Stuhl warten. Du wirst alle Mitarbeiter mehrmals täglich sehen.

Dann baut Nseka den neuen Inverter im Maison d'energy ein. Auch da ist eine Batterie schwach. Er baut auch den Batteriebalancer ein, den ich mitgebracht habe. Der Powerknopf daran leuchtet aber nicht auf. Keine Ahnung weshalb. Die Batterie füllt sich rasch. Um 17.30 Uhr habe ich immer noch satte 24 Volt, obschon ich wie verrückt mit Lightroom arbeite, einem Bildbearbeitungsprogramm, das viel Prozessorleistung und damit heftig Energie frisst.

Südlich von Kilueka, irgendwo draussen im Busch, steigt eine Fete, zur Erstkommunion, wie Augustin erklärt. Er bringt einen Bidon mit Palmwein mit, den ihm der Nachbar geschenkt hat. Die Öffnung des schmutzigen, gelben Plastikkanisters ist zugestopft mit ein paar Maniok-Blättern. Ich sage ihm er solle das Gesöff in den Kühl-

schränk stellen. Vielleicht ist es dann nicht so bissig. Am Mittag habe ich etwas gefischt an unserem Tilapienteich und vier Fische rausgezogen. Keine Riesen. Ein Ngolo hat nicht angebissen. Ich werde es morgen vielleicht nochmals probieren.

Montag. 11. 7. 2022

Augustin ist irritiert und etwas verängstigt. Er erzählt ganz erstaunt, dass er ein oranges Kabel, das den Strom aus dem Labor zu seinem Arbeitsplatz in der Miellerie leitet, doppel gesehen habe. Es waren zwei einzelne Kabel, sagt er, nebeneinander. Sie liefen sogar ab und zu auseinander und dann wieder zusammen. Er habe Jolie gerufen, um ihm zu bestätigen, dass es zwei Kabel seien. Aber sie habe gesagt, es sei nur eins.

Er macht sich ein Sorgen. Der Apparat zum Messen des Blutdrucks soll morgen ankommen, zusammen mit dem Tintenstrahldrucker, der weniger Energie frisst als der neue Laser von HP, der mehr als die angeschriebenen 600 Watt zieht, mehr jedenfalls als der neue 600 Watt- Inverter, den ich einbauen liess, leisten mag. Noch immer hat Augustin keine Antwort des Hilfswerks wegen der Übergangslösung, obwohl in vier Tagen das Ultimatum abläuft.

Dienstag, 12. 7. 2022

Ein sehr nebliger, kühler Morgen. Afrikanischer Tropenwinter. Dichter Nebel hängt zwischen den Bäumen, der Himmel ist aber hell, weil es darüber offenbar keine Wolken hat und die Sonne von oben auf den Nebel scheint. Wunderbar diese Ruhe.

Augustin sagt dass eine der drei grossen Ananas, die ich in Lemfu kaufen liess, kaputt gegangen sei. Ich warte noch auf die anderen beiden. Etwas seltsam ist, dass man mich hier so schlecht berät beim Kauf. Stattdessen hat man mir vorher drei unreife Papayas gebracht. Der Grund wird sein, dass reife Früchte sofort geklaut werden von den Feldern, weil die Anonymität der Menschenmenge zugenommen hat und sich heute jeder ein bisschen sicherer fühlt, wenn er mit einer geklauten Ananas auf der Strasse läuft. Früher bei weniger Bevölkerung hätte man sofort gefragt, woher er diese schöne Frucht habe. Und man hätte auch gehört, wo eine solche Frucht abhanden gekommen ist. Die Zahl der Menschen ist ein Grund für die Auflösung traditioneller Regeln, sozialer Kontrolle und Gesetze. Das urbane Leben installiert sich eben so, dass es am Schluss in einem Chaos uneingehaltenen Regeln untergeht.

Gestern haben Augustin und ich kurz über die Idee eines kleinen Musterdorfes für Afrika gesprochen, wo wir

die Vorteile von Stadt und Land zusammenbringen möchten. Best of two worlds. Autarkie und Natur mit Modernität und Kommunikation und einem vernünftigen Grad von Bequemlichkeit, die nicht Abhängigkeiten generiert, die in die Unfreiheit führen. Die Gratwanderung der Kulturentwicklung neu gehen. Augustin hat versprochen darüber nachzudenken.

Das Trauerspiel mit dem Hilfswerk geht weiter. Augustin hat heute alle daran erinnert, dass in drei Tagen der 15. Juli ist, an welchem wir das Projekt abrechnen werden, wenn bis dahin nicht klar ist, wie der Übergang zum Nachfolgeprojekt zu finanzieren ist. Bisher hat sich ja unser Chef im Projektbüro in Kinshasa, M., nicht gemeldet. Auch sonst schweigt man sich heftig aus. Nach der erneuten Ankündigung von heute hat aber zumindest J. in Bern mit einem Finger gezuckt. Er fragt doch tatsächlich Augustin, ob er denn die Richtlinien respektiert habe, die man ihm in der Ausbildung vor einem halben Jahr vorgetragen habe. Darin sei nämlich geregelt, wie man einen Antrag stellen kann für einen Fond des Hilfswerks. Leider wurde das aber nie erwähnt während der Ausbildung. Es ging lediglich um die Verkomplizierungen der Bürokratie mit neu erfundenen Regeln für die Buchhaltung. Augustin war persönlich an dieser "Weiterbildung" dabei, zusammen mit Guelord, und

hat sich diesen ganzen unausgegorenen Müll angehört, mit dem blendenden Resultat, dass weiterhin nichts funktioniert heute, wie nichts funktioniert hat vorher, in dieser Armee von Idioten. Nun fragt also J., ob Augustin die Formalitäten eingehalten habe. Davon weiss er aber nichts und er hat extra nachgeschaut im Skript der Ausbildung, ob davon irgendwann und irgendwo die Rede war. Nein. Nichts davon. Kein Wort. Und M. schweigt. Es wäre ja an ihm gelegen, Augustin darauf aufmerksam zu machen über das Prozedere. Stattdessen zieht er es vor, weder auf Telefone noch auf Emails zu antworten. Es ist nur der Beantworter eingeschaltet in seinem Büro. Augustin hat schon drei Mal versucht, ihn anzurufen. Dieses System der bewussten Abwesenheit und Verleugnung kennen wir schon von früher. E. hat es genau gleich gemacht. Aber zum Glück hat Augustin jetzt etwas mehr Mut als früher. Er ist bereit alles, nach Regeln des Geldgebers zu machen. Nur nützt es eben nichts. Ich sage ihm, dass ich, wenn der 15. nutzlos verstreicht, ich wieder die Schweizer Botschaft in Bern einschalten und informieren werde. Ich werde verlangen, dass ein Protokoll gemacht wird darüber, dass das Hilfswerk Geld sammelt in der Schweiz und davon nichts ankommt bei denen, die das Projekt machen. Etwas Ähnliches hatten wir ja schon einmal gemacht. Ausserdem kann ich wieder einmal einen Besuch bei der frü-

heren Schweizer Botschafterin in der RDC in Bern machen, wenn ich im August zurück bin in der Eidgenossenschaft.

Es ist einfach ganz unglaublich, wie dysfunktional dieses Hilfswerk ist. Niemand kümmert sich richtig darum. Man versetzt die eingensetzten Übeltäter, Ungehorsamen, Versager und Unfähigen auf andere Posten, in einer anderen Gegend, in ein anderes Land und meint damit sei das Problem gelöst. Diese Leute gehören gehasst, exkommuniziert und degradiert zum Soldaten. Stattdessen kriegen die Unfähigen immer sauber ihren Lohn, hocken nun schon zu viert arbeitslos in ihrem Projektbüro in Kinshasa und lassen alles hängen. M. hatte nicht mal den Stil, den Erhalt des ersten Mails von Augustin über die Einstellung des Projektes am 15. Juli zu bestätigen. Das war vor drei Wochen. Nun sind es noch zwei Tage. Bin gespannt, was die Kommandozentrale des Hilfswerks jetzt unternehmen wird.

Mittwoch 13. Juli 2022

Abteilung "Seltsame Zwischenfälle": In der Nacht will ich aufstehen und auf die Toilette gehen. Ich hatte zuvor eine kleine Papaya gegessen. Sie war noch nicht richtig reif, hat aber ausgezeichnet geschmeckt. Das gab offenbar Stuhldrang und deshalb stand ich um drei Uhr auf. Da war

aber die Türe zur Toilette mit dem Schlüssel verschlossen. Ich hatte das selber so gemacht, weil es nach Jauche stank aus der Grube, in welcher der Toilettenabfluss endet und die Grube offenbar ohne Syphon auch mit dem Ablauf der Dusche verbunden ist. Bei gewissen Wetterlagen stank es dann ins Schlafzimmer hinein. Und deshalb schloss ich die Türe. Sie schnappte aber nicht ein. Die Türe schwang immer wieder auf. Deshalb drückte ich sie zu und schloss dann mit dem Schlüssel, der im Schloss steckte.

Als ich um drei Uhr nachts vor dieser Türe stehe und aufschliessen will, merke ich, dass das Schloss klemmt. Es fühlt sich sandig, verhockt an. Ich probiere fünf Minuten lang mit den Fingern an dem dünnen Schlüsselchen zu würgen, rütteln, drücken. Nichts geht. Als ich meine Stirnlampe montiere und ich eine Zange ansetze, bricht ein Stücke des Zylinders im Schloss ab. Jetzt ist nichts mehr zu machen. Wo soll ich nun hingehen um mein Geschäft zu verrichten? In der Nacht zur Stehtoilette draussen zu gehen, das wollte ich nicht wagen. So schlimm war der Stuhldrang denn doch nicht. Ich könnte, wie im Film 'Nomadland', in einen Plastiksack, in einen Kübel kacken und diesen Sack dann in einem Erdloch entsorgen. Was überlegt man nicht alles. Ich entschied vorläufig zu warten und ich lege mich wieder hin. Aber es ist schwierig

einzuschlafen, wenn man nicht weiss, wo man kacken kann. Also stand ich wieder auf. Einen Plastiksack gab es nirgends. Einen Kübel schon, den Abfallkübel der Küche.

Also begann ich, eine Tüte zu basteln aus Resten von festem Papier, das mir Augustin gegeben hatte, um Pläne zu zeichnen. Es sind Plakate mit dem Titel "Attention Danger!" Achtung Gefahr. Darauf sind Frauengesichter und der Körper einer gut gekleideten, jungen Dame zu sehen, Überall sieht man hässliche schwarzen Flecken auf heller Haut. Das Plakat warnt vor dem Gebrauch von Chemikalien und Schönheitsmitteln zur Aufhellung der dunklen Hautfarbe. Solche Wundermittel von Quacksalbern gibt es hier in rauen Mengen. Eine Reihe der Medikamentenschachteln sind auf dem Plakat abgebildet, zusammen mit den entstellten Frauen. In vielen Salben ist Quecksilber und noch Schlimmeres enthalten. Die Frauen vergiften sich damit und zerstören ihre Haut irreversibel. Das ist ein grosses Problem in Afrika.

Das Plakat stammt von Anamed, der Medizinhilfsorganisation von Martin Hirt in Deutschland. Von diesen Plakaten nehme ich fünf und bastle daraus, mit Hilfe des braunen Packbandes, das ich aus der Schweiz mitgebracht habe, eine Tüte, die in den Kübel passt. Doch dann lässt mein Stuhldrang nach und ich entscheide, mich hinzulegen und den Morgen abzuwarten. So konnte ich mir einen Rest von

Würde erhalten, nicht in einen Papiersack aus Warnplakaten vor quecksilberhaltigen Hautaufhellern in einem Abfallkübel der Küche gekackt zu haben. Ich schlief ein und am Morgen rief ich Blaise zu Hilfe, der sofort mit einem Stromgenerator und einer Trennscheibe und den blockierten Bolzen der Toilettentüre kurzerhand wegflexte. Da hatte ich schon keinen Stuhl drang mehr. Ich will mir dies merken für ähnliche Situationen. Der Körper kann eigentlich ziemlich cool damit umgehen. Er drängt zwar zuerst ziemlich lästig. Aber wenn er merkt, dass es nicht geht, organisiert er sich irgendwie anders. Das ist erstaunlich. Aber es ist verrückt, wie man fast zu keinem reifen Gedanken fähig ist und auf die irrwitzigsten Ideen kommt, wenn der Körper seine Grundbedürfnisse nicht erfüllen kann.

14.7.2022

6.18 Uhr. Kalter Morgen. Ohne Nebel. Ein sonderbarer Traum begleitet mich in diesen Morgen. Jetzt wo ich versuche, mich an ihn zu erinnern, verschwimmt die Szene wie hinter einem Schleier. Ich war unterwegs auf einer kurvigen Strasse, hoch über einem grossen See an einem steilen Abhang. Bergseits der geteerten Strasse stand dichter Wald, vor allem Tannen. Unterhalb der Strasse war ein steiles Rutschgebiet mit Spuren von lehmigen Murgängen, lockeren Felsbrocken und spärlichem Bewuchs, bu-

schigen Erlen oder Birken und feuchten Stellen mit Moos, ein unberührtes Naturgebiet bis weit hinab zum See, vielleicht hundert Meter Steilhang. Weit unten glitzerte das blaue Wasser eines sauberen Gewässers.

Als ich auf der Strasse entlang gehe, sehe ich wenig unterhalb des Bordes einen Felsbrocken und darin wie eingeklemmt Pilze, die mich an Speisemorcheln oder Helvella erinnern und daneben, auf einem abgerissenen Baumklotz, die seltsame Form eines Austernseitlings, mit langen, hohen, weissen Stielen und dunklen grauschwarzen Kappen. Also steige ich hinunter, um mir die Pilze genauer anzusehen. Als ich den einen der Helvellas zwischen den Steinen pflücke, löst sich ein schwerer Stein. Er rutscht polternd den Hang und die Geröll- und Gebüschhalde hinab. Nun sehe ich unten am Seeufer einen Mann in einer dunkeln Regenjacke durchs Unterholz kraxeln. Der rollende Stein geht in sicherer Entfernung neben ihm in den See.

In diesem Moment kommt oben auf der Strasse ein Postauto an. Ich sehe, von unten aufblickend, nur die gelbe Seite des Busses. Ich höre Stimmen. Es sind Leute ausgestiegen. Der Mann, der am Seeufer kraxelte, ist zu mir herauf gekrochen und zwar erstaunlich schnell. Das ist irgendwie kein Wanderer. Er ist ungemütlich unterwegs. Er spricht mich kurz an wegen dem Stein. "Sorry", sage ich, "das war

keine Absicht. Er hat sich gelöst. Er ist abgerutscht." Ob er hinauf eile, um das Postauto zu erreichen? Dieses fährt aber soeben ohne ihn ab.

Nun stehen noch zwei weitere Menschen da, eine jüngere Frau in einem Outdoor Survivaltenu und ein mittelalterlicher schwarzhaariger Mann, der wie ein Geschäftsmann wirkt. Die Frau rutscht zu mir herab und befragt mich neugierig und etwas verwundert, aber freundlich interessiert zu den Pilzen. Ob ich sie kenne. Ich will bejahen, aber die Pilze kommen mir so seltsam vor, dass ich nicht von ihnen reden möchte. Die Morchel hat eine mit schwarzer Sporenmasse gefüllte Rückseite und ich habe sowas noch nie gesehen. Die Gruppe beginnt zu reden von dem Gebiet hier, ob ich es kenne und was ich meine, dass man damit machen könne. Es gehört ihnen offenbar, denke ich, dieses Stück abschüssige Wildheit am Seeufer, ein riesiges Gebiet, wie mir scheint, einen Kilometer den See hinauf und hinab, alles nur rutschige, rohe Wildnis.

Der Geschäftsmann beginnt von seinem Business zu reden, das, wie mir scheint, die Quelle seines Reichtums ist, den er in diesen Urwald investieren möchte. Er ist ein Kunsthändler, der mit bemalten Plastikfiguren sein Vermögen gemacht hat, ein Geschäft, das nun nicht mehr glatt läuft, wie er klagt, weil seine Businessidee geklaut wurde von anderen, denen er geraten hatte ihre Skulpturen,

vor allem grosse Stiere, goldig anzumalen, aber die Beratenen auf ihren Figuren sitzen blieben. Ob ich interessiert sei? Was soll ich da sagen. Ich bin ja nur hier vorbeispaziert.

Als der Mann von seinem Business erzählt, schimmert etwas hindurch von einer früheren Traumszene, als der Typ ein grosser Player in einer Art Galerie-Einrichtungs-Haus-Garage war. Noch eine andere Szene spielt vage hinein, in der ich mit einer Gruppe Menschen darüber nachsinne, wie man diesem reichen Schnösel das Urwaldgebiet abnehmen und es gewinnbringend nutzen könnte. Aber die Ideen sind schon drei Wegwindungen zurück im Traum und die Szenerie nebulös

Mir fiel beim Aufwachen auf, dass mich die Details der Geschichte gar nicht sonderlich interessierten, sondern mehr die eigenartige Grundstimmung. Das Eindrücklichste an diesem Traum war die Gefühlslage, die unter den Bildern lag, sozusagen der Teller oder Teppich, auf dem die Dinge präsentiert wurden, die verwunderliche Befindlichkeit, dass ich zufällig einer Gruppe von Menschen begegne, die ein nutzloses Stück Urwald an einem schönen See besitzen, mit dem sie nichts anzufangen wissen, Verlorenheit im Besitz von etwas, das niemand besitzen kann. Ich stand als Unbeteiligter daneben, und finde es sehr befremdlich, wie jemand dazu kommt, ein solches Stück Geröllhade mit Erlen besitzen zu wollen. Erst recht, wenn man nichts damit

anzufangen weiss, aber trotzdem unbedingt etwas Wertvolles daraus machen will, vielleicht nur, damit es nicht andere tun, die mehr Fantasie haben. Jedenfalls könnte daraus ein Roman werden. Aber ich hab grad anderes zu tun.

Heute ist der Vierzehnte. Morgen läuft das Ultimatum ab, das wir unserem Hilfswerk gestellt haben. Augustin sagt, dass sich jetzt J. in Bern bewegt. Ich sehe das vor meinem inneren Auge als ein Herumrutschen auf einem Stuhl, der zunehmend unbequem geworden ist.

Jolie bringt einen Korb Früchte für mich. Am Morgen hat sie geklagt, dass Augustin ihr kein Geld gegeben habe zum Einkaufen. Ich habe ihr darauf ein Bündel Banknoten gereicht, etwa 30'000 FCC das sind 15 Dollars und sie ist dann offenbar nach Kisantu zum Einkauf gegangen. Ich habe vor dem Mittagschlaf geduscht und dann meine Kleider gewaschen und zum Trocknen aufgehängt. Jetzt sind sie schon bald trocken.

Samstag, 15.7.2022

Beim Abendessen klagt Augustin: "Dormir, travailler, manger. Manger, travailler, dormir..." Das Abendessen ist hervorragend: Mfumbua, das ist eine Wildpflanze, die in feinste Streifen geschnitten wird, mit Erdnusssauce, dazu Poulet, in wunderbar gewürzter Sauce mit Tomaten

und Chilli und Lorbeerblättern. Ich esse dazu Spaghetti, Jolie und Augustin je eine mehr als faustgrosse Kugel von Fufu, ein fester Maniokteig, das Grundnahrungsmittel hier, das es zu allem gibt.

Es ist still am Tisch. Jolie beginnt mit eine paar schüchternen und leisen Worten, fast beiläufig und wie im Monolog gesprochen, ohne aufzuschauen. Sie isst traditionell von Hand, ohne Besteck. Sie formt den Teig des Fufu mit den Fingern einer Hand und nimmt damit das Mfumbua auf. Augustin schaut auf, wendet seinen Kopf zu ihr. Sie isst vornüber gebeugt weiter. Er sagt etwas Ungläubiges, Abweisendes. Dann ist wieder Ruhe.

Jolie beginnt erneut, diesmal etwas engagierter, und ausführlicher. Sie redet in Kikongo, von dem ich nichts aufpassen kann, ausser ab und zu ein französisches Wort, das eingestreut ist, wie 'maintenant', oder 'agauche a droite', oder der Name eines Dorfes. Nun reagiert Augustin erneut. Diesmal etwas heftiger. Er lacht mit einem abschätzigen Unterton. Das fordert Jolie heraus. Sie hebt den Kopf, schaut aber Augustin nicht an. Das darf sie nicht als Frau, aus Anstand und aus Höflichkeit. Sie redet also gerade aus vor sich hin, in einem aufgeregten Ton. Augustin hat sein Essen beendet, steht auf, geht zum Waschbecken, wäscht die Hände, während er weiter referiert in Richtung Jolie. Dann setzt er sich wieder hin. Jolie macht nun Zeichen, zeigt auf den

Boden, zur Türe, dann die Wände hoch. Sie spricht direkt Augustin an, der aber nun seinerseits wegschaut und dabei abweisend und etwas ironisch wirkt. So gibt ein Wort das andere und geht es eine Weile hin und her bis Jolie energisch aufsteht, das Geschirr in ein blaues Plastikbecken stellt, das Plastikbecken auf ihren Kopf stellt, dann ihr Handy hervorklaubt, die Lampe daran anknipst und so das Esszimmer verlässt und nach draussen entschwindet, in die finstere Nacht. Aus der Nachbarschaft schweben Klänge einer Party oder einer Beerdigung heran. Sie sind schon stundenlang dran. Alles sehr repetitiv, ohne jede Melodie, ein Gestampfe und Gedröhne aus gequälten Lautsprechern am Anschlag. Dazu ein Animateur der darüber quasselt und schreit in hoher Stimme. Bumm Bumm Bumm Bumm Bumm Bumm.

Dann beginnt Augustin mir zu erklären, was Jolie so aufgeregt und ängstlich berichtet hat. Im Dorf sei ein Mpungu gefunden worden. Im verlassenen Haus des ehemaligen Dorfchefs. In der Nacht hätte man es entdeckt. Das Mpungu sei auf dem Boden herumgerannt, ins Haus hinein, und da die Wände hinauf und herab. Was denn ein Mpungu sei, frage ich Augustin. Na, sagt er ungeduldig, und auch etwas vorwurfsvoll, als müsse dies jedes Kind wissen: "Das Mpungu ist ein böser Fetisch. Eine Zauber-

sache, die von jemandem gemacht und in Auftrag gegeben wurde bei einem Fetischeur, um jemand anderem zu schaden. Mit einem Fluch."

"Dann wollte man also mit dem Mpungu dem Dorfcchef schaden?", frage ich.

"Ach was, Nein," antwortet Augustin ungeduldig, "der Dorfcchef ist doch mit seiner Familie vor drei Monaten weg gezogen." Wieder sagt Augustin dies mit einem leicht genervten, vorwurfsvollen Unterton, weshalb ich das denn nicht wisse. Ich getraue mich aber trotzdem, noch weiter zu fragen; woraus denn das Mpungu, das man entdeckt habe, bestehe. Es sei das Haus einer Turmschnecke, gefüllt mit allerlei Kleinkram und farbigen Dingen. Also ein Objekt?

"Ja, ein Mpungu eben!"

Jolie behauptete, spricht Augustin ganz lehrerhaft langsam, dass man gesehen habe, dass dieses Objekt, dieser Leichensarg einer Schnecke mit all dem Zeugs drin, auf dem Boden umher gerannt sei, wie eine Ratte, ins Haus hinein oder im Haus auf und ab, die Wände hoch, und flüchten wollte, als man es einfangen wollte. Nun habe ich ein Bild: Pokemon. Man jagt ein Item, das sich bewegt. Aber bei Pokemon sind es ja meist Tiere, die selber gehen können.

"Aber das Mpungu!" lacht Augustin und wirft seine offenen Handflächen vor sich, "Das hat doch keine Beine.

Das kann doch nicht einfach davon marschieren, wer hat jemals sowas gehört?"

"Sorry, wenn ich schwer von Begriff bin", wage ich zaghaft, "dann schwört also Jolie darauf, dass sie das Mpungu gesehen hat?"

"Nein, nicht sie selber" berichtigt Augustin, "Sie hat es nur gehört von Fanuelle, Henry und vielen anderen."

Zuvor war aber sichtbar, dass Jolie Angst hatte, sehr beunruhigt war, sich bedroht gefühlt hat. Ich entnahm dies der Art wie sie gesprochen und gestikuliert hatte. Entsprechend kam sie sich auch herabgesetzt und unverstanden vor, weil Augustin sie der Lächerlichkeit preisgeben wollte.

"Hast Du schon einmal ein leeres, schlammiges Schneckenhaus gesehen, das mit wirrem Zeugs voll gestopft ist, und einfach davon marschiert?" fragt mich Augustin.

"Nein," antworte ich, "Ich höre jetzt einfach zu."

"Das kann doch nicht sein, dass ein Mpungu davonrennt, wenn man es einfangen will"

"Aber wer wollte es denn einfangen?" frage ich.

"Na, der Fetischeur!" ruft Augustin.

"Da war ein Fetischeur?"

"Ja, klar!"

"War das der, der das Mpungu gemacht hat?"

" Ach Quatsch!" wischt Augustin weg, " Der doch nicht! Ein anderer Fetischeur hat es gemacht. Der Mpungufänger ist einer, der gestern ins Dorf gekommen ist."

" Und wozu?"

" Um das Mpungu einzufangen!"

" Aber weshalb denn einfangen? Das Mpungu befand sich ja im Haus des Dorfchefs und da wohnte, wie du gesagt hast, ja gar niemand. "

Ich merke, dass ich für dumm gehalten werde, weil ich die Geschichte nicht schon kenne. Alles war für Augustin selbstverständlich, nur für mich nicht. Augustin hantiert ärgerlich an seinem Handy herum, nimmt es ans Ohr. Er werde jetzt Fanuelle rufen, rapportiert er. Sie habe ein Video davon gemacht, hat Jolie behauptet. Fanuelle solle kommen und berichten, was genau passiert ist. Er wolle wissen, wer mit eigenen Augen gesehen hat, dass das Mpungu herumgerannt ist. Er glaube nur, was er selber sehe. Es werde zu viel Blödsinn rumgeplappert. "Frauen glauben jeden Unfug.", schimpft Augustin, "Frauen!"

Fanuelle kommt zehn Minuten später. Zuerst sieht man draussen, durch die offene Tür in der Nacht, nur den herannahenden Lichtkegel ihres Handys, dann wartet sie schüchtern vor der Türe, bis Augustin sie herein bittet. Er bietet ihr einen Stuhl an und bittet sie, sich hinzusetzen. Das hat

etwas Strenges, Ernstes, Förmliches. Für mich ungewöhnlich. Ich realisiere das grosse autoritäre Gefälle zwischen dem Mfumu, dem Chef, Augustin, und seiner Angestellten, Fanuelle. Das gilt auch jetzt, am Abend. Fanuelle trägt ein typisch afrikanisches, langes, farbiges Rockkleid, Plastikscharpen, und eine Art Haube auf dem Kopf, um die Haare zu bedecken. Darunter sind wohl nur die zu feinen Zöpfchen gezwirnten schwarzen Locken versteckt, die benutzt werden, um künstliche, lange Haarzöpfe daran zu befestigen. Das ist jetzt gerade hohe Mode. Auch Jolie hat sich solche Zöpfe schon an ihre eigenen Haarbüschel befestigen lassen. Bei der Arbeit stören aber diese baumelnden, halbmeterlangen Zottelzöpfe, denn auf den kunstvollen Haargebilden kann man Plastikbecken und Wasserkanister nicht gut tragen.

Fanuelle ist Agronomin in unserem Mbinzo-Projekt zur Domestizierung von Speiseraupen. Sie macht eine tolle Arbeit, ist zuverlässig und anständig und auch intelligent und interessiert an der Sache. Sie setzt sich hin. Augustin beginnt ein Gespräch im Kikongo-Dialekt. Fanuelle erzählt. In ihrem Gesicht sieht man Erstaunen, aber auch Vorsicht, wie man die Dinge schildern soll, auch Ernst. Sie findet das Ereignis mit dem Mpungu überhaupt nicht lustig. Man spürt Betroffenheit darüber und Sorge, was passiert ist. Sie hält die Hände ruhig. Schaut Augustin sel-

ten an. Sie versucht ganz nüchtern zu berichten. Aber eine gewisse Aufregung und Nervosität flackert mit.

Vor zwei Tagen sei ein Fetischeur auf der Strasse durch Kilueka spaziert. Man kennt ihn hier nicht, aber er sei klar als Fetischeur zu erkennen gewesen. Er hätte sich Kohle ins Gesicht geschmiert, weisses Puder über den nackten Oberkörper geschüttet, nur einen Lendenschurz getragen und einen kahlen, fleischigen Kopf mit eng stehenden Augen, dazu ein kleiner Schmerbauch. Er liess verlauten, dass er hier sei, um das Dorf von schädlichen Fetischen zu reinigen. Es gäbe, wie er wisse, eines im Haus des Dorfchefs, ein Mpungu, und er werde es morgen fangen. Fanuelle berichtet weiter, dass der Fetischeur verkündet habe, dass er für seine Arbeit eine Bewilligung des ANR (Agence Nationale des Renseignements) in Lemfu benötige. In einer halben Stunde hätten das ganze Dorf davon gewusst.

Als der Fetischeur am nächsten Tag, also heute, erneut in Kilueka angekommen sei, hätten ihn die Leute schon erwartet. Sofort versammelten sie sich um den dicklichen Sonderling. Er hätte seine schriftliche Bewilligung des ANR vorgezeigt, dass er also berechtigt sei, das Mpungu einzufangen und nach Lemfu zu bringen ins Büro des ANR. Dann sei er ins Haus des Dorfchefs gegangen, Dort habe er das

Mpungu eingefangen und dort sei es auch umher gesprungen und die Wänden hoch, schliesst Fanuelle ihren Bericht.

Augustin macht eine Pause. Dann fragt er, wer das Mpungu mit eigenen Augen gesehen habe. In dem Haus seinen Jojo, Henry und andere gewesen, antwortet Fanuelle. Henry hätte es sicher gesehen. Dann nahm Fanuelle ihr Handy hervor. Sie habe ein Video gemacht. "Wow! Wirklich! Ein Video vom Mpungu?" "Ja!" Augustin beugt sich vor, als Fanuelle ihr Handy auf den Tisch vor ihn hinlegt. Ich schaue von der Seite zu.

Zuerst sieht man auf dem hochformatigen Video nur ein Durcheinander von Beinen, Armen, Körpern die auf der Strasse in einer Staubwolke irgend etwas hinterher rennen. Dazu Schreie, Volksaufuhr, viele Dutzend Menschen. Es sieht aus wie ein Volkssturm oder eine Revolution. Zwischen den Rennenden rennt auch Henry mit, so schnell er kann, typisch dunkel gekleidet mit seinem kleinen schwarzen Kinnbärtchen. Fanuelle, die filmt, wird überholt in der verklumpten Menschenmenge, die dann plötzlich anhält. Mitten in der Strasse schlenzt sich der halbnackte Fetischeur in den Staub, mit ausgestreckten, auseinander gespreizten Beinen. Er trägt nur ein Tuch um die Lenden, als Unterhose sozusagen. Vor sich, zwischen den Beinen, hat er das Mpungu gestellt. Es sieht von weitem aus wie eine Mistkugel mit dem aufgesetzten Häus-

chen einer Turmschnecke, einer Achatschnecke vermutlich. Das Schneckenhaus sitzt wie ein Zauberhut auf einem grasig lehmigen Klumpen, in welchem auch einige farbige Sachen eingearbeitet sind, unter anderem eine rote Kugel aus Plastik. Die Kameraführung ist nervös und unruhig, alles verzittert im Geschrei und der Aufregung der Menschen, die sich stehend um den Fetischeur scharen, der eine Bändigungszeremonie abhält, indem er das Mpungu mit einem weissen Puder aus einer Plastikdose bestreut. Dann schüttet sein Assistent, der in ein farbiges Tuch gehüllt ist, etwas Palmwein aus einer grossen PET-Flasche darüber. Das lehmige Mpungu wird bestrichen mit der Pudersauce. Der Fetischeur knetet ein wenig an der Lehmkugel, die unter dem Schneckenhäuschen klebt. Es sieht aus, als spiele er mit seinem Gemächt, das, auf sonderbare Weise von ihm getrennt, auf der Strasse liegt, halb erigiert als Schneckenhäuschen. Das Gesicht des Fetischeurs ist um die Augen schwarz bestrichen, sieht dadurch finster aus, seine Wangen sind speckig. Ein unreifer Ausdruck liegt in seiner Visage, wie von einem adipösen, quengeligen Panbaby. Dann sieht man auf dem extrem lärmigen Video, wie er aufsteht. Da ist ein Anflug von Grinsen. Nachher setzt er wieder seine gespielt ernste Miene auf. Er ist sich gewohnt, so in der Menschenmenge zu stehen und die Aufmerksamkeit zu geniessen. Dann bricht das Video ab.

Fanuelle sagt, der Fetischeur habe sich im Dorf niedergelassen. "In Kilueka?" fragt Augustin. "Ja, er wohnt im Haus eines Dorfbewohners und hat vor dem Haus damit begonnen, eine Art Zauberzaun zu bauen." "Du meinst, er hat also seine Praxis eröffnet in Kilueka?" fragt Augustin weiter. "Genau das!" bestätigt Fanuelle. Er habe viele Kunden. Was sie denn wollen von ihm, frage ich. Vor allem Fetischzauber für mehr Geld, für Gesundheit, für Liebe. Das Übliche eben. Augustin hat genug gehört. Er nimmt genervt sein Telefon zur Hand. "Du sagt also," fragt er Fanuelle, "dass Henry das Mpungu gesehen hat, wie es auf dem Boden herumhüpfte und die Wände hoch?" "Ja." Henry nimmt ab. Augustin bittet ihn, unverzüglich vorbei zu kommen. Ich frage mich, was er damit will. Aber weil ich die Bilder des Volksaufbruchs in Kilueka gesehen habe, von der Aufregung und Angst der Masse, die kopflos und gefesselt um den Fetischeur drängte, verstehe ich nun: Das Mpungu ist zur Chefsache geworden.

Jetzt erscheint auch noch Chance, die offenbar im Raum nebenan die Samiaraupen mit frischem Futter versorgt hat, aber sich sicher gefragt hat, was Fanuelle zu dieser späten Nachtzeit im Haus von Augustin und Daniel macht. Augustin bittet Chance ebenfalls Platz zu nehmen. Die Befragung geht weiter.

Die Sache war offenbar gut geplant. Der Assistent des Fetischeurs ist ein Bursche aus der Nachbarschaft. Und auch der Angestellte des ANR, der dem Fetischeur die Bewilligung zum Einfangen des Mpungus ausgestellt hatte, sei anwesend gewesen. Ausserdem erschien plötzlich auch noch der Enkel des Dorfchefs. Dieser habe verlangt, dass man ihm das Mpungu gäbe, da es im Haus seines Grossvaters, des früheren Dorfchefs von Kilueka, gefunden worden sei, und es damit seinem Clan gehöre. Da befand sich das Mpungu aber schon im Büro des ANR in Lemfu und dort ging dann der Mann vergeblich hin. Offenbar, berichtete er später, sei das Mpungu schon jemand anderem gegeben worden, oder so. Was denn so wertvoll an ihm sei, frage ich? Es ist eben ein Mpungu. Wer es haben wolle, müsse bezahlen. Es gäbe Sammler für sowas. Von den Kräften des inhaftierten Mpungus und von dem, der es, aus welchem Grund auch immer, gegen den Dorfchef installiert haben soll, redet schon lange niemand mehr. Motive sind in der Erregung zur Nebensache geworden.

Chance berichtet, dass solche Zauber-Volksschwänke von Wanderfetischeuren immer wieder veranstaltet werden. Immer nach demselben Muster. Vor zwei, drei Jahren sei ein Mann, der sich Bic Rouge nannte, erschienen und habe in allen Dörfern verlauten lassen, dass er die Dörfer

von schlechten Fetischen aller Art befreie und danach dem Glück der Dorfbewohner nichts mehr im Weg stünde. Diese Erlösung koste aber natürlich etwas. Wenn sie eine halbe Million FCC zusammen kratzen, könnten sie sich bei ihm melden und dann komme er für den Reinigungsauftrag in ihr Dorf. Tatsächlich habe man dann viel Geld gesammelt und man habe Bic Rouge, der in Lemfu residiert habe, gerufen. Bic Rouge ist hier der Ausdruck für einen Rotstift, ein Korrekturstift um Fehler in Schulheften zu korrigieren.

In der Mitte des Dorfes wurde ein grosses und tiefes Loch gegraben. Da hinein sei Bic Rouge gestiegen und habe gesagt, man solle ihn mit Erde bedecken. Niemand dürfe in den Häusern bleiben, während er magisch unterirdisch in die Hütten der Dorfbewohner gehe und alle schlechten Fetische einsammle und verhafte. Am nächsten Tag sei Bic Rouge aus seinem Lochgrab gestiegen und habe gesagt, die Arbeit sei getan, er hätte viele Fetische gefangen. Alle, die ihre Fetische zurück erhalten wollten, sollen sich bei ihm melden, er werde sie ihnen aushändigen, gegen einen von ihm festgelegten Betrag, versteht sich. Es war eine riesige Aufregung. Das Dorf lebt heute genau gleich miserabel wie die anderen Dörfer. Bic Rouge verschwand in eine andere Gegend.

Vom aktuell in Kilueka niedergelassenen Fetischeur kennt man nicht mal den Namen. Es ist ein namenloser Zauberpalaveri aus einem Dorf, das es nicht gibt. Aber die Leute wollen irgendwie glauben, dass etwas Wahres daran ist, an diesem Hokuspokus. Viele haben Angst, sind erschreckt, bei allem oberflächlichen Nervenkitzel und Strassendrecktheater dennoch tief eingeschüchtert, wie nach einem Film von Die Hard, Matrix oder Terminator. Gefährliche Mächte lauern überall. Einer muss sie doch besiegen. Warum nicht dieser pummelige Strassenmagier, der Mpungus jagt? Vielen reicht es, wenn er wenigstens symbolisch und zur Unterhaltung das Böse aus der Welt schafft.

Jetzt endlich kommt auch noch Henry. Er ahnt wohl schon in welche Richtung die Fragen an ihn gehen könnten. Auch er ist Agronom, für die Bäckerei und Buchhaltung der Bäckerei zuständig, ein fein gebauter, anständiger, vertrauenswürdiger, gepflegter junger Mann, vielleicht 30 Jahre alt. Immer dunkel gekleidet mit einem schwarzen Spitzbärtchen und sympathischen, wachen Augen. Immer ein Lächeln im Gesicht tragend.

Man habe ihn, Henry, gesehen beim Massenaufmarsch der Menschen, stellt Augustin fest. Ja, gibt Henry zu, das sei eine schöne Aufregung gewesen. Ob er denn das Mpungu gesehen habe, wie es herumsprang und die Wände hoch

und runter, will Augustin wissen. Nein, sagt Henry, selber habe er es nicht gesehen. Man habe es aber berichtet. Aber, insistiert Augustin, er, Henry, sei doch angeblich in dem Haus gewesen, als das Mpungu festgenommen wurde. Ja, aber er hätte es nicht gesehen. Aber wer denn? Derjenige der es erzählt habe, sagt Henry, sei der Mann des ANR gewesen. "Der Mann des ANR?" wundert sich Augustin, "was macht denn der in Kilueka?" Dieser sei irgendwie mit dem Fetischeur nach Kilueka gekommen und im Haus habe er dann gerufen: "Seht ihr! Es bewegt sich. Das Mpungu bewegt sich! Es will abhauen, fliehen. Da! Seht ihr? Es springt die Wand hoch und runter! Da rennt es! Es will fliehen. Seht ihr ? "

Das hätten die Leute dann eben weiter erzählt, die es draussen vor dem Haus gehört hätten. Aber im Haus hätte man nichts gesehen, sagt Henry. Der Fetischeur habe dann das Mpungu nach draussen gebracht und dann in einer schreienden Menschenmenge auf der Strasse, wie eine tickende Bombe, zeremoniell entschärft. Das kennen wir vom Video. "Dann arbeiten also das ANR und der Fetischeur zusammen?", fragt Augustin. Henry nickt. Auch Fanuelle und Chance nicken. Das sei kein Einzelfall. Morgen zum Beispiel sei ein weiterer solcher Event in Kiniangi angesagt. "Wie bitte?" fragt Augustin. "Man fängt da auch noch ein Mpungu?"

"Ja," sagen alle drei, "Genau gleich. Ebenfalls im Haus des Dorfchefs." Aber es sei ein anderer Fetischeur, der das veranstalte, einer, der ebenfalls mit einem Papier des ANR unterwegs sei. Trittbrettfahrer sagt man dem. Wenn ein blöder Trick oder ein Verbrechen gelingt, machen es andere nach. Chance, Fanuelle und Henry schauen etwas beschämt zu Boden. "Gut," beendet Augustin, "Ihr werdet ja sicher hingehen. Bitte macht den nächsten Film im Querformat." Die drei verabschieden sich und gehen in die Nacht. "Ach Afrika!", stöhnt Augustin. "Es ist einfach nur jämmerlich!"

Schon kommt die nächste Schauergeschichte. Und die geht so: Gestern sei er, Augustin, bei den Schwestern von Naumur in der belgischen Missionsstation in Lemfu gewesen, um sich zu erkundigen wegen den 42 Boursiers, die man da unterstütze. Die Oberschwester habe geklagt, dass ein Team von Prüfungsexperten angereist sei, um die Examen für den Übertritt ins achte Schuljahr durchzuführen. Die Experten hätten verlangt, dass jedes Kind für die Prüfung 23'000 FCC bezahlen müsse. Sonst würden sie zur Prüfung nicht zugelassen. Alles in allem hätten die Kinder den Prüfungs-Gaunern 1,7 Mio FCC bezahlen müssen. Als die Schwestern eine Quittung verlangt haben, hätten die Examenbanditen, gesagt, dass sie das nicht machen. Punkt. Aus. Amen. "Es ist widerlich," schimpft Augustin, "wie

man die armen, naiven Menschen ausbeutet, während die kriminellen Fettsäcke in Kinshasa und die sinnlosen Parasiten in den Büros hocken und sich einen runter holen. Ach, Afrika!"

Beim Abendessen höre ich keine News vom angekündigten Pokemon-Go-Event in Kiniangi. Die Jagd nach dem Mpungu sei auf morgen verschoben. Augustin redet nun von dem "Magicien", der sich in Kilueka niedergelassen hat, als von einem typischen Nomaden-Fetischeur, wie sie zahlreich vorkommen. Sie kommen von nirgendwo in ein Dorf. Sie machen einen theatralischen Aufruhr, um bekannt zu werden, eröffnen ihre Praxis für Zauberei und Heilkunde, sahen bei der Bevölkerung ab und wenn die Einkünfte schwinden, ziehen sie weiter. Sie seien teuer, kosten 100'000 FCC (50 Dollars) pro Sitzung, eine Ziege, ein paar Hühner. Was diese Scharlatane den Leuten erzählen, sei das typische Geraspel von dieser miesen Kaste von Falschmünzern. Sie gebärden sich wie Könige, reden verächtlich von oben herab auf ihre Kunden ein, die dadurch eingeschüchtert sind und jeden Blödsinn glauben und mitmachen.

Es gäbe aber auch andere Geistheiler und echte Fetischeure, solche, die ein normales Leben als Villageois füh-

ren und nebenbei helfen, weil sie in irgend einer traditionellen Kunst initiiert wurden. Wandernde Berufsfetischeure seien eine neuere Entwicklung. Sie seien auf Suggestion spezialisierte, meist sehr primitive, ausbeuterische und übergriffige Menschen. Kriminelle eben. Genau so wirkt auch der Mann, der gestern das Pokemon Mpungu gefangen haben will. Jetzt kommt noch aus, dass im Haus drin, wo er das Mpungu gefunden haben will, er selber es war, der geschrien hatte: "Seht ihr! Es will fliehen!" Aber Jolie glaubt noch immer felsenfest, dass es Menschen gibt mit spirituellen Fähigkeiten, die mehr sehen als andere.

Augustin lacht schmerzhaft. Die Leute suchen Schuld und Gründe, weshalb es in ihrem Leben nicht weiter geht, stets bei den anderen. Wenn einer keine Lust hat, sagt er einfach: "Ich kann nicht, weil ich blockiert bin von einem Fetisch." Es sind nur billige Ausreden. Aber solche die man gerne anwendet. Augustin nimmt das Wort Faulheit nicht in den Mund, aber Naivität ist bei den Erwachsenen eben nicht natürlich wie bei Kindern. Sondern sie wird infantil vorgeschoben, um an jedem Blödsinn mitmachen zu können. Wenn alles in die Hosen geht, schweigt man sich verschämt aus. Statt dass man offen dazu steht, dass fast alles Humbug ist, Täuschung und Theater.

Montag, 18.7.2022

Wieder ein typisch grauer Morgen, ohne Nebel und etwas wärmer als auch schon, also auch ohne Morgentau. Das ist in der Trockenzeit gefährlich für fragile, kleine Raupen. Ohne Morgentau auf den Blättern trocknen sie aus und sterben, wenn es drei, vier Tage hintereinander keine Tropfen gibt, die sie am Morgen auflecken können. Auch die Maniokblätter, um die Samias zu füttern, trocknen nun rasch.

Frank entfacht sein Feuer für den Morgenkaffee. Der Qualm verheddert sich in den Bäumen und will einfach nicht aufsteigen. Heute fahre ich nach dem Frühstück nach Lemfu. Ich war zwei Wochen nicht im Internet und muss dringend meine Mails checken. Das Gefährlichste heute ist, dass man eine Frist irgendeines Amtes verpasst und dann sofort verloren hat, wie in einem ganz billigen, blöden Computerspiel. Nur derjenige der brav zuhause hockt und zitternd auf Neuigkeiten harrt, der darf weiterspielen. Oder der Provider stellt wieder einfach eine Homepage ab, weil man die 13.50 Franken nicht pünktlich bezahlt hat. Das machen Computer und Roboter auch gewissenlos mit langjährigen Kunden. Man kann sie nicht einmal mit ein paar deutlichen Worten in den Senkel stellen und ordentlich beschimpfen.

Abends erzählt Augustin, dass es Probleme gäbe in Kinshasa. In seiner Krankenstation, Anamed, im Quartier Bumbu, sei eine Frau gestorben. Nun habe die Polizei eine Krankenschwester verhaftet und auf dem Posten befragt. Warum, das sei nicht klar. Der Grund war, dass die verstorbene Frau nicht behandelt werden konnte in Bumbu und man den Angehörigen gesagt habe, sie sollen sie in ein grösseres Spital verlegen. Der Transport habe sich aber immer mehr verzögert, bis die Frau aus dem Leben geschieden sei. Und weshalb hat die Polizei die Krankenschwester mitgenommen? Wird sie beschuldigt? Von wem? Das will Augustin gar nicht hören. Darum geht es gar nicht. Es geht doch nur darum, dass die Polizei Geld will. Und das erhält sie denn auch, als ein Freund von Augustin, ein höherer Militär, auf dem Posten vorstellig wird, mit den Polizisten verhandelt und gegen etwas "Motivation" die arme Krankenschwester wieder frei kommt. Alles Bullshit Business wie immer.

Augustin hat heute ein Email an T. geschrieben, an den obersten Chef von M., der im Projektbüro des Hilfswerks seit Wochen eisern schweigt und zu keinem Mail Stellung nimmt, nicht mal den Erhalt bestätigt. Typische Blockiertechnik, die wir schon kennen. Ich vermute, dass er nicht allein ist bei dieser pubertären Meuterei und die Deserteure sich einig sind, dass sie es den Londoner und Schweizer Geldgebern heimzahlen werden, dass man ihre eigenen Pro-

jekt nicht mehr finanzieren will. Unser Projekt weckt Eifersucht unter den Hilfswerkleuten, die selber keine Projekte mehr realisieren können. Nur mit dem Salair allein verdienen sie wohl zu wenig. "Und wir", ergänzt dazu Augustin, "sind der Rasen auf dem diese Elefanten sich streiten." Genau. Das Trauerspiel mit dem dysfunktionalen Hilfswerk, das überall Geld sammelt, geht weiter. Jetzt sind schon drei Tage verstrichen seit Ablauf des Ultimatums und bisher hat sich niemand meldet. Nichts. Während wir hier schufteten, um das Buch fertig zu stellen, hocken die desertierten Hilfswerkler auf dem Schlauch.

Heute hat Augustin ein Futter für die Fische herstellen lassen, wie wir es schon besprochen hatten: Sojabohnen, Moringa und Reispuder zusammengemischt. Die Fische nehmen es begierig auf, was mich nicht wundert. Wir haben vor bald zwei Jahren schon solche Versuche gemacht. Leider hat es mit der regelmässigen und disziplinierten Fütterung nie geklappt. Es wurde nur immer bemängelt, dass die Fische zu klein blieben. Mal schauen, ob sich dies nun ändert, obschon wir eigentlich besprochen hatten, den Fischen prinzipiell kein Futter zu reichen, das auch den Mensch als Nahrung dienen kann. Aber item.

Morgen früh fahren wir nach Nzuma zu einem Meeting der Boursiers, ein Meeting, an dem mich Augustin

dabei haben will, wohl zur Dokumentation für die Donatoren. Diese haben nun endlich reagiert auf die Einladung von Augustin. Sie werden ein neues Mitglied mit Namen Martin nach Kilueka entsenden, mit Irene zusammen, damit sich die beiden vor Ort ein Bild machen können von den Arbeitsbedingungen und -fortschritten. Warum dazu das kirchliche Hilfswerk 6000 Dollars ausgeben will, womit man hier fünf Jahre einen Tageslöhner anstellen oder zehn Boursiers eine komplette Ausbildung ermöglichen könnte, ist eine Anschlussfrage, die wohl in den Bereich einer Vertrauensfrage ausufern und da einen zwiespältigen Geruch verbreiten würde. Ausserdem bin ich ja jedes Jahr hier und könnte über alles berichten, wenn man sich denn herablassen könnte, mich zu fragen oder mich einzuladen für eine Gespräch, zu einem Bruchteil der Kosten.

Dienstag 19.7.2022

Ob ich es schaffe, den heutigen Traum aus der Erinnerung hervorzuklauben? Da war das Konzert eines Symphonieorchesters, das "A day in the life" von den Beatles zum Besten gab, in einer extrem berührenden Version, aber auch dermassen leidenschaftlich vorgetragen, dass bei den rhythmischen Stellen die Musiker auf ihren Stühlen hopsten wie Verrückte in Pogo-Trance. Zwei Sänger waren da, eine

Frau und ein Mann. Das Konzert war öffentlich und ich setzte mich seitlich hin, um zuzuhören und zuzuschauen. Ich war mit dem Auto da, das ich frisch gekauft, aber beim Herausfahren aus einer komischen Strasse, über eine Mauer hinweg und durch einen Fluss hindurch, auf einem Kiesbett irgendwie beschädigt hatte. Dann hatte ich einen Freund besucht in einem Haus, das sich im verwirrtlich verwinkelten Gemäuer einer Stadt befand. In einem Restaurant war ich ebenfalls, beim Essen mit Freunden. Da sah ich in einer Lounge David Bowie auf einem Sesselkissen schlafen, inmitten von Uniformen, die offenbar seine Kleider waren. Er wachte auf und wir verabredete uns. Aber irgendwie verloren wir uns aus den Augen. Ich suchte mein Auto, fand es aber da nicht, wo ich es geparkt hatte. Ich war immer alleine unterwegs, als Junggeselle, ohne Wohnung.

Das war in etwa das Traumsetting: Eine labyrinthische städtische Welt als Spielzimmer für Gefühle. Eine wie zufällig montierte Collage von Szenen mit dem Grundthema Musik. Das Konzert des Beatles Symphonieorchesters dauerte lang. Ich musste mich sogar im Traum hinsetzen, auf eine kleine Steinbank, bei einigen Becken voller Geschirr und Gläsern, seitlich neben dem Eingang zu einer Art Innenhof, innerhalb der Stadt, wo das riesige Orchester sich platziert hatte. Die Solos der Klarinette waren be-

eindruckend. Ich bin gespannt, ob das Originalstück der Beatles auch so klingt. Jedenfalls war es ganz eindeutig "A day in the life". Im Traum hatte ich noch geträumt, dass ich aufstehe und das alles aufschreibe. Aber als ich erwachte, merkte ich, dass ich das nur geträumt hatte und dass ich jetzt wirklich aufstehen könnte, um es aufzuschreiben, wenn ich wollte. Ganz kurz dachte ich noch: Weshalb soll ich es aufschreiben? Ich habe es ja schon im Traum aufgeschrieben. Sogar schon formuliert in Worten, an die ich mich allerdings nicht mehr genau erinnern kann.

Dann sehe ich, dass es sechs Uhr morgens ist und noch recht dunkel. Ich öffne die beiden Blechfensterläden in meinem Schlafzimmer. Dann geht der Wecker meines Handys zum zweiten mal los, mit dieser Melodie, die mich schon verfolgt. Ta daa, Ta Daa, Ta da da da da Taa. Warum hört der Wecker nicht beim ersten Mal auf, wenn ich ihn abstelle? Die Läden gehen quietschend nach innen auf, weil aussen ein schweres Eisengitter befestigt ist. Dann mache ich eine Tasse Kaffee, nehme damit meine Tabletten gegen Bluthochdruck und gegen die Malaria. In der Zwischenzeit habe ich auch meinen Computer, der im Esszimmer auf dem Tisch steht, ans Stromkabel aus dem Maison d'Energy angeschlossen und starte den NUC. So setze ich mich hin und denke: "Bin gespannt, ob ich den Traum noch irgendwie zu fassen kriege", oder ob er wie ein Nachtisch

meinem Tagesnetz entwischt und in die Tiefen abtaucht, wo er auf die nächste Nacht wartet, um sich an die Oberfläche zu wagen, und neue Geschichten zu erzählen von seinem Leben in den Korallenriffs meines Unterbewusstseins, wo Flocken des Tagesplanktons herabrieseln wie Sternenstaub.

Jetzt ist es 6.40 Uhr Ich werde nicht gross etwas anfangen, weil wir gegen 7 Uhr nach Nzuma losfahren wollen, um die Boursiers, die Schulkinder, denen man das Schulgeld bezahlt, zu besuchen. Ich weiss zwar nicht, weshalb ich dahin mitgehen muss. Aber ich nehme an, dass Augustin schon weiss warum. Ich werde jetzt meinen Rucksack packen, den Fotopparat mitnehmen, eine Flasche Tee, etwas Geld. Damit ich um sieben Uhr bereit bin. Schweizer Timing. Das geht hier in Afrika schon in Richtung Paranoia; Angst etwas zu verpassen, wenn man nicht pünktlich ist, einen Zug, ein Postauto, eine Gelegenheit zu einem Deal, eine beglückende Bekanntschaft, das gute Geschick, das Glück und den Erfolg zu verpassen, die für uns am Bahnhof mit Blumensträussen warten. Es wartet aber niemand auf uns. Nur wir selber warten auf uns.

Die Reise nach Nzuma zu den Schulen ist anstrengend, weil sie vor allem aus Warterei besteht. Zuerst, bis es um 7.40 Uhr los geht, dann, weil überall Augustin lang und

breit die neuen Instruktionen der Donatoren erklärt. In Nzuma ist alles mit militärischem Drill vorbereitet. Auf dem staubigen Exerzierplatz vor den Schulbaracken wird ein Fahnenaufzug mit Gesang inszeniert. Etwa 300 Kinder sind dort, mit einem Schuldirektor mit Trillerpfeife. In Europa würde solcher Kasernendrill unangenehm auffallen. Aber ich merke später, dass es hier wohl der richtige Tonfall ist, um im Chaos eine gewisse Ordnung zu halten. Überall fehlen Boursiers, für die man Schulgeld bezahlt hat und was mit dem Geld geschah, respektive wer schlussendlich davon profitierte, ist, mir zumindest, nicht klar; aber ich mische mich nicht ein, sondern schaue bloss zu und mache Fotos und Filme, wie es Augustin gewünscht hat. In Kongo di Kati ist der Schulbetrieb gänzlich aufgelöst. Es ist kein einziges Elternpaar da, für deren Kinder das Schulgeld bezahlt wurde. Das Interesse an der Schule ist bei vielen bedürftigen Eltern gleich Zero. Oft haben sie selber keine Schule besucht und halten daher den Schulgang für unnötig. Schuldirektor Joel regt sich auf. Viele Boursiers kommen gar nicht zur Schule, oder nur, wenn es ihnen gerade in den Kram passt. Den Eltern ist es meist egal. Das ist in Kiniangi anders. Da hat der Schuldirektor, der in Anzug und Krawatte bereit steht zur Notenverkündung, alles im Griff. Die Klassen sind ordentlich und in ausgerichteten Reihen auf der Wiese aufgestellt. Der Direktor hält

eine Ansprache, in welcher er das Prozedere der Notenverteilung erklärt. Viele Eltern, aber auch Geschwister, sitzen etwas entfernt am Rande des grossen Fussballfeldes, auf dem die Zeremonie stattfindet. Der Schuldirektor verkündet Klasse für Klasse die Besten bis zum Letzten, der es geschafft hat, die Promotion in die nächste Klasse zu erhalten. Die aufgerufenen Kinder mit den guten Noten kommen einzeln zum Direktor, schütteln ihm und dem Assistenten und ihren Lehrkräften die Hände, unter dem tosenden Applaus von Eltern und Kindern. Manche Mütter stürmen auf das Feld, wenn ihr Kind mit guten Noten aufgerufen wird. Sie umarmen vor allem die Töchter, die manchmal schluchzend die Hände vor die Augen halten. Das rührt jeden zu Tränen. Die Klassenbeste ist eine Boursier, deren Schuldgeld von Donatoren bezahlt wird, die Augustin vertritt. Es gibt also auch Erfolge zu verzeichnen.

Es ist unvorstellbar, wieviel Energie man investieren muss, damit einem in Afrika die Dinge nicht entgleiten, weil eine übers Alltägliche hinausgehende Disziplin fast nicht vorhanden und fast von niemandem unterstützt wird. Ich komme um Mittag nach hause, wasche meine Kleider, nehme eine Dusche, schlafe eine Stunde und arbeite dann bis 18 Uhr am Layout des Buches "Cheniculture".

Fanuelle berichtet, dass in Kiniagni die Aufführung des zweiten Fetischeurs begonnen habe. Die Jagd ist wieder eröffnet. Sie werde später hingehen, um sich ein Bild der Lage an der neuen Mpungufont zu machen.

Mittwoch, 20. 7. 2022

Der Morgenbeginn ist zäh und grau. Um 6.42 ist es wie es um 6.24 war oder wie um 7.04. Es geht nicht richtig vorwärts wegen einem hohen Nebel. Der Boden ist trocken und es liegen überall schwarze Kohleketzen, auch auf dem Tisch und auf der Terrasse. Sie stammen von den vielen Buschfeuern, die man anzündet, um Felder vorzubereiten. Gestern bat ich Augustin, Stroh sammeln zu lassen für den Pilzanbau im Januar, wenn ich wieder komme, falls dann das Projekt startet, was ja immer noch nicht klar ist, weil das Hilfswerk wieder einmal hilflos ist, oder so tut, um in Ruhe nichts tun zu müssen und sich dem Alltag hinzugeben, der nach Augustin aus drei Worten besteht: Manger. Manger. Manger.

Die Türe zur Miellerie ist geschlossen. Augustin arbeitet darin an den Fotos für die Pflanzenportraits in unserem neuen Buches. Die Türe hat er geschlossen, weil sonst Bie-

nen hineinfliegen. Manchmal hat es ganze Wolken von ihnen um das Honiglager herum, weil sie den Duft des goldenen Saftes riechen, den man ihnen geklaut hat. Die Ernte des Honigs laufe gut, berichtet Augustin. Es wird hier nur in der Trockenzeit geerntet, weil der Wassergehalt niedrig und der Honig dadurch haltbarer ist. Allerdings kristallisiert beim Lagern manchmal der Honig am Boden aus. Diesen Bodensatz-Zucker verwendet Augustin anstelle von Rohrzucker für den Kaffee. Er ist aber höchstens halb so süß wie Rohrohr-Zucker.

Ich sage Augustin, dass ich nun ein Glas Palmwein trinken möchte. "Ja, mach das", sagt er. Ich antworte: "Wenn du nicht aufpasst habe ich den ganzen Kanister geleert." Aber das sind 5 Liter und das Getränk ist jetzt zwar im Kühler angenehm, aber eben ein bisschen sauer, wie frischer Most, aber ohne Sprudelschaum. Man muss Palmwein rasch konsumieren, weil er sonst kippt und weitergärt und dann zu stinken beginnt und wie Essig wird. Ich werde dies zu verhindern wissen. Beschwippst war ich vom Palmwein noch nie. Aber es soll richtige Junkies hier geben, wie die Mösteler früher in der Schweiz. In einigen Gegenden in Equateur, erzählt Augustin, während er auch mittrinkt, saufen die Leute so viel Alkohol, dass sie dauernd Schlägereien haben. Da trinken sie flaschenweise die

verheerendsten Destillate. Alle Leute hätten Schnittwunden am ganzen Körper, weil Frauen dort Rasierklingen mit sich führen, um damit Konflikte mit anderen Frauen und Männern auszutragen. Die Frauen söfften noch fast mehr als Männer und er habe gesehen, wie eine Frau auch ihrem Baby, das sie auf den Rücken gebunden hatte, von dem grauenhaften Zeug verabreicht habe. Das fängt schon früh an. Es flösse nicht nur Alkohol, sondern auch viel Blut. Es sind richtige Horrorgeschichten, die Augustin erzählt. Ich kann mir gar nicht vorstellen, dass man von so etwas wie dem Palmwein, der trüb weisslich aussieht, wie Pastis mit Wasser, besoffen werden kann. Der hat sicher nicht mehr als 5% Alkoholgehalt. Ich werde jetzt mal einen halben Liter trinken und dann schauen. Der gelbe, verdreckte Plastikansiter ist denkbar ungünstig um auszuschenken. Er zieht an und glubbscht und spritzt in der Gegend herum, sodass die Hälfte verschüttet. Die Ameisen wirds freuen.

Apropos Ameisen. In einem Ordner von Augustins Fotos habe ich endlich die Ameise gefunden von der er einmal gesprochen hat, Sengeneni genannt. Sie soll Bienen fangen und fressen, hat Augustin behauptet. Das konnte ich nicht glauben. Aber dann sah ich seine Bilder. Unglaublich. Die riesige Ameise, die fast doppelt so gross ist wie eine Biene, also sicher über 30 Millimeter lang, lauert auf

einer Palme bei einer Blüte am Stamm. Da wird Pollen produziert, der Bienen anlockt. Wenn eine der Immen der Sengeneni zu nahe kommt, schnellst diese hervor und tötet die Biene mit ihren grossen Mandibelzangen. Sie trägt dann die Bienenleiche zu einem Nest, meist verborgen in Stammrindennischen oder im Boden, mit nur wenigen Brutzellen. Da ernährt sie ihre Larven mit den erbeuteten Bienen. Es ist eine solitäre Ameise, mit nur einem Brutnest für die eigene Nachkommenschaft. Augustin hat mir versprochen Frank zu fragen, ob er eine Sengeneni für mich fangen kann, um ein gutes Foto zu machen, vielleicht sogar auch von ihrem Nest.

Donnerstag, 21. 7 2022

Am Morgen beginne ich gleich mit dem Schreiben der Portraits und Artbeschreibungen von Mbinzo-Raupen. Aber nach dem Morgenessen, um acht Uhr, sagt Augustin plötzlich und überraschend, dass man bereit sei zu gehen. Wohin? frage ich. Wir hätten doch besprochen, dass wir morgen gehen. Ja, aber die beiden Motards seien jetzt schon bereit. Ich antworte etwas trötzig, dass ich nicht jeden Tag irgend wohin fahren möchte, solange ich das Buch mit den zwanzig Texten zu den Raupenportraits fertig schreiben muss, eine Arbeit die eigentlich Moïse hätte machen müssen, der sich davor drückt. Man müsse mich jetzt

in Ruhe lassen, wenn man wolle, dass das Buch fertig werde. Also war ich wegen der unerwarteten Störung in schlechter Stimmung. Mein Plan war nämlich, heute fünf Portraits der Zuchtarten fertigzumachen. Aber egal. Es scheint etwas Wichtiges zu sein.

Wir fahren zu einer Stelle, wo sich ein Wasserfall befinden soll. Irgendwo in der Savanne halten wir an. Es geht zu Fuss weiter. Abwärts. Ich murmele zu mir, dass ich sauer werde, wenn der Marsch nun eine Stunde dauert. Es sind aber nur etwa 20 Minuten. Der Fluss ist beeindruckend und der Wasserfall ebenfalls. Er bildet einen kleinen Pool, den man auf einem glatten Steinbett bequem erreichen kann. Hier befand sich früher der Badeplatz der belgischen Priester und ihrer Gäste, die im nahen vatikanischen Erholungszentrum in Kijela hausten, das heute, zur Schule umfunktionierte und am Zerfallen ist. Hier lässt sich relativ einfach eine Staustufe errichten und ein kleines Wasserkraftwerk bauen. Das ist wahrscheinlich der Grund weshalb mich Augustin hierher gelockt hat. Allerdings hat es weit und breit niemanden der den Strom nutzen könnte. Dann fahren wir nach Kijela, wo mein Motard hilft, ein Foto der Fledermäuse zu machen, die unter dem Dach des Batiments für die Kirchenchefs dieser ehemaligen belgisch-katholischen Priesterferienanlage hausen.

Die Fledermäuse sind aufgescheucht, fliegen zum Fenster raus, flattern ängstliche Runden über dem leeren Schulhof, denn es ist jetzt Ferienzeit und dann verschwinden die kleinen Batmans in einer Ritze unter dem Dach eines Schulzimmers. Früher, kommentiert dazu Augustin, der hier zur Schule gegangen ist, hätten die Fledermäuse den Schulkindern in die Hefte gekackt. Die Fotos der Kolonie unter dem Dach des Nzo ba Mfumu (Haus der Chefs) sind nicht gut geworden, weil die Fledermäuse, vom Fotoblitz erschreckt, sich sofort verkriechen. Um elf Uhr bin ich zurück und beginne gleich weiter zu schreiben. Um 19 Uhr habe ich kurz vor dem Abendessen die geplanten fünf Portraits dann doch noch fertig. Eine Schufferei.

Freitag: 22.7. 2022

Fanuelle bringt mir gegen Abend ein kleines Vogelnestchen, in welchem zwei winzige Eier liegen. Sie bedankt sich für den Fisch und die Portion Ngala Raupen, die ich auf dem Markt in Lemfu gekauft hatte, weil ich Fotos machen wollte vom Fischmarkt und dem Ngalaverkäufer.

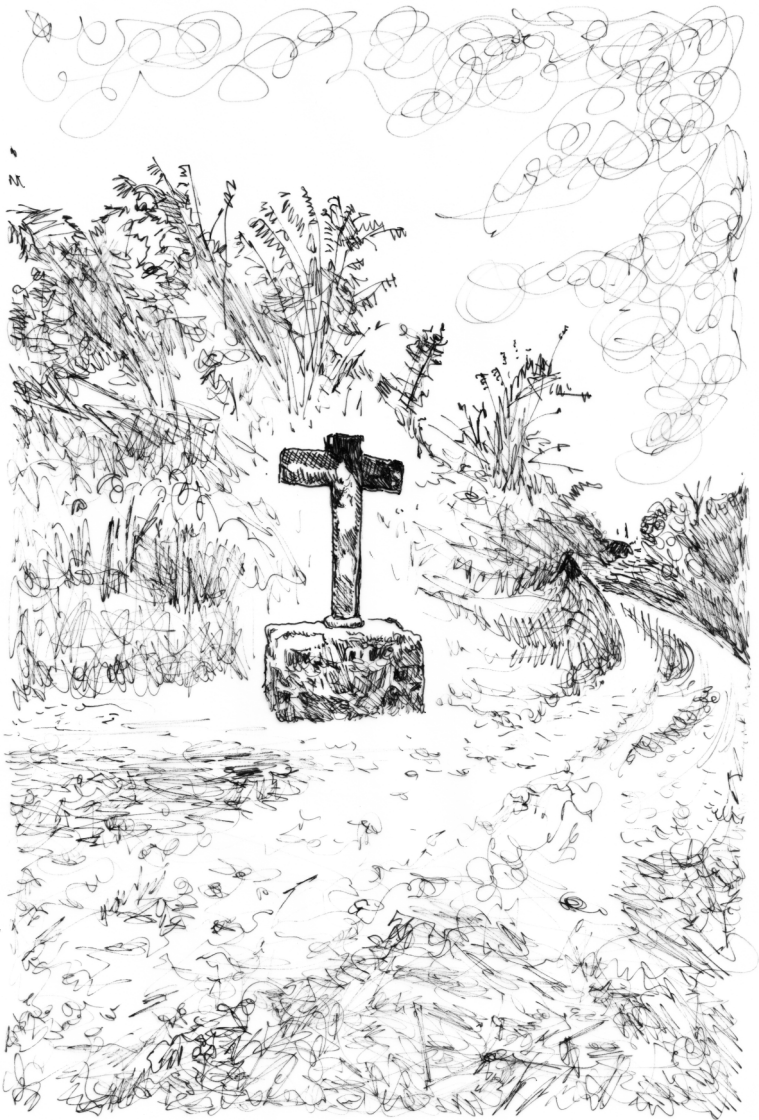
Samstag 23. 7. 2022

Um 18 Uhr kommt Fanuelle vorbei, um mir Bericht zu erstatten. Ein Fetischeur sei gekommen und habe in Kim-

pula, das ist ein Nachbardorf von Kilueka, ein Fetisch eingefangen. Die Pokemon Netflix Seifenoper geht weiter. In einem Haus in diesem Dorf, das nur aus einer handvoll Lehmhütten besteht, wohnt eine Frau, die mentale Probleme hat, sagt Fanuelle. Der Fetischer hätte sie gesehen und sie gefragt, wer in dem Dorf für sie zuständig sei. Sie solle ihren Mann anrufen. Der habe dann irgendwie 40'000 FCC bezahlt und der Fetischeur habe ein Loch gegraben aus dem er einen Fetisch geborgen habe, den er in einem Sack mitgenommen habe, mit der Erklärung, er käme am Montag zurück. 40'000 FCC sind 20 Dollars das ist hier viel Geld. Damit lebt eine Familie eine Woche lang. Es gibt hier so viele Halunken die Vorbeiströmen und mit irgendwelchen Tricks die Gut- und Leichtgläubigen übers Ohr hauen und an ihrer letzten Hoffnung parasitieren. So werden Krankheiten und Probleme brutal ausgenützt zum Schaden aller, ausser des Fetischeurs selber. Die Kirche ist da nicht besser. Da sammeln die Priester auch vor allem für den eigenen Sack, dieselbe Bande, einfach etwas anders gekleidet. Dazu passt sehr gut das Foto das ich gestern in Lemfu gemacht habe. Es ist eine Aufnahme des aus der Zeit der Belgier, also vor hundert Jahren, stammenden Wegkreuzes von welchem die Gipsfigur des Jesus geklaut wurde. Der Kopf des Gekreuzigten war schon vor einem Jahr abgehakt und entwendet worden, offenbar als Teil eines

Schutzfetisches für einen Berufsdieb. Nun sind auch die verbliebenen Teile, Arme, Rumpf und Beine verschwunden. Josua, der Ursprungsname von Jesus, heisst auf hebräisch: "Gott hilft". Es ist ziemlich bezeichnend dass Jesus gestohlen wurde, oder abgehauen ist oder von einem Fetischeur eingefangen und deponiert wurde im Büro der Agence Nationale des Renseignements, ANR, dem Büro des kongolesischen Geheimdienstes in Lemfu, die bei allen möglichen Gaunerstücken mitmachen und damit angeblich die nationale Sicherheit erhöhen. Die Hilfe Gottes wurde demontiert. Das Kreuz ist verwaist.

Der Wanderfetischeur komme von Matadi, berichtet Fanuelle weiter, von der Hafenstadt an der Kongomündung im Westen. Niemand kennt ihn. Es sind anonyme Vagabunden, die leichte Opfer suchen, entlang der Strasse. Mit den 40'000 FCC macht er sich eine Woche lang ein gutes Leben bis er wieder nüchtern ist und einen weiteren hoffnungslosen Racker oder Verzweifelten findet, den er verarschen kann mit seinem Hokusfokus. Von solchen Hilflosen gibt es hier genug. Aus Leuten, die nichts haben, das letzte bisschen Geld rauszupressen, ist eine Kunst, die hier zur Hochblüte getrieben wird, im Negativsten aller Sinne. Niemand hält diese Gauner auf. Bei vielen helfen sogar lokale, ortskundige Assistenten gegen



*Das Wegkreuz in Lemfu, mit den Gipsspuren, wo einst Jesus hing.*

Provison gerne mit, hilflose Opfer auszusaugen. Meist sind es ihre eigenen Leute. Der Fetischeur habe nicht gewollt, dass man ihn filme, sagt Fanuelle. Er weiss warum. Ob es der geisteskranken Frau jetzt besser geht, ist mehr als fraglich. Man hätte sie vor ein paar Tagen in der Nacht auf dem Gelände von Songa Nzila gesehen um 22 Uhr. Sie hatte die Orientierung verloren. Sie spreche nur unverständliche Dinge und gelte schon seit Kindheit als verwirrt. Statt diese leidende Person zu schützen, wird sie schamlos ausgesaugt von solchen gewissenlosen Gaunern. Und ihr Mann hat 40'000 weniger. Das wird sie spüren.

Es ist jetzt 16.30 Uhr und schon schwarze Nacht. Ein paar Zikaden beginnen Biolärm zu machen. In der Ferne ächzt der holpernde Beat eines Deuil. Der Begräbniszug fuhr am Nachmittag geräuschvoll an Kilueka vorbei. Das waren fünfzig Leute, auf zwei Personenwagen verteilt. Man darf sich diese Frachthäufung sehr farbig vorstellen. Wahrscheinlich befand sich auch der Sarg mit der Leiche in einem der überfüllten Gefährte. Die Trauergemeinde war schon in Feststimmung. Es war vermutlich vorher Palmwein geflossen. Jetzt warte ich noch das Ende der Sicherungskopie ab und dann stell ich den Strom ab, damit ich morgen früh um 6 Uhr gleich loslegen kann mit der Arbeit, Sonntag hin oder her. Hier wird nicht gebetet und

Halleluja gejodelt. Hier wird gearbeitet, damit das Nachfolgeprojekt zustande kommt. Es sind ja nur noch vier Tage bis zum 27. Dann will Augustin zurückfahren nach Kinshasa.

D. von der Schweizer Botschaft in Kinshasa hat uns eingeladen zur 1. Augustfeier im Garten der Botschaft. Das ist ein lauschiges Paradieschen mit Swimmingpool und einem liebevoll gepflegtem Park. Man erwarte Tenu ville. Das kann ich leider nicht bieten. Ich habe nur ein Set mit Hose und Tshirt und Hemd und nur ein paar Schuhe, nämlich meine Trekkingboots. Will ich mich wirklich noch in Kosten stürzen, um mir ein Tenu Ville zuzulegen? Ein Besuch würde sich aber vielleicht lohnen für das Networking zugunsten unseres Projektes. Die Feier ist am 29. Es bleibt noch etwas Zeit zum Überlegen.

Sonntag 24. 7. 2022

Um 3.36 Uhr halte ich es im Bett nicht mehr aus. Ich lag schon länger wach, stand um drei Uhr schon einmal auf, um zu schauen auf dem Handy, ob der Morgen naht. Draußen rumpelt noch immer die Rasselbüchse einer Beerdingungsparty über die nächtliche Savanne. Dazwischen Freudenschreie und DJ-Animationen. Ich hatte nachgedacht über das noch offene Thema im Buch, den Texte zur Rau-

pe *Achaea catocaloides*, die in der westlichen Landwirtschaft als Schädling gilt und die man mit Gift ausrotten will, hier aber ein wichtiges Nahrungsmittel ist, das gesammelt wird.

Nun hatte ich eine Idee: Ich könnte das Prinzip der Domestizierung mit den Insekten beschreiben und dabei aber gleichzeitig den Menschen in seinen Kulturwegen beobachten, wie er seine eigene Domestizierung erlebt, seinen Dichtestress in der urbanen Gesellschaft und wie daraus diese religiöse Idee - andere Sagen: der religiöse Wahn entwickelt wurde, heim kehren zu wollen. Spiritueller Stalldrang, zurück zum Paradies, in den Himmel, zu Papa und Mama, aus dem Dichtestress der Stadt zurück, oder vorwärts in den Schoß der Natur und zum nomadischen Jäger-Sammlerdasein im Paradies. Aber dies alles natürlich ohne etwas von den städtischen Bequemlichkeiten aufgeben zu müssen, vor allem, dass man sich nicht um die Ernährung kümmern muss, nicht um Kleidung, sich eigentlich um nichts kümmern muss, weil für alles der grosse Papa sorgt, weil man sich daran gewöhnt hat, die Sklaven zu verdrängen, die den Dreck für einen machen. Das hat Sigmund Freud treffend ausgedrückt, indem er die Religion als Konstrukt einer infantilen Verantwortlosigkeit bezeichnet. Für alles ist der grosse Papa da, der für uns brave Kinderchen das Böse besiegt.

Um dieses Gedankens habhaft zu werden, muss ich aber zuerst aufstehen. Was aber bringt es aufzustehen, wenn ich keinen Strom für meinen Computer habe, um es aufzuschreiben, weil die Batterie leer und futsch ist? Ich lege mich wieder hin. Da hört um 3.30 Uhr der Technosound auf. Die Partygäste sind müde, das Benzin für den Stromgenerator alle. Es wird ruhig. Aber nicht in mir. Der Trotz meldet sich. Dann steh ich eben auf und schreib es in mein Notizbuch!

Ich ziehe ein paar dicke, gestrickte Socken an, damit mich keine Malaria-Mücken an den Füßen erwischen. Die Powerbank hat eine LED Leuchte integriert, die das Esszimmer ein wenig erhellen kann. Die Stirnlampe ziehe ich zusätzlich an, damit ich mein Geschreibsel im Notizbuch sehen kann. Ich mache aber zuerst eine Tasse Kaffee mit diesem fürchterlichen Milchpulver, Marke "Belle Hollandaise". Auf der Büchse mit der schönen Holländerin in Tracht, sollte aber statt Milchpulver, eher Milchsand stehen. Denn dieser Milchstaub hat sich körnig verklumpt und knirscht beim Trinken zwischen den Zähnen. Das Kaffeepulver kommt aus Frankreich. Es steht nicht einmal drauf, wo der Kaffee angebaut wurde. Jedenfalls kaum in Frankreich. Wer interessiert sich heute schon für Produzenten?

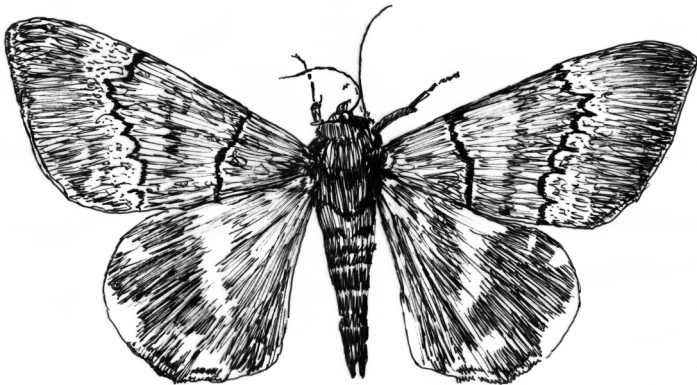
Das Wasser im Thermoskrug ist noch heiss, Jolie bringt beim Servieren des Abendessens jeweils neues, abgekochtes Wasser. Man will Mineralwasser in den PET-Flaschen sparen. Alles wird teurer. Die letzten zwei Zwölferpacks Wasser habe ich selber bezahlt, das schlimme Milchpulver hat Fanuelle in meinen Auftrag beschafft. Augustin kann manchmal bei kleinen Dingen unglaublich knauserig sein, immer übers Essen stöhnen und dabei aber am besten zulangen. Ich wundere mich, wo er diese Mengen an Fufu, die er verschlingt, hinstopft. Er ist wirklich mager und isst dabei ziemlich genau doppelt soviel wie ich, der als Poidslourd (Lastwagen)gelte, nicht zu unrecht. Augustin ist aber nur bei gewissen, kleinen Dingen knauserig, während er bei den grossen Dingen das Geld mit beiden Händen zum Fenster raus schmeisst; Batterien, Autoreparaturen, Computer, Drucker oder Essen in Kinshasa, an denen immer Guelord und Blaise teilnehmen, die die grössten Kosten verursachen. Es geht ja auf Spesen des Projektes.

*Achaea catocaloides* ist ein unscheinbares, bräunliches, kleines Falterchen, dessen Raupen *Minsangula* heissen und fast überall in traditionell entomophagen Tribes als Mbinzo ( Speiseraupen) sehr begehrt sind. *Minsangula* stellt, zusammen mit anderen Mbinzos, von denen man

hier rund 40 Arten mit Namen kennt, eine wichtige Säule der Proteinversorgung der Bevölkerung dar. Das wird im Westen völlig unterschätzt und ignoriert. In der modernen Landwirtschaft des Westens ist *A. catocaloides* ein Böfsei, böser Feind. Er kursiert unter dem Namen Army-Worm.

Wenn sie in erlauchten Kreisen von Pflanzenschutzorganisationen, Unis und Chemieindustrie nachfragen, dann werden sie haufenweise Infos finden, wie man dem Insekt rasch den Garaus machen kann. Dass es sich um ein wichtiges Lebensmittel für Afrikaner handelt, erwähnt natürlich niemand. Was geht uns der Frass der Neger an? Das könnte ja dem Geschäft schaden, wenn man auf die ekli- gen Sitten von Barbaren auch noch Rücksicht nehmen müsste. Stattdessen redet man vom Erfolg der Zero Tolerance Strategie gegen Schädlinge in tropischen Plantagen: Baumwolle, Kaffee, Kakao, Ananas, Bananen, das heisst, beim geringsten Auftauchen eines Feindes wird gleich die grosse Giftkeule hervor geholt, das Sprayflugzeug aus dem Hangar gerollt, vollgetankt mit dem schlimmsten und schweineteuersten Toxinen, die anderswo verboten sind. Und dann wird wahllos über alles gesprüht auch über die Arbeiter, die Dörfer, die Schulen, Familien, Kinder, Kühe, Geissen, Hühner und Mbinzos, die die Leute essen. Sowa nennt man dann Fortschritt und nachhaltige Sicherung von Investments an der Börse, Blah, Blah, Blah, Blah.

Aber davon wollte ich eigentlich gar nicht reden. Die Frage wollte ich mir stellen, ob denn, entgegen aller Warnungen unserer erlauchten Agrarchemielobbyisten, *Achaea catocaloides* eventuell als Nutztier in Frage käme, nämlich für eine landwirtschaftliche Mbinzo-Produktion und man so einen Schädling in einen Nützling verwandeln könnte. Die Antwort ist klar: Nein. Diese Raupe kommt nicht in Frage, obschon sie sehr geschätzt wird in der lokalen Küche. Eindeutig Nein, obschon das Insekt eigentlich sprichwörtlich alles Grünzeug frisst, wirklich alles, sogar Gras, was eine gute Voraussetzung für die landwirtschaftliche Produktion wäre.



*Der unscheinbare, bräunlich-gelbe Falter Achaea catocaloides ist eines der Insekten, das blitzschnell riesige Mengen an Biomasse in proteinhaltige Körpermasse verwandelt, die vom Menschen seit Urzeiten als Nahrung genutzt wird. Der Respekt für die kulturell tief verankerte und menschheitsgeschichtlich entscheidende Sitte der Entomophagie, ist im Westen gleich Null.*

Der Grund für das klare Nein und für die negative Beurteilung ist das, was in Insiderkreisen fehlende ethologische Prädisposition heisst, um keine deutschen Wörter bemühen zu müssen, die ein normaler Mensch auch verstehen kann. Der sich in seiner wissenschaftlichen Arroganz sonnende Experte meint damit das Verhalten eines Lebewesens (Ethologie) das den Zwecken einer Domestizierung, also Zuchtprozessen, entgegen kommt. Damit sich ein Tier eignet für die landwirtschaftliche Zucht, muss es gewisse Dinge mitbringen, eben Prädispositionen, Voraussetzungen.

Die wichtigste ethologischen Prädispositionen, dieser günstigen Verhaltenseigenschaften für die Domestizierung, ist Sesshaftigkeit. Das Wort meint hier ein von Natur aus vorhandener Trieb eines Lebewesens, am Ort zu verbleiben, sich bei seiner Futterquelle nieder zu lassen und da ruhig und friedlich zu leben. Nehmen wir als Beispiel Hühner, Schafe und Kühe, die am Abend, selbst wenn sie draussen frei herumspazieren, immer gerne in den Stall zurück kehren, freiwillig nach hause kommen, weil sie da nicht nur Nahrung finden, sondern auch Schutz und Geborgenheit. Stalltrieb nennen wir das. Das ist praktisch, vor allem hier in Afrika, wo alle Tiere frei herum laufen und sich selber ihr Futter zusammen suchen müssen. Man muss sie dennoch nicht jeden Abend einsammeln. Sie kommen freiwillig nach hause, das heisst in den Stall.



*Knaben aus Lemfu präsentieren ihre gesammelten Minsangulas, Achaea catocaloides. Die hektischen Raupen sind hochgeschätzte Nahrung, die sie ihren Familien bringen.*

*Achaea catocaloides* ist das komplette Gegenteil von einem Tier mit Stalltrieb und besitzt keinerlei Disposition zur Sesshaftigkeit. Die Raupe ist sehr hektisch, schreckhaft, flieht und verteilt sich rastlos nach allen Seiten. Nie findet man sie länger an einem Ort als ein paar Sekunden. Schon hat sie die Futterpflanze gewechselt. Ist schon wieder weg. Bei kleinsten Gefahren lässt sie sich fallen oder springt, festgemacht an einem Bungeejumping Faden, von den Blättern, seilt sich ab auf tiefer gelegene Blätter; ein rastlos sich bewegendes Tier. Wie will man sowas in einem Stall füttern und gross ziehen? Unmöglich!

Die fehlende ethologische Disposition von *Achaea catocaloides* liegt nicht daran, dass das Tier ein Insekt ist, denn die einzigen zwei komplett domestizierten Tiere des Menschen sind Insekten, genauer: Seidenspinner. An ihnen können wir wunderbar studieren, weshalb die Domestizierung auf erstaunliche Weise gelungen ist. Der Grund ist ganz einfach. Sie wissen, was ich meine: Es ist wegen der günstigen ethologischen Prädisposition für die Domestizierung. Beide Insektenarten, *Bombyx mori*, der Maulbeer-Seidenspinner und *Samia ricini*, der indische Eri-Seidenspinner, haben solche Voraussetzungen mitgebracht, die Verhaltenseigenschaft nämlich, dass sie am Ort bleiben und da verharren. Diese günstigen Verhaltenseigenschaften haben

Menschen erkannt und gefördert und zwar in einem sehr langen Prozess, einem Selektionsvorgang über lange Zeiträume. Der Maulbeerseidenspinner seit über 5'000 Jahren in China. Damals hockten meine Schweizer Vorfahren noch in Höhlen. *Samia ricini* in Indien vor sicher über 2000 Jahren.

Die Zuchtauswahl wurde so perfektioniert, dass *Bombyx mori* heute seine Flügel nicht mehr entfalten kann und völlig flugunfähig ist und zwar Weibchen und Männchen. Auch *Samia ricini* wurde soweit domestiziert, dass die Raupe nur überlebt, wenn sie aktiv gefüttert wird. Ihr Trieb, selber Futter zu suchen, ist so stark reduziert, dass das Insekt in freier Natur nicht mehr überleben kann. Die beiden Insekten sind weltweit die einzigen landwirtschaftlichen Nutztierarten, die ganz auf die Hilfe des Menschen angewiesen sind. Sie überleben nur in Pflege des Menschen, in Kultur. Das Wort Kultur kommt von lateinisch *cultura*, was Pflege heisst.

Die beiden uralten Nutztierseidenspinner sind unser Wunschbild für eine afrikanische *Mbinzora*raupe, die wir für die Domestizierung suchen: eine möglichst sesshafte, nicht schreckhafte Raupe, möglichst gross, mit möglichst hohen Reproduktionszahlen und einer Futterpflanze, die

nicht für die menschlichen Ernährung genutzt werden kann. Dies trifft für *Bombyx mori* und *Samia ricini* zu. Soviel ich weiss isst niemand die Blätter das Maulbeerbaumes. Und Rizinus und Maniok sind Giftpflanzen mit hohen toxischen Werten von Blausäure.

Eine zweite, wichtige, ethologische Disposition ist die Toleranz von Dichtestress. Raupen, die als Einzegänger leben und in grösseren Ansammlungen zu Grunde gehen, eignen sich nicht für Zuchten. Wir wollen ja möglichst viele produzieren, nicht einen Stall bauen für eine einzige Raupe. Auch Dichtestress-Toleranz ist genetisch vorprogrammiert. Ein Tier das sich zusammen gepfercht unwohl fühlt, wird nicht gedeihen, auch nicht mit bestem Futter. Die Verhinderung von Dichtestress stellt hohe Anforderungen an die Hygiene einer Tierhaltung. Zuchten von *Bombyx mori* sind viel heikler und Krankheitsepidemien häufiger als bei *Samia ricini*. Aber auch *Samia ricini* verzeiht nicht jeden Haltungsfehler. Die Stallhygiene ist entscheidend, um Zuchten gesund zu erhalten. Massentierhaltung funktioniert bei Schweinen, Fischen, Hühnern und Kühen im industriellen Masstab nur mit chemischen Tricks, Antibiotika und Impfungen um die in unnatürlichen Monokulturen gehaltenen Nutztiere gegen die Natur am Leben zu erhalten. An dieser Stelle sind wir nun bei der Kultur des Menschen angekommen.

Der Mensch hat sich selber domestiziert, ist sesshaft geworden mit der Landwirtschaft. Er hat Städte gebaut, den Dichtestress erlebt, Pest, Cholera, Diphtherie, alles Auswüchse von mangelnder Stallhygiene in den Menschenställen der Hochkultur, den Städten. Mit allen Annehmlichkeiten des modernen Stallklimas, Kinshasa ausgenommen, fehlt den Städtern doch immer etwas. Sie haben in ihrem selbstdomestizierten Stalldasein in der Stadt sonderbare Deformation und spirituelle Defekte entwickelt, eine Art versteinertes Traum, irgend wann einmal heimkehren zu dürfen. Heim zu kommen. Ins Paradies. In den Himmel. Den Garten Eden. Ins Urhabitat, aus dem sie vertrieben wurden. Jedenfalls dahin, wo man nach hause kann, zu den Engeln, dem lieben Gott, Papi und Mami. Einfach heim. Wo man hingehört.

Religiöse Fantasien sind wie Träume von Stalltieren nach ihrem Urhabitat, das sie verlassen haben und verlassen mussten, eine Sehnsucht nach der heiligen Wildheit und Authentizität der Eigenart, wenn man so will, da, wo man schaffend frei ist, nicht zwanghaft schuftet muss für sein tägliches Brot, nein, da, wo Milch und Honig fließen und man schöpferisch leben kann, wie es einem gefällt. Wie Pippi Langstrumpf in den ewig anarchischen Ferien. Sie sehen worauf ich hinaus will?

Man kann Domestizierung auch übertreiben, bis es den Stalltieren zu viel wird und aushängt und sie lieber etwas wilder werden möchten als noch stalliger, also nicht noch tiefer narkotisiert, nicht mit noch mehr Chips im Ohr, in noch gediegeneren, künstlichen Parfums eingelullt, zugesprayt mit virtuellem digitalem Stallgeruch. Zu sich kommen, ohne zu wissen was "sich" eigentlich meint. Das wollte ich kurz schreiben. Nun ist die Kaffeetasse leer. Und am Tassenboden klebt eine schleimfarbene Sandbank von Milchpulverschlamm. Ekelhaft. Musste aber sein.

Jetzt ist es 4.46 Uhr. Das Getrommel des Deuil ist definitiv zu Ende, der Sonntag darf kommen. 4.56 Uhr. Sorry. Bin schon wieder wach. Konnte nicht schlafen. Nur das noch: Die Seidenspinnerraupen sind geeignet für die Domestizierung, weil sie brav sind, angepasst, diszipliniert, folgsam, sich kontrollieren lassen. *Achaea catocaloides* (den Namen können sie unterdessen sicher auswendig aufsagen, nicht wahr?) ist das Gegenteil davon: Frech, aufmüpfig, undiszipliniert, stets ausbüchsend, unkontrollierbar und hinterhältig, autoritätsfeindlich. Deshalb nennt man in den Kasernen der Schädlingsbekämpfer diese Tiere 'Armyworms'. Man weiss, womit man es zu tun hat, wenn sie kommen. Mit einer Armee von Gewürm, mit einem Mongoleneinfall, Hunnen, Piraten, Barbaren, die die friedliche Welt der

Landwirtschaft mit Krieg, Chaos und Verwüstung überziehen. Eigentlich: das Böse, das uns vor die Entscheidung stellt, die George Bush nach dem Zusammenbruch des World Trade Centers zum Besten gab "Whether you are with us, or you are with the terrorists!" Hat doch was, oder? Erinnert der bräunliche Schmutzelton des Falters von *Achaea catocaloides* nicht an die Taliban? Und die schwarze, wie von Gewehrfett glänzende Raupe mit dem Blutfleck am Arsch, passt doch zu einem Terroristen. Nicht wahr?

Noch zwei Gedanken die ich kurz skizzieren möchte, bevor sie mir entweichen: Erstens: Der Untergang der Städte (Ställe) im Jahre 536 ist auch der Untergang der Religion. Kein Bauer braucht einen Athenetempel und eine Hagia Sophia. In dieser Gedankengrube werde ich später noch etwas tiefer graben. Zweitens: Auch die Leute, die im Kongo-Central am Rande der RN 16 hausen, haben religiöse Gefühle, die ausgebeutet werden. Sie wollen unbedingt daran glauben, dass das Böse von jemandem, der böse ist, gemacht ist, verursacht wurde, ganz gezielt, und sie glauben, dass es gegen das Machwerk des Bösen Kräfte gibt, die es besiegen können, Jesus, der Fetischeur, Gott, die Versicherungspolice, die "Wissenschaft", Bitcoins, der Ferrari in der Garage, die Kalaschnikow.

Weshalb soll ein Fetischeur helfen gegen die Kraft eines Fetisch? Es ist doch als wolle man mit physischer Gewalt die Natur besiegen, die doch Physis ist in Reinkultur. Du kannst die Natur nicht mit sich selber besiegen. Auf dem Gebiet der Physik ist sie immer stärker. Das ist ein vergebliches Bemühen, so, als ob David gegen Goliath in einer Rüstung antreten würde. In Sachen Panzer und Rüstung ist ja gerade Goliath der Grösste und darin unbesiegbar. Also kann David gegen ihn nur ohne Rüstung siegen, nur auf seinem eigenen Gebiet, nämlich als Geliebter ( das heisst der Name David, geliebt von Gott.)

Kein Fetischeur kann den Fluch eines Mpungus besiegen. Er ist Teil des Problems. Nicht der Lösung. An diesem Grundthema arbeitet sich die Menschheit noch immer dumm und dusselig und will es einfach nicht hinnehmen. Achaea catocaloides mit Gift zu bekämpfen ist purer Aberglaube. Man hat nicht verstanden, womit man es zu tun hat.

Madilu kommt vorbei und bringt fünf Flaschen Bier, Marke Mützig. Er schenkt sie Augustin, seinem Onkel und kündigt an, dass er Ende August die Brautgeschenke überbringen werde, weil er heiraten möchte. Der Onkel (Augustin, ich hatte bisher nicht gewusst dass sie verwandt sind) wird dann mit dem Vater von Madilu bei der Familie der Braut einen Besuch machen und die Heirat offiziell in die Wege leiten.

Eine dringende Nachricht kommt wenig später an. Der kleine Bruder von Augustin wurde verhaftet und ist auf dem Polizeiposten in Lemfu. Eine Kuh ist in sein Maniofeld in Kinsumbu eingedrungen und hat alles zertampelt und verwüstet. Als sich der kleine Bruder beim Besitzer der Kuh lauthals beschwert hat, sei dieser ausgerastet und es habe eine wüste Schlägerei gegeben. Nun müsse er, Augustin, nach Lemfu gehen, damit man seinen Bruder freilässt. Das dauert eine Stunde. Jolie und ich warten mit dem Essen. Dann kommt Augustin zurück. Sein Bruder sei noch immer inhaftiert. Sein Kontrahent aber auch. Dieser sei nicht der Besitzer der Kuh, sondern nur der, der die Kühe hütet.

M. hat sich endlich gemeldet. Er entschuldigt sich dass er zwei Wochen weg war, an einem Ort, wo es kein Internet gäbe. Eine glatte Lüge. Die Wahrheit wird eher da liegen, dass sein Chef T. nach den gepfefferten Emails von Augustin, P. und Fragen von J. aus Bern, seinem Projektbüroleiter Feuer unter dem Arsch gemacht hat, oder selber Angst bekam um seinen neuen Posten, wenn er weiter nur untätig auf der Bremse hockt.

D., der Chef de Mission der Schweizer Botschaft fragt bei uns nach, ob er uns die Einladung zur 1. Augustfeier der Schweizer Botschaft in Kinshasa schicken dürfe. Man will uns da unbedingt dabei haben. Augustin bedankt sich

und sagt zu. Wir werden unsere Aufwartung machen. Ich sage danach Augustin, dass er doch auch an J. in Bern schreiben könnte, dass wir von der Botschaft eingeladen sind. Er wird sich sicher noch an den Anruf des früheren Adjoints S. erinnern, der ihn schon einmal offiziell angefragt hat, weshalb es mit der Finanzierung dieses Projektes in Kilueka nicht klappe. Das war ein Wink mit dem Zaunpfahl. J. weiss genau, dass die Botschaft hören will, wie es läuft mit dem Geld der Schweizer Donatoren für unser Projekt im Kongo. Falls man mich fragt, werde ich es bei der Antwort an Klarheit und Offenheit nicht fehlen lassen. Es ist gut, wenn J. wegen dieser Nachricht ein paar Mal leer schluckt.

Am Abend trinken wir einen frischen, sehr süssen und angenehmen Palmwein. Ein Kanister von fünf Litern kostet 3000 FCC, 1,5 Dollars. Das ist weniger als das mit Umkehr-Osmose produzierte Wasser in PET-Flaschen. Es ist der beste Palmwein, derjenige, der am Morgen geerntet wird. Normalerweise macht man das zwei Mal pro Tag, abends und morgens. Augustin würde sowas nie in Kinshasa kaufen, sagt er, da sei alles bis zur Unkenntlichkeit gepanscht mit Zucker und noch viel schlimmerem Zeug. Auch Chance und Frank erscheinen, um eine PET-Flasche von dem erfrischenden, edlen Tropfen, der schön kühl wurde in unserer Kühltruhe, ab zu füllen.

Dienstag, 26.7. 2022

Sechs Uhr, Aufstehen. Schreiben und Layouten. Ich höre beim Frühstück von Jolie, dass Augustin nicht morgen, sondern erst am 28. nach Kinshasa fahren möchte. Ist mir recht. Fanuelle hat Rückenschmerzen. Vielleicht wegen Durchzug und Kälte, eventuell aber auch, weil sie zu schweres Zeug rumträgt. Ich sage Christian, er solle doch bitte drauf achten, dass Fanuelle ihren Rücken ein wenig schont. Ich gebe ihr ein Schmerzmittel für den Abend, damit sie besser schlafen kann und sage ihr, sie solle sich gut einpacken. Heute ist ein sehr windiger Tag und gerade die Empfindlichen können sich bei den kühlen Temperaturen in der Nacht rasch erkälten. Augustin hat gestern abend auch gesagt er hätte kalte Füße und Jolie musste ihm ein paar lange Socken bringen, lange, weiße Strümpfe in denen er aussieht wie ein angesengter venezianischer Kaufmann aus dem 17. Jahrhundert. Fehlt nur noch der Federhut.

Mittwoch, 27.7.2022

Um sechs Uhr erklingt die elektronische Symphonie meines Weckertelefons. Beim Frühstück erzählt Augustin, dass ein Fetischeur ein ganzes Plastikbecken voller Mpungus zum Polizeiposten von Lemfu gebracht habe. Jetzt eskaliert es aber! Der spirituelle Quacksalber habe

die Mpungus in einem Nachbardorf gesammelt. Da wurde ein grosses Loch gegraben. Der Fetischeur sei hinein gestiegen. Das Loch wurde mit Ästen zugedeckt und dann Erde drauf geschüttet. Das Standard Theater also. Der Fetischeur wird symbolisch beerdigt. Aussen am Loch steht sein Assistent, der den Umstehenden erklärt, was der Fetischeur gerade macht. Meist ist es einer, der das Dorf gut kennt und Provison erhält. "Er ist jetzt unterirdisch zum Haus der Familie Soundso gegangen." sagt der Kommentator, der angeblich mit dem Fetischeur im Boden in Kontakt steht, auf einer esoterischen Frequenz: "Jetzt ist er da drüben! Er ist jetzt da drin! Er hat ein Mpungu gefunden und eingefangen!" "Oh!" "Jetzt geht er zum Haus des Dorfbchefs rüber!", alles unterirdisch natürlich: "Und jetzt hat er da ein Mpungu gefangen!" "Oh!" Diese Szene zieht sich lange hin. Es passiert wahnsinnig viel, in Anbetracht der Tatsache, dass man nichts sieht und sich nichts ereignet, während die Dorfbewohner draussen vor ihren Häusern ausharren und ihre verriegelten Lehmhütten nicht betreten dürfen. Jedenfalls steigt nach der obskuren Veranstaltung der Fetischeur schliesslich mit einem Becken voller Mpungus triumphierend aus seinem Loch. Er hatte, betont Augustin, sogar eine kleine Katze dabei. Der Fetischeur sagte, die Katze sei ein Mann, der sich in den Kater verwandelt habe, um böse Sachen anzurichten.

Eine exakte Kopie dieser Geschichte habe ich von Chan-  
ce bereits gehört. Es ist auf's Komma genau das, was der  
Bic Rouge in Lemfu in Kilueka gemacht hat vor drei Jah-  
ren und es ist dasselbe, was auch jener Fetischeur gebas-  
telt hat, der vor ein paar Tagen den Dorfcchef von Kimbu-  
la ausgenommen und um 40'000 FCC erleichtert hat,  
angeblich um das fluchende Mpungu zu inhaftieren, das  
die mentale Krankheit verursacht hat, die seine Frau nach  
der Geburt eines Kindes befallen hat. Auch dieser Mpun-  
gu-Kopfgeldjäger hat ein Loch gebuddelt für seinen Auf-  
tritt.

Ob ich denn glaube, dass sowas wahr sei könne, fragt  
mich Augustin. Was heisst wahr? Du meinst, ob es einen  
positiven Effekt hat für die Leute, die an Mpungus glau-  
ben? Von mir aus, sage ich, können die Gauner in ihren  
Löchern bleiben. Nicht mal wegen dem Theater, das sie  
absolvieren, sondern wegen der Abzockerei und dem Be-  
trug, der damit verbunden ist. Theater kann ja schon heil-  
sam sein, wie wir von den Griechen und meinem Freund  
Aristophanes wissen. Ich kann mir gut vorstellen, dass es  
jemandem hilft, wenn man über seine unausgesprochenen  
Ängst redet, dass jemand ein Mpungu gegen ihn gemacht  
hat, das verhindert, dass er heiraten kann, verhindert, dass  
er Geld erhält, verhindert, dass er gesund wird und all die  
anderen Nöte.

Mpungus sind Symbole für das Böse, das irgendjemand gegen irgendjemanden im Schilde führt. Mpungus sind materialisierte Verwünschungen, Neid und Missgunst und Boshaftigkeit. Jeder der ein schlechtes Schicksal erfährt, meint dass dahinter eine Person steht, die ein Mpungu gegen ihn gemacht hat, das diesen schlechten Effekt ausübt. Eine Verschwörungstheorie würden wir sagen. Wir meinen, dass hinter allen negativen Entwicklungen persönliche bösertige Urheber stecken, eben diejenigen die das Mpungu gebastelt haben, damit es mir verflucht schlecht geht. Klar können Leute Angst haben vor solchen Mpungus und sich an den Aberglauben heften, dass sich eines im Haus versteckt, das man da heimlich deponiert hat.

Von daher, sage ich Augustin, kann ich mir vorstellen, dass jemand, der daran glaubt, dass es sowas gibt wie Mpungus, auch erleichtert sein kann, wenn man ihm zeigt und vorführt und physisch erleben lässt, dass er Recht hat, dass nämlich ein Mpungu da ist. Dass man ihn also in seinem Aberglauben bestätigt. Man führt als Beweis gleich das gefangene Mpungu vor, den Übeltäter, der dann in einer Plastikschüssel, zusammen mit anderen Mpungus, zur Polizei abgeführt wird, wie man es mit allen richtigen Verbrechern macht. Der Gefangenentransporter und Sheriff der Mpungus ist der Fetischeur. Er sorgt in einem Dorf von Abergläubischen mit deren Ausbeutung für Psychohygiene.

Das Problem der Mpungus ist nicht das Mpungu, und ob es das nun gibt oder nicht. Das Problem ist viel Schwerwiegender. Es ist das, was auch der Diebstahl meines Telefons gezeigt hat. Das Problem ist nicht der Diebstahl des Telefons an sich, sondern das, was Diebstahl im Zusammenleben der Menschen auslöst, nämlich eine Vergiftung des Zusammenhalts und eine Auflösung des Zusammenhalts, dadurch dass jeder jeden anderen verdächtigt, der Dieb zu sein von Daniels Telefon. Dabei sind in Wirklichkeit alle völlig unschuldig und es war der Nachbarsbub, dessen Vater grosskotzig rum geprahlt hatte, dass die anderen, die Leute von Songa Nnzila schon bestraft würden dafür, dass sie das Telefon geklaut haben. Dabei war es sein eigener Sohn, der ein ausgewachsener Kleptomane und ohne jeden Skrupel ist, ein Narzisst.

Genau so ist es mit Mpungus auch. Wenn jemand behauptet jemand habe ein Mpungu gegen ihn gemacht, beschuldigt er damit jeden Einzelnen. Jeder kann es gewesen sein. Man weiss nicht, wer es ist. Das vergiftet die Glaubwürdigkeit und das Vertrauen als Basis aller sozialen Gebilde. Das fängt in der Familie, in Freundschaften an und hört in der Firma und im Staat und bei Religionen auf, im Berufsumfeld, überall. Verdächtigungen, Unterstellung böser Absichten. Das sind Mpungus: Symbole

für die Saat negativer, entsozialisierender Handlungen. Wenn jetzt ein Fetischeur kommt, ist das wie eine Gruppen-Psychotherapie auf dem kulturellen Niveau dieser abergläubischen Gesellschaften. Ich meine das nicht wertend, im Sinne von höher oder niedriger, besser oder primitiver, sondern ich meine wirklich in der kulturellen Geisteswelt dieser Gesellschaften. Der Fetischeur nimmt sich dem Thema der durch Aberglauben entsozialisierten Gruppe an, es ist sein Berufsmilieu und bietet darin seine Lösung an. Er verhaftet mit einer Hokuspokus-Veranstaltung die Mpungus und bringt sie zur Polizei. Kassiert ab. Alles bleibt beim alten. Es fehlt im Dorf einfach nachher die Kohle, die man dem Schauspieler gab.

Was macht man bei der ANR mit den Mpungus? Augustin kann es nicht sagen. Hat jemand ein Foto gemacht von den Mpungus? Nein, er hat keins gesehen. Er hat ja auch nur davon gehört. Okay. Ich halte für möglich dass die Botschaft, dass das Mpungu entfernt ist, Naive, ein Kind zum Beispiel, erleichtert, wie eine Märchengeschichte und es kann Zuhörer und Zuschauer entspannen, von Ängsten befreien und innerlich unbefangener machen. Es sind aber die Fetischeure selbst, die den Menschen zuerst Angst einflößen, indem sie die Leidenden darin bestätigen, dass der Grund für ihren Misserfolg und ihr Elend

nicht an ihnen selber liegen kann, sondern nur von aus-  
sen etwas Schlimmes gemacht wurde, dass es ihnen schlecht  
geht. Das Mpungu ist Schuld.

Die Einsicht, dass die Umstände, oder das eigene Ver-  
halten schuld sind am eigenen Unbehagen, wird verneint  
und stattdessen ein Mpungu da hin gesetzt, vor dem man  
Angst macht, aber auch von dem man erlöst werden kann,  
weil die unbestimmte Angst im Mpungu materiell, gegen-  
ständlich und greifbar wird und man deshalb in diesem  
Pokemon-Go-Ritual die Angst physisch beseitigt mit der  
Verhaftung des Mpungus. Die Kosten für den Mpungu-  
mann sind Ablasszahlungen für die Vergebung der Sün-  
den, nicht der eigenen Sünden, sondern der Sünden der  
anderen, mit denen man allerdings darin einig ist, dass es  
das Böse gibt. Der Mpungu-Jäger setzt sich dann ist die  
Position des Heilands, des Erlösers, der die Mpungus ent-  
fernt, der die unverdienten Schulden des einzelnen erlöst,  
indem er das Böse verhaftet, unterirdisch in alle Häuser  
geht und da alle negativen Kräfte entsorgt, eine art spiri-  
tuelle Müllabfuhr für teuflische Abfälle und abergläubi-  
sche Kontaminationen.

"Wer hat dafür bezahlt?", frage ich Augustin. "Es gibt  
immer solche, die bezahlen", sagt er, "Sonst gäbe es die-  
ses Theater nicht." Ich kann mir vorstellen, dass es Leu-

te gibt die positive Effekte haben können auf andere, die sich selber blockieren mit Aberglauben. Auch, dass man Aberglauben mit Aberglauben behandeln kann, ist naheliegend. Aber das Problem ist, dass 99 % derjenigen, die behaupten, sie seien die Erlöser der Menschen und Sheriffs von Gottes Gnaden, nur Betrüger sind, Gangster und Lügner. Das ist die traurige Realität.

Die unerwünschten Nebenwirkungen der Behandlung von Aberglaube mit Aberglaube sind Religionen und Kirchen, eigentlich Sumpfgase von Grosskotzigen, Dieben, Kinderschändern, Betrügern, Narzissten und Menschenverachtern. Niemand in der Kirche und im Aberglaubens-theater ist daran interessiert, darauf hinzuarbeiten, dass es Kirche und Aberglauben nicht mehr braucht. Im Gegenteil. Sie fördern Aberglauben, um sich als Heilmittel gegen ihn anzupreisen, mit ihrem eigenen, "wahren" Aberglauben.

Augustin redet am Abendessen aufgebracht mit Jolie, in Kikongo, von Dingen, von denen ich nur ein paar dazwischen gestreute französische Brocken erhasche, main-tenant, Pasteur, Boulangerie, Pourcentage usw. Und ich reime mir damit etwas zusammen. Das bin ich mir recht gut gewöhnt durch meine Biografie als Gehörgeschädigter. Seit dem 8. Lebensjahr höre ich auf beiden Ohren bei 3000 Herz sehr schlecht, das ist genau der Frequenzbereich der menschlichen Stimme. Ich scherze manchmal, dass ich

einen eingebauten Scheissdreck- und Unsinnfilter im Ohr habe, weil ich Blödsinn nicht hören kann. Aber natürlich ist es auch ärgerlich, wenn man im Restaurant nur das Klirren von Gläsern, das Brummen des Ventilators, das hohe Pfeiffen des Fernsehgerätes und Rauschen hört, aber nicht das, was dazwischen liegt.

Jedenfalls errate ich aus dem Gesprochenen, dass es um Geld geht um die Boulangerie usw. Ich frage danach. Wer will Geld von dir wegen der Boulangerie? Augustin antwortet, dass das Dorf Kilueka verlangt, dass er dem Dorf etwas abgibt von den Profiten der Boulangerie, seiner Bäckerei, die seit fünf Wochen gar nicht läuft, weil man daran ist, sie zu ergänzen mit dem zweiten Ofen. Im Moment scheint alles auf gutem Weg. Soweit ich sehe ist der Anbau, den ich geplant und gezeichnet habe, schon fast fertig. Der alte Dorfcchef, den ich gekannt hatte, ist gestorben. Er war vielleicht 60, aber ein Chrampfer, der immer auf dem Feld war. Nun seien neue Kräfte am Werk, die von ihm Geld verlangen. Ich will noch fragen, wie sie darauf kämen, respektive was denn das Dorf leiste für den Profit, an dem sie ohne eigene Investmens beteiligt sein wollen, ob sie denn da Geld investiert hätten. Aber das überlass ich Augustin und Jolie. Jedenfalls schafft Erfolg immer Begehrlichkeiten. Auch wenn es allen nur nutzt, sind viele eifersüchtig, neidisch und das Theater der Un-

terstellungen und Intrigen beginnt, dass man dem anderen missgönnt, dass er selber etwas zustande gebracht hat und nicht einfach wartet bis ein Fetischeur ein Mpungu beseitigt oder ein korrupter Staat etwas fallen lässt, ein Geschenk oder eine Bombe.

Warum wollen Menschen an Geister und Zauber glauben? Warum wollen die einen Abergläubischen die anderen überzeugen? Was haben sie davon? Warum ist es so wichtig, dass die anderen das auch glauben, was man selber glaubt? Ist es eventuell, dass man sich selber unsicher fühlt und sich beruhigen will damit, dass andere dem eigenen Blödsinn zustimmen?

Jolie erzählt mit Inbrunst lange Geschichten. Augustin lehnt zurück, schaut schräg zu ihr. Er hält sich die Hand halb vors Gesicht. Hört zu, aber sagt nichts. Er sitzt quer im Stuhl mit den Beinen angezogen, die Füße unter der Armlehne auf die Sitzfläche gezogen. Er ist nachdenklich. Jolie erzählt anschwellend, über Katarakte, die nicht abreissen, auch mit den Händen, mit Grimassen, macht andere nach, imitiert ihre Ausrufe: "Oh , Eeh!, Uh!" redet in anderen Zungen über Dinge, die ich nicht verstehe. Aber es muss mit aufwühlenden Ereignissen zu tun haben, die die Menschen bewegen, nervös und plapperig machen, wie eine aufgeregter Hühnerschar. Es geht um Auseinander-

setzungen, Meinungsverschiedenheiten, Gerechtigkeit, Tod und Leben, ungewisse Mächte und Geister, von denen die Menschen herumgetrieben werden. Augustin schaut ermüdet zu mir. Seine Augen sagen: Wann hört dieses Geplapper auf? Er schweigt aber, während Jolie auf ihn – den Ungläubigen – einredet. Sie redet immer hochfahrender auf ihn ein. Sie spielt wichtige Szenen der Auseinandersetzungen nach, Dialoge, was man sich gegenseitig so sagt. Die Leute rufen. He! Oh! Ein Kampf. Jolie schlägt mit einer Faust in ihre andere, offene Hand und so sprudelt es unablässig weiter. Schlag auf Schlag. Sie hat sich richtig in Fahrt geredet. Es ist kein Halten mehr. Es geht irgendwie um den Pasteur, vielleicht den Bruder von Augustin, der in der Nähe von Lemfu eine private Kirchensekte betreibt und eine Bäckerei und manch anderes Business.

Jetzt lacht Augustin wieder, aber abschätzig. Ach was! Dann wendet er sich mir zu und sagt halb entschuldigend:

"Jolie erzählt lange Geschichten."

"Worum geht es denn?"

"Es geht um ihre Grosseltern, die nicht sterben konnten."

"Aha."

"Der Grossvater sei zwei Wochen im Koma gelegen in seiner Hütte, hätte nur noch ein bisschen geröchelt,

aber sei einfach nicht gestorben. Zwei Wochen lang, ohne essen ohne trinken. Ganze zwei Wochen! In Agonie."

Jolie hat unterdessen ihr Handy hervor genommen und tippt etwas.

"Jolie sagt, dass man glaube, dass ein Fetischeur ihren Grossvater verzaubert habe. Der Zauberer hätte seine Seele in ein Vorhängeschloss, ein Cadenas, eingesperrt, das Schloss verriegelt und das Cadenas in den Fluss geworfen. Dadurch sei es dem Grossvater unmöglich gewesen zu sterben."

"Und warum sollte jemand sowas tun? "

"Vielleicht hat der Alte mal etwas Schlechtes getan. Aber darum geht es ja gar nicht. Ich wundere mich," sagt Augustin, " weshalb die Leute nicht eine Infusion gemacht haben, ihm keine Flüssigkeit gegeben haben. Stattdessen glauben sie an Zauberei und lassen ihn verröcheln und verdursten auf seiner Matte im finsternen Haus."

Nach zwei Wochen sei er dann endlich doch gestorben. Aber man behauptet weiter stur, er sei sicher verwunschen gewesen, dass er so lange nicht gehen konnte. Augustin schüttelt den Kopf.

Diese Geschichte erinnert mich an das Schicksal meiner eigene Mutter, die zwar sterben wollte, aber nicht sofort konnte. Einmal ist sie in der Nacht abgehauen aus dem

Altersheim. Sie ist auf wackeligen Beinen zum Zürichsee gegangen, wo sie sich wahrscheinlich ins Wasser stürzen wollte. Aber man hatte sie wegen einer Baustelle, die ihrem letzten Gang im Weg war, noch rechtzeitig gefunden und zurück gebracht. Sie hat sich dann zu Tode gehungert in diesem schweineteuren Alters- und Pflegeheim. Am Schluss war meine arme Mutter nur noch Haut und Knochen und lag mit offenem Mund auf dem Rücken in den Kissen, bewegungslos. Ich weinte. Weil ich nicht verstehen wollte, weshalb sie nicht gehen durfte. Ich verstand das nicht. Wer hatte ihre arme Seele in einem Cadenas eingesperrt und es verschlossen und ins Wasser geworfen? Wer war das? Hat meine Mama am Zürichsee, in der Nacht, im Wasser, das Schloss suchen wollen, in dem ihre Seele eingesperrt war? In der Poesie der Trauer geht diese Geschichte auf und man versteht sie plötzlich. Irgendwie. Sie hat mit billiger Magie und frömmlicherischem Aberglauben nichts mehr zu tun, sondern mit Mitgefühl mit der Mutter und der Stimmung, dass ihr Lebendiges fehlt und vermisst wird. Und dass man weiss, dass sie nicht da ist, aber auch nicht weiss, wo sonst. Und dass einem dieses Nichtwissen nicht egal ist. Die Ungewissheit, wo sie ist, wenn nicht hier, macht uns Sorgen, nicht um uns, sondern um die, die gegangen sind. Man möchte ein Zeichen erhalten, dass es ihnen gut geht. Man

mag diejenigen nicht, die sagen, dass sich noch nie jemand aus dem Jenseits gemeldet habe. Man will es nicht hören. Deshalb redet man so viel. Wenn es das Hier gibt, dann muss es doch auch das Dort geben. Sonst könnte man von hier ja gar nicht weg, oder? Oder doch nicht?

Der Mensch ist ein Tier, das sich seiner Unwissenheit bewusst ist. Das Bewusstsein will aber nicht so rasch klein begeben. Für etwas ist es ja auch da. Also versucht es manchmal, die Unwissenheit zu instrumentalisieren, indem es aus der Unwissenheit einen Glauben bastelt, die wahrscheinlich grausamste Waffe des Menschen gegen sich selber. Weil er das Ungewisse nicht erträgt, lässt er sich mutlos in jedes blödsinnige Narrativ abführen.

Donnerstag, 28.7.2022

Ich stehe um sechs Uhr auf, ziehe meine Kleider an, die ich gestern mit Seife, meiner 'Savon de Marseille', die nach Lavendel riecht, gewaschen habe. Dann bringe ich alle Dinge, die in meinem grossen Koffer waren, in die Batitec, das ist der Name für das grosse Oekonomiegebäude, wo noch zwei grosse alte Koffer von mir stehen, mit Material meiner früheren Expeditionen, vor allem Pumpen, Elektronik, Kabel, Bastelzeug zum Reparieren, Multimeter, Schrauben. Eine wahre Wundertüte. Da deponiere ich alles. In der Hoffnung mal wieder zu kommen.

Jetzt ist es 7.29 Uhr. Ich werde nun den Computer zusammen falten und im Koffer verstauen. Vorher mache ich aber nochmals eine Kopie des gesamten Desktop auf die grosse Harddisk. Soviel Sicherheit muss sein. Es beruhigt. Es ist ein seltsames Gefühl, die Arbeiter zu hören, wie sie angeregt plaudern am Feuer und dabei ihren Morgenkaffee und ihr Brötchen essen. Es ist ja noch gar nicht klar, ob sie morgen noch Arbeit haben, wenn das Projekt nicht zustande kommt. Ich freue mich aber, dass sie diese Unsicherheit und Fragilität, in der sie leben, so angstlos ertragen könne, weil sie davon nichts wissen. Es nützte ja auch nichts, sie an unserer Sorge zu beteiligen. Vielleicht ist es das Zeichen eines guten Patrons, dass er Patron sein will und Zeichen eines guten Arbeiters, dass er Arbeiter sein will. Probleme gibt es ja meist nur, wenn der Arbeiter Chef und der Chef Arbeiter sein will. Aber wer will schon sich selber sein? Das ist man ja schon.

Ich habe alles gepackt für die Rückfahrt nach Kinshasa. Mein Koffer steht auf der Terrasse. Die Schuhe habe ich an die Sonne gestellt. Ich gehe in Socken bis es los geht. Ausser mir scheint niemand vorbereitet. Man klagt nachher lieber über den Stau, der uns angeblich zu spät ankommen lässt. Aber vielleicht irre ich mich auch. Blaise hat den Toyota schon aus der Garagenbude geholt. Man lädt noch vieles ein für den Transport in den grossen Mo-

loch Kinshasa, diesen Dornteufel, der die Menschen von Strassen leckt, dieses schwarze Loch des Kongo, wo Menschen im Nichts verdichtet werden, während sich die Landschaft rundum leert und überall nur Ruinen von Lehmziegelhütten, überwuchert, zerfallen, wie Grabsteine von beerdigten Hoffnungen, vergeblich auf ein besseres Leben warten.

Blaise kommt, um meinen Koffer zu holen: "Die Weisen sind immer bereit", lacht er. Ich antworte: "Ja, das kommt daher, dass unsere Eisenbahnzüge auf die Minute genau abfahren. Wir haben uns ihnen angepasst. Deshalb tragen bei uns alle Uhren. Ich allerdings nicht. Ich bin schon selber eine Art Uhr."

Die Fahrt ist sehr staubig. Zum Glück sind die Fenster dicht. Fabrius, der Maurer, kommt mit. Hinten sitzen zwei Burschen auf der Ladefläche. Sie bewachen die Waren. Ankunft ist um 17 Uhr, nach sieben Stunden. Unterwegs hatten wir einige Zwischenstopps. Etwa vier, weil Augustin pinkeln musste, ein Ablad, ein Kaufstopp für Chiquangs, und ein Gespräch mit einem Clanchef, der die autoritäre Kontrolle über das Grundstück besitzt, das überschwemmt wird wegen unserem Damm für das Badehaus. Wir trinken mit ihm ein Glas Palmwein und über alles wird geredet, nur nicht über das überschwemmte Grundstück.

Kinshasa ist ein fürchterlicher Moloch und das Elend gipfelt in riesigen Plakaten mit fetten Männern in Krawatten, die von Jesus, dem Himmelreich und dem Sieg der Gläubigen schwärmen, an teuren Veranstaltungen, wo sie nur Blödsinn plappern, der nicht einmal lustig ist. Ich kann die dreisten, lackierten Fratzen der Priester- und Prophetenaffen nicht mehr sehen. Mir kommt die Kotze hoch, wie man sich im Namen eines Gottes lustig macht über die Dummheit und Verzweiflung der Menschen und die Popen sich ihren menschenverachtenden Schwachsinn auch noch von den Bespuckten bezahlen lässt. Man könnte fast mit dem Zynismus der Calvinisten einig werden, dass die Betrogenen es nicht anders verdient haben und sie von Gott als Opfer auserwählt sind, damit die Rechtgläubigen von ihnen profitieren, ihre Naivität ausbeuten, reich werden und als Geldsäcke den Willen Gottes erfüllen dürfen. Auch sowas schimpft sich Religion. Diese zur Religion umgeschmiedete Unmenschlichkeit prangt hier überall von den Plakatflächen. Der Kolonialismus ist in eine neue Phase getreten.

Die Kannibalen unter den Afrikanern sind aus ihren Gräbern auferstanden und feiern gemeinsam mit dem Papst Franziskus die Verspeisung ihrer Brüder und Anhänger. Der Papst war in Kinshasa am 3. Mai dieses Jahres. Es ist auf einem riesigen Plakat an der Prachtstrasse angekün-

digt. Kinshasa ist eines der letzten günstigen Terrains für den Vatikan, wo er mit seinem abergläubischen Hokuspokus und seinen farbigen Windeln noch Massen von Hoffnungslosen und Verzweifelten findet, die noch nicht gewarnt wurden vor den Teufeln in den Brokatroben und Businessjackets. Die Pfaffenseuche wird die Naiven und Leichtgäubigen dahinflaffen und sie werden lieber den Mpungus die Schuld in die Schuhe schieben, statt aufzuwachen. Wie ich erfuhr, war aber der Papst gar nicht in Kinshasa. Nur die Plakate hat man noch nicht abgehängt. Es hiess, Franziskus sei krank gewesen. Er komme jetzt erst im Februar nächsten Jahres.

Augustin steigt in Bumbu aus. Er sagt er habe Bauchweh und es plage ihn. Wir verabreden uns für morgen. Ich esse im Kiros. Dort ist eine Geburtstagsparty im Gang. Ich werde lange schlafen morgen. Augustin hat gesagt er sei gegen Mittag bei mir. Ich werde mal die Rechnungen vorbereiten via Internet und ein Dossier zusammen stellen. Ich hab ja bisher alles aus dem eigenen Sack bezahlt. Meine E-mails sollte ich auch noch checken. Aber mir ist es sowas von egal, ob mir noch jemand schreibt oder nicht. Es ist erschreckend mit mir. Ich bin irgendwie glücklich vereinsamt mitten in der fürchterlichsten Menschenansammlung auf dem afrikanischen Kontinent. Lost and happy in hell?

29.7.2022

Ich erinnere mich, dass gestern beim Morgenessen Jolie geweint hat. Sie hat Arbeitern der Boulangerie Geld ausleiht und man hat ihr davon 400'0000 FCC (200 Dollars) nicht zurückbezahlt. Henry hat eine Aufstellung gemacht und bringt den Zettel mit, um ihn Augustin zu präsentieren. Ich mische mich nicht ein. Augustin sagt am Schluss nur, man werde eine Lösung finden, verspricht aber gar nichts. Ehrlich gesagt kann ich mir nicht genau vorstellen, wie jemand hier jemandem im Voraus so viel Geld bezahlt. Das mache selbst ich nicht mehr, weil dann das Geld für irgendetwas anderes gebraucht wird. Es ist klug, wenn man nicht alles glaubt, was erzählt und präsentiert wird, vor allem da nicht, wo man sonst alles glaubt, was erzählt wird.

Wer Schuldige braucht, um das Leben zu erklären, ist ein Religiöser. Man muss keine Seelen retten. Jeder hat seine immer bei sich. Wir brauchen keinen Hochglanz-Jesus der uns von den Plakaten beplappert. Wir müssen es nur sein. Menschen. Eben. Soziale Wesen, friedliebend, selbstbeschränkt, selbstermächtigt, bescheiden, aber manchmal eben auch aufgewiegelt von einem verwahrlosten Bewusstsein, das gegen das umfassende Unbewusste in der Natur rebelliert.

Es ist interessant, dass Sigmund Freud den Kulturbeginn des Menschen da verortet, wo Kinder ihren Vater umbringen, um selber die Geschicke und Verantwortung für ihr Leben zu übernehmen.

Ähnlich klingt es bei Nietzsche, in seinem Ausspruch "Gott ist tot! Wir haben ihn umgebracht". Der Mensch hat den grossen Vater ermordet, unter dem wir früher – um es wieder mit Freud zu sagen – in infantiler, religiöser Verantwortungslosigkeit unbesorgt spielen durften. Der Übergang von einer Monarchie zu einer Demokratie ist ein weiteres Bild, das dazu passt. Der Landesvater wird enthauptet und das Volk, seine Kinder eben, regieren sich nun selber. Aber ist es deswegen friedlicher geworden, besser und anders als vorher? Gerade jetzt, wo sich ein Volk wie die Schweiz erstmals selber in die Infantilität verabschiedet hat, am 28.11.2021, und mich dies so stark an das Ende der Demokratie im antiken Athen, vor 2400 Jahren, erinnert, ist es wie ein kulturhistorisches Deja-vu. Es fehlt immer an kluger Selbstbeschränkung der Mächtigen und an kluger Begrenzung der zerstörerischen Faulheit und Gier und Selbstgefälligkeit eines wohlstandsgeprüften Volkes. Es ist schwierig sich da raus zu halten. Vielleicht einfach nur Glück und Gnade.

Freitag, 29.7.2022

Einladung zur Nationalfeier in die Schweizer Botschaft in Kinshasa. Hunderte feinsten Hochglanzkarossen, Abendkleider, 200 Leute. 95% Afrikaner. Grosse Party. Gute Rede über Verantwortung der Politik für das Wohlergehen des Volkes. Endlose Buffets mit allem, sogar Raclette, Champagner, Bündnerfleisch, Weisswein vom Neuenburgersee. Eine andere Welt. Augustin und ich feiern mit und arrangieren uns mit der gemütlichen Absurdität.

*Nach der Rückkehr aus Afrika: Der Autor ruht sich ein wenig aus auf der Hüpfburg "La chenille" beim Eingang zum Waldcampingplatz Ganda in Landquart.*



## CARITASSONNTAG

*Von Georg Paulmichl*

Bei uns lebt man voll aus der Schlemmerpfanne.

Am Caritassonntag wird jener gedacht, bei denen die Pfanne vor Leere stöhnt.

Manche Neger nagen mit Händen und Füßen am Hungertuch.

Wir müssen unser Christentum auch einmal beleben.

Die alten Kleider sind für uns ein Laster, wir können sie jederzeit verwerfen.

Am Caritassonntag werden die Tüten der Bestimmung übergeben.

Von den afrikanischen Häuptlingen werden die Caritastüten in die Negergemeinschaft übersendet.

Endlich gib's Hosen und Socken, um die Hungerbeine zu überdecken.

So lässt sich leichter am Hungertuch zehren.

Nun haben wir Christen wieder einmal die Flagge gehisst.



## SUBSTANZDUALISMUS BEI FLIEGEN

Wieder zurück in Landquart, gehe ich zur Toilettenanlage des Campingplatzes, um einen Brief einzuwerfen, zu pinkeln und Wasser zu holen zum Kochen. Da sehe ich eine Fliege im Pissoir. Keine richtige Fliege. Ein kleiner Sticker. Der Aufkleber einer Fliege ist im Pissoir in die weisse Keramikschüssel geklebt, etwas oberhalb vom Abfluss des Urinoires. Soviel ich weiss, macht man das, um die Herren der Schöpfung anzuhalten, richtig zu zielen, wenn sie ihr Würstchen in der Hand halten. Dass man sie dazu anhalten muss, stammt offenbar daher, dass sie oft eben nicht richtig zielen, deshalb auch nicht richtig treffen, und dann infolgedessen die Toilettenanlage versifft ist von den Schüssen neben das Ziel. Das ist unangenehm und verursacht Arbeit.

Der Grund für Kollateralschäden der Pinklerei ist nicht nur, dass Männer nicht richtig zielen können, sondern dass die Vorhaut eines erschlafften Pimmelchens eben kein perfekter Ausguss ist, der einen dünnen, gezielten Strahl zulässt. Es gleicht eher dem Schuss aus einer rostigen Schrotflinte, weil die Vorhaut den Strahl ablenkt, streut und fehlleitet, zu allen Seiten hin. Da haben es beschnittene Männer besser, weil der Strahl meist sehr scharf und klar gerichtet aus der Spitze der Eichel austritt. Ich weiss

nicht ob sie das wissen wollen, aber ich habe hier die Autorität, es trotzdem zu sagen, dass auch bei beschnittenen Männern beim Pinkeln am Schluss des Uriniervorgangs, das heisst, wenn der Druck des Strahls nachlässt, durch die Beschaffenheit der Öffnung an der Eichelspitze, manchmal der Strahl sich in zwei kleinere Strahle aufteilt, die jeweils an den seitlichen Enden der mundartigen Öffnung austreten. Da ist dann etwas Erfahrung des Pinklers nötig, um auf der Strasse zu bleiben, aber auch die nüchterne Einsicht, dass man mit einem Doppelstrahl nicht auf eine einzige Fliege zielen kann, die in die Pissoirschüssel geklebt wurde.

Diese Darlegungen sind uns Männern vorbehalten, weil wir eher sehen, wohin wir pinkeln als Frauen. Ich könnte mich aber täuschen. Dass Männer vorwärts pinkeln und nicht nach hinten, ist ein bemerkenswerter Unterschied in Situationen, in denen Männer Flüssiges von sich geben. Wir nehmen es ja meist auch von vorne zu uns. Das Flüssige, meine ich.

Ob man diese Erkenntnis soweit extrapolieren darf, dass männliche Äusserungen generell eher nach vorne und weibliche eher nach hinten gehen, bin ich mir nicht sicher. Ich habe mir überlegt, wie ich mich als Frau im Pissoir verhalten würde, wenn ich mich bei meiner Gemeinde in Unterterzen für 70 Franken umschreiben lassen würde zur Frau.

Ob sich das insgesamt lohnt? Ich finde es sexistisch und diskriminierend eine Fliege in die Schüssel zu montieren, wo ein zur Frau konvertierter Mann beim Pinkeln gar nicht hinsehen kann.

Die Fliege ist jedenfalls ins Pissoir geklebt, weil sie gehasst ist. Und man sie abschiessen will. Zielscheibe. Ich weiss nicht, wie Fliegen auf solche Erniedrigungen reagieren würden, wenn sie eine Stimme im EU Parlament in Brüssel hätten.

Fliege: Ich kann dir das ganz genau sagen, Danielos, wenn du mir ein Ohr leihst.

Danielos: Gerne.

Fliege: Wir Fliegen reden nicht vor jedem Scheisspublikum. Man hat ja noch ein bisschen Selbstachtung. Auch als Fliege.

Danielos: Und jetzt?

Fliege: Du wolltest vom Substanzdualismus reden.

Danielos: Ja, ursprünglich schon. Aber weisst du, das ist so kompliziert.

Fliege: Du traust es deinen Lesern nicht zu?

- Danielos: Nein, eher mir nicht. Sag, woher weisst du überhaupt, dass ich über den Substanzdualismus schreiben wollte?
- Fliege: Du hast ja vorher ein Youtube Video von David Johann Lensing angeschaut.
- Danielos: Das hat du auch gesehen?
- Fliege: Ich finde der macht das sehr gut und sympathisch.
- Danielos: Hast du denn verstanden, was er gesagt hat?
- Fliege: Sagte ich ja. Ja. Hast du, Danielos, nicht Angst dass du Leserinnen und Leser verlierst, wenn du einer Fliege das Wort erteilst, um über Substanzdualismus zu referieren?
- Danielos: Ehrlich gesagt, nein.
- Fliege: Warum nicht?
- Danielos: Weisst Du, Leute hören heute lieber einer Schmeissfliege zu, die über Philosophie redet. Das ist mal was Neues.
- Fliege: Sagst Du das mit Groll?
- Danielos: Weshalb sollte ich? Mich interessiert selber, was du zu diesem Thema zu sagen hast. Also, schiess los!

Fliege: Ausgangslage des Substanzdualismus ist die Unterscheidung zwischen Körper und Seele. Damit verbunden sind religiöse Ideen von der Seele als unsterbliche Substanz, die irgendwoher kommt und irgendwohin geht. Also muss man erklären, woher sie kommt und wohin sie geht. Das machen Religionen in ihren Narrativen. Auf denen basiert ihre Akzeptanz beim Publikum.

Danielos: Tönt wie abgelesen.

Fliege: Die Oberflächlichkeit deines Kommentars enttäuscht mich, Danielos. Sag doch etwas zum Inhalt.

Danielos: Du hast es treffend zusammen gefasst. Es geht um die Frage ob es eine Trennung zwischen Körper und Seele gibt, oder nicht. Und wie man sich die Wechselwirkung und das Zusammensein von Körper und Seele erklärt. Decartes hat zum Beispiel den merkwürdigen Vorschlag gemacht, dass die Zirbeldrüse die Schnittstelle zwischen Körper und Geist sei.

Fliege: Weshalb soll das ausgerechnet eine Drüse sein?

- Danielos: Keine Ahnung. Wenigstens hat er etwas Konkretes gesagt dazu. Er ist da ziemlich allein.
- Fliege: Die Positionen zu der Frage des Dualismus von Körper und Seele sind vielleicht interessanter.
- Danielos: Die wären?
- Fliege: Erstens: Körper und Seele sind identisch. Die Trennung ist lediglich eine Vorstellung unseres dialektischen Bewusstseins.
- Danielos: Zweitens?
- Fliege: Körper und Seele sind unterschiedlich wie bei Platon, Sokrates, den Kirchen, auch Descartes und vielen anderen.
- Danielos: Drittens?
- Fliege: Das ist die Position, die annimmt, dass die Seele vom Körper diktiert, gesteuert und dominiert wird.
- Danielos: Genau. Das ist der Physikalismus und Mechanismus.
- Fliege: Und es gibt, viertens, die Position, dass der Körper von der Seele diktiert, gesteuert und dominiert wird, der sogenannte Spiritismus.

- Danielos: Ich bin dafür, dass wir die erste Position wählen.
- Fliege: Warum?
- Danielos: Es gibt keinen Substanzdualismus. Dann sind wir das Problem los. Wir verlieren nicht viel Zeit und können uns anderen Fragen widmen.
- Fliegen: Zum Beispiel welchen Fragen?
- Danielos: Was es zu Essen gibt.
- Fliege : Gute Idee. Ich bin jedenfalls froh, Danielos, dass du mit Fliegen nicht nur über Pissoires redest.
- Danielos: Danke. Du erinnerst mich gerade daran, wo ich stehen geblieben war.

Darf man Tiere als Zielscheiben benutzen in Pissoires? Hätte nicht ein Kreuz gereicht? Aber dann hätten sich Christen aufgeregt. Ein Punkt? Welcher Looser pisst auf einen Punkt?

Ausserdem ist sogar das Fliegen-Anpinkeln im Pissoir frustrierend. Wie ist man denn motiviert, den urinresistenten Sticker einer Fliege in einem Pissor anzupinkeln,

wenn die Fliege nach ein paar klaren Volltreffern trotzdem sitzen bleibt? Das verhöhnt ja geradezu meine Urinierkompetenz und meine Sniperkünste. Didaktisch sehr unklug. Wer spielt bei sowas mit, wenn Kopfschüsse einfach ignoriert werden?

Wenn man die Sache konsequent weiterdenkt, müsste es doch so gemacht werden, dass in der Urinat-Schüssel eine Fliege montiert ist, die verschwindet, wenn man draufpinkelt und die erst dann wiederkommt, wenn die Salven daneben gehen. Sowas müsste doch heute technisch machbar sein, mit einem kleinen Screen und einem Sensor. Die Chinesen können das. Ausserdem würde es den Siegesjubel und die Treffsicherheit auf Pissoires massiv erhöhen. Stellt euch vor: All die Scharen von Jungs, die zum Gamen in die Toilettenlage stürmen. Ausserdem würde es den Konsum von Getränken anregen und der Wirtschaft nützen.

Ich sehe noch viel Potential für Weiterentwicklungen. Denken sie nur, wenn der Pinkler auf dem Pissoirscreen andere Bilder als nur Fliegen aufschalten könnte, andere eklige Insekten und eklige Figuren, die man erledigen und wegpinkeln will: Personen, Politiker, gegnerische Fussballteams. Man will sich ja irgendwo noch im Stillen abreagieren können. Das Pinkeln gilt weitherum in der Tierwelt als Mittel zur Reviermarkierung: "Bis hierher und nicht wei-

ter!" Vielleicht also hat man in naher Zukunft auf seinem Handy immer eine Pinkel-App dabei, die beim Eintritt ins Pissoir das gewünschte Feindbild auf den Screen in der Schüssel beamt, per Bluetooth. Das könnte den Pinkelvorgang beschleunigen, die Treffsicherheit erhöhen und die physische Entkrampfung bei der Entleerung der Harnblase optimieren; ein klarer Gewinn für die Volksgesundheit. Pinkeln ist doch eine der wenigen verbliebenen alltäglichen Erlösungen. Aber die Fliegen tun mir langsam leid. Haben wir wirklich keine würdigeren Feinde mehr, deren Ausradierung uns grössere Erleichterung verschaffen kann, als das Urin-Boarding einer unschuldigen, mickrigen Fliege, die von zweifelhaften Düften in unsere Latrinen gelockt wird? Vielleicht ist der arme Zweiflügler eine reinkarnierte Menschenseele, zum Beispiel eines indischen Ladendiebs oder eines Bitcoin-Betrügers. Wir müssten eher Mitleid haben. Ich kenne einige Bildchen, die sich ausgezeichnet für meine Pissoirschüssel eignen würden. Aber ich werde mich hüten, dazu näheres zu sagen.

Als ich im Wohnwagen zurück bin, setze ich eine Suppe an mit Broccoli und Blumenkohl und einem Boullionwürfel und chinesischen Suppengewürzen, Sternanis, Zimt, Nelken und einer Scheibe Ingwer und Knoblauch, Morcheln und einigen Stücken eines Habichtspilzes, den ich

getrocknet habe. Wenn alles in meinem Mikrowellenofen fertig ist, werde ich etwas Parmesankäse dazu geben. Der ist gerade im LIDL 25 Prozent billiger geworden, wie ich vorher in der Werbung sah, die seitlich neben dem Youtube Video über Substanzdualismus angezeigt wurde. Und da sagt man noch, Philosophie sei unsinnlich und praxisfremd. Sie greift direkt in unseren Alltag.



*Die Graue Fleischfliege, *Sarcophaga carnaria*, auf der Verschlusskappe eines Filzstiftes sitzend.*

## TITANIC

Vom Suppenduft angezogen, schlendern zwei ältere Männer durch das Wäldchen von Landquart zu meinem Wohnwagen, zu meinem Tisch unter dem Vordach und setzen sich ungeniert hin. Es sind Sokrates und Aristophanes. Ich grüsse sie, während ich im Wohnwagen die Suppe rühre. Dann geselle ich mich zu ihnen.

Sokrates: Jetzt kommst du in deinem Buch schon wieder mit diesem Georg Paulmichl. Es ist auffällig.

Aristoph.: Mir gefällt der Paulmichl. Ausserordentlich sogar. Ich hätte nicht gedacht, dass eine solche kluge, unverstellte und wohlwollende Rügekompetenz in eurer Gegenwart noch vorhanden ist.

Danielos: Ist es nicht tatsächlich so, dass heute nur noch geistig Behinderte mit uns ehrlich sein dürfen? Mir kommen sie fast vor wie ungefragte Beantworter von ungestellten Fragen an das Orakel von Delphi.

- Aristoph.: Das ist zwar umständlich ausgedrückt, Danielos, aber ich ahne, worauf du hinaus willst. Wenn du mich fragst, mich persönlich hat das esoterische Geschwurbel der Pythia von Delphi immer genervt. Mir gefällt hingegen der unkonventionelle Klartext von Paulmichl viel besser. Das ist erfrischend, unverklemmt, indiskret, treffsicher und humorvoll.
- Sokrates: Ja, aber du, Danielos, und wir alle als Leser, machen uns doch damit lustig über diesen Mann, der ein einsames Leben in den Tiroler Bergen in einer Wohn- und Werkstätte für geistig Behinderte geführt hatte, weil er am Down Syndrom erkrankt war.
- Danielos: Lustig machen? Nein. Wieso? Wo?
- Sokrates: Du schiebst Paulmichl vor, und benutzt ihn, um Dinge zu sagen, die du zu feige bist, selber zu sagen.
- Danielos: Nicht zu feige bin ich, nur zu wenig gut. Deshalb zitiere ich Paulmichl, um den Autor zu würdigen. Ich gebe gerne zu, dass es Menschen gibt, die gewisse Dinge viel besser sagen können als ich. Georg Paulmichl gehört zu denen.

- Aristoph.: Du übertreibst wieder masslos, Sokrates. Und du verdrehst alle Tatsachen. Es ist doch genau umgekehrt. Das Zitat macht sich nicht über Behinderte lustig, sondern über die sogenannten Unbehinderten. Das ist kunstvoll entlarvend. Paulmichels Text über den Caritassonntag erinnert mich an die 'Maulbeeren'?
- Danielos: Maulbeeren? Was haben die mit dem zu tun, was wir hier besprechen?
- Sokrates: Es ist eine Komödie von Aristophanes, die so heisst. Du willst nicht wissen, Danielos, worum es geht. Ehrlich.
- Aristoph.: Ich sage es trotzdem. Es ist die Komödie über ein dysfunktionales Hilfswerks, das Ausbeutung als Hilfe verkauft.
- Danielos: Ach ja? Interessant. Das gab es damals bei euch auch schon, vor 2500 Jahren?
- Sokrates: Allerdings gab es das schon. Ohne Donatoren, Gönner und Sponsoren hätte zum Beispiel unser ehrwürdiger Dichterheld Aristophanes, seine Komödien niemals aufführen können.

- Danielos: Wirklich? Aber das waren doch keine Hilfswerke in unserem heutigen Sinn.
- Aristoph.: Leider schon. Sie heissen nur heute ein bisschen anders: Entwicklungshilfsvereine, Förderstiftungen, Thinktanks, Fonds, ONGs, Subventionen, Stipendien, überall da, wo unter dem Deckmäntelchen von hehren Hilfsideen, schöngestiger Kulturförderung und Menschheitsrettung knallharte kommerzielle Interessen verschleiert werden. Darum geht es bei den Maulbeeren.
- Sokrates: Ich finde das Stück mittelmässig. Die Komödie fiel bei den Richtern kläglich durch. Verständlicherweise. Man hat danach Aristophanes nicht mehr weiter finanziell unterstützt. Allerdings hat man das nie so gesagt.
- Danielos: Wie hat man es denn gesagt?
- Sokrates: Dass man auch mal andere unterstützen wolle. Und man selektiv vorgehen müsse, weil die Geldmittel begrenzt sind, was doch sicher alle verstehen können.
- Aristoph.: Mir war das egal. Ich habe trotzdem weitergemacht. Ich lebe ja nicht von meinen Ko-

mödien. Die Komödien leben von mir.

Danielos: Für dein gesundes Selbstvertrauen habe ich dich immer bewundert, Aristophanes.

Sokrates: Einbildung und Arroganz heisst das. Nicht Selbstvertrauen.

Aristoph.: Was immer du Schlechtes über mich sagst, verehrter Sokrates, kann es nur eine Auszeichnung für mich bedeuten. Danke.

Sokrates: Aber danach wurde es für dich schwierig. Nicht wahr? Sei jetzt ehrlich, Aristophanes.

Aristoph.: Das Problem war, dass man meine Komödien nicht mehr aufführen wollte. Alle rieten mir, ganz freundschaftlich besorgt, versteht sich, ich solle besser damit aufhören, weitere Stücke zu schreiben. Aber ich kann ja nicht einfach aufhören, mich selber zu sein, nicht wahr?

Sokrates: Du hättest auswandern können.

Aristoph.: Das sagst ausgerechnet du! Du, Sokrates, hättest ja auch aus dem Gefängnis weggehen können. Die Türe wurde extra offen

stehen gelassen. Du hast trotzdem in deiner blasierten Sturheit den Schierlingsbecher getrunken.

Sokrates: Das würde ich vielleicht heute nicht mehr machen.

Danielos: Und warum nicht?

Aristoph.: Ich kann es Dir sagen, Danielos, warum. Sokrates, liess sich pathetisch als Märtyrer der ungerechten Anschuldigungen seiner Mitbürger hinrichten. Das ist doch einfach doof. Ich meine, ich habe ja auch einige Dinge von ihm nicht gouttiert. Aber niemals hätte ich ihn deswegen umbringen wollen. Nein. Wir brauchen doch den lebendigen Diskurs, Unterschiede von Meinungen sind willkommen, damit wir unseren Geist an unseren Differenzen schärfen können und uns gemeinsam um ein besseres, aktuelles Verständnis unserer gemeinsamen Gegenwart bemühen. Und du, Sokrates, hast dich dem einfach entzogen, indem du dem Irrsinn gehorcht und dem Wahnwitz noch geholfen hast, dich zu beseitigen.

Sokrates: Von mir aus, Aristophanes. Aber sag an, was

hat denn deine grossartige Dichtkunst verändert? Die Athener sind doch genauso rasant verblödet, mit oder ohne deine Komödien.

Aristoph.: Aber sie mussten wenigstens zuhören.

Danielos: Ist es denn so, wenn ich fragen darf, dass ihr beide meint, dass die Menschheit immer nur abwärts und den Bach runter geht.

Aristoph.: Ja, genau das meine ich. Seit dem Goldenen Zeitalter werden die Menschen immer technisch-urbaner und lösen sich als selbstbestimmte, vernünftige Spezies auf. Homo sapiens war mal.

Danielos: Wie siehst du das, Sokrates?

Sokrates: Ganz ähnlich. Menschen benötigen eine Anleitung, um bei sich zu bleiben und wenn sie es nicht sind, um zu sich zu kommen. Ohne echte, unmittelbare soziale Eingebundenheit wird das nicht klappen. Ich habe es versucht mit meiner Fragerei und meiner Hebammenkunst. Damit wollte ich die Menschen anregen ihre Seele zur Welt zu bringen. Nicht ihre Berechnungen und Vorstellungen. Ihre Seele.

- Aristoph.: Mit dem Resultat, dass sie dich hingerichtet haben.
- Danielos: Wir müssen nicht immer auf alten Dingen rumhacken. Uns interessiert vielmehr, wie es konstruktiv weiter gehen kann. Oder zählt ihr auch zu den Apokalyptikern, die behaupten, der grossen Crash-Boom-Bang stehe unmittelbar bevor? Dann wärt ihr die Blöden, die zu wissen vorgeben, dass die Menschheit unweigerlich in die Katastrophe torkelt, aber dennoch euer wertvolles Leben verschwendet, um das unabänderliche Schickal der Menschheit zu ändern. Welch sinnloser Wille.
- Sokrates: Ja, wir sind sicher die Blöden.
- Aristoph.: Zweifellos ja. Wir sind dumm. Aber das ist das geringere Übel.
- Danielos: Das geringere Übel wovon?
- Aristoph.: Das Problem sind nicht die Dummen. Das Problem sind die, die sich dumm stellen. Das mache ich nicht.
- Sokrates: Das Problem sind nicht die Gescheiten. Das Problem sind die, die sich gescheit stellen. Das mache ich nicht.

Danielos: Okay. Ich sehe jetzt euren gemeinsamen Nenner.

Aristoph.: (mit gespielter Stirnrunzeln) Dann kann irgendetwas nicht stimmen.

Sokrates: Ausnahmsweise stimme ich Dir zu, Aristophanes.

Sokrates und Aristophanes prosteten sich lachend zu.

Aristoph.: Ich habe nie den Anspruch gehabt, den Untergang verhindern zu wollen, wenn es alle gierig zu ihm hin drängt. Mir ging es mehr darum, das Kentern unseres Schiffes mit einem Kabarettabend an Deck ein wenig lustiger und bewusster zu machen und die Frage aufzuwerfen, wer etwas davon hat, wenn wir mit unserer Titanic absaufen.

Danielos: Die Goldfische?



Das grüne Plastikfass bei einem Sommerregenguss.

## MALIA

Schon wieder breche ich auf nach Kreta. Es ist ein nebliger, herbstlicher Tag mit leichtem Regen. Tief hängende Wolken. Bedeckter Himmel. Nass und kühl. Tonart: Moll. Auf meinem Koffer klebt ein Security Barcode vom 1. Juni dieses Jahres, HER, Heraklion. Ich kam also vor genau drei Monaten von Heraklion, der Hauptstadt Kretas zurück. Damals war ich zehn Tage in einem Appartement, nahe Sisi, östlich von Malia. Ich hatte mich dahin zurück gezogen, um an einem Buch zu arbeiten. Die Hotelanlage war hübsch und ruhig, einsam, an einer mit Oleanderbüschen zugewucherten Überlandstrasse gelegen, neben himmelblau blühenden Artischocken und Johannisbrotbäumen auf verlassenen Äckern, die mit einem Netz von ausgetrockneten, staubigen, schwarzen Plastik-Bewässerungsrohren überzogen waren.

Diesmal hatte ich den Ort meines Aufenthalts erneut nicht selber gewählt. Er wurde mir vorgeschlagen von einem Touroperator, als ich nach einer günstigen Gelegenheit für eine Klausur gesucht hatte. Es hätte irgendwo sein können. Nun bin ich aber wieder unterwegs nach Malia,

wo ich vor drei Monaten schon war. Meine Bleibe liegt im Zentrum der fast rein touristischen, kretischen Sommer-Partystadt Malia. Ich habe 14 Tage ein Appartement gebucht in einer kleinen Anlage, genannt Anna Maria.

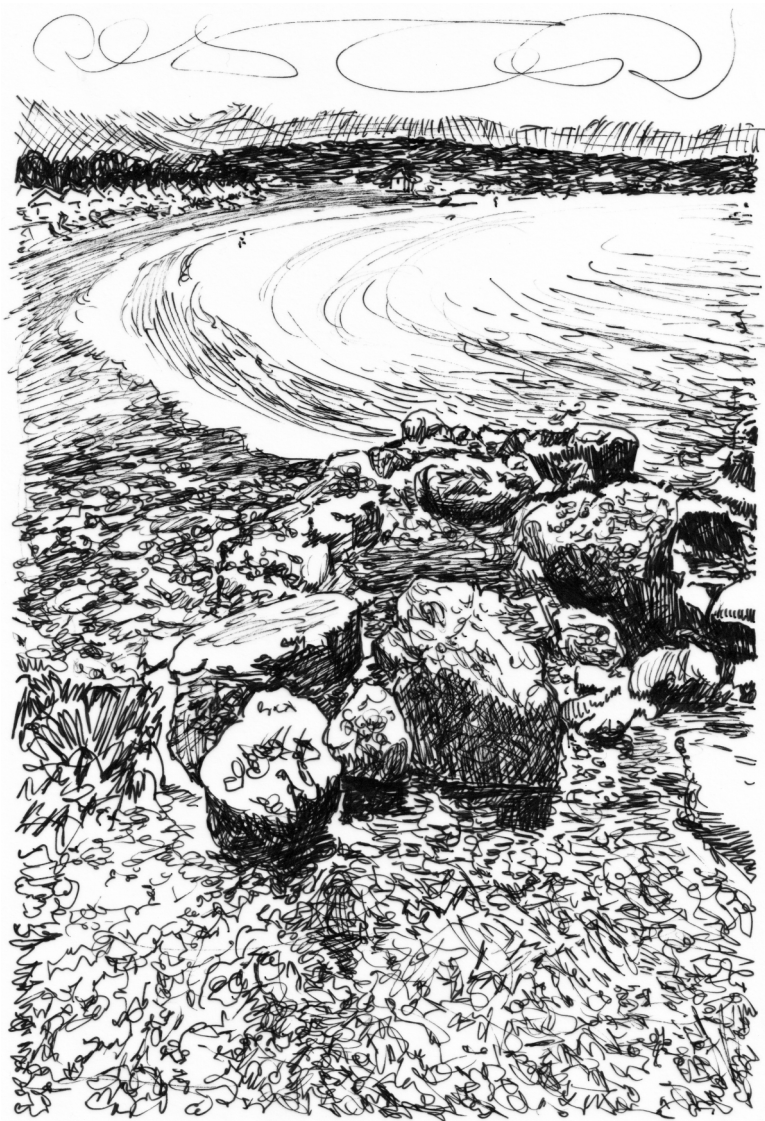
Als ich nach der Buchung im Internet nachschaue, was es da für mich Interessantes zu besichtigen gibt, fällt mir zu meiner grossen Überraschung auf: Das ist ja genau da, wo sich ein paar hundert Meter östlich die minoische Palastanlage befindet, zu welcher das Ossarium von Chryso-lakkos gehört, in welchem der weltberühmte Goldanhänger, "Die Bienen von Malia", gefunden wurde. Ich hatte



*Das Zimmer 217 im Appartement "Anna Maria" in Malia.*

vor zwei Jahren im Buch "Das grosse Bedauern" darüber geschrieben. Vor drei Monaten fand ich die Dolchwespe *Megascolia*, die mit diesem Amulett verbunden ist. Danach ass ich in der Taverne von Panagos, auf der Insel Patmos, erstmals *Kafkalithres*, die uralte, wilde Gewürz- und Gemüseplanze, *Tordylium apulum*, die mit dem Goldamulett ebenfalls verbunden ist. Und nun also werde ich zwei Wochen lang genau hierhin gestellt, wo das Amulett bei einer Ausgrabung 1923 gefunden wurde, als ob sich damit ein geheimer Plan verbindet. Ein Plan allerdings, den ich nicht kenne. Es ist wie eine Schatzsuche bei der nicht der Schatz verborgen ist, sondern die Schatzkarte. Ich nehme es zur Kenntnis, mit einer gewissen Verwunderung und Dankbarkeit, wobei unklar bleibt, an wen ich das adressieren darf.

*Die Badebucht des Meli Palace Hotels. Im Vordergrund die Felsbrocken, zwischen denen die Nerofido-Schlange ihr Nest hat. Im Hintergrund das Häuschen des Strandwächters und die felsige Fläche, auf welcher das bronzezeitliche Gräberfeld Chrysolakkos liegt.*



Erstaunt stelle ich fest, dass ich in einer Lebensphase angekommen bin, in welcher ich offenbar ohne eigenes Zutun in Sachen hinein gerate, die einerseits immer klarer und konkreter werden, aber andererseits völlig offen lassen, weshalb es gerade dies ist und warum es dazu gerade mich braucht. Ich nehme an, dass ich derzeit leicht zu führen bin.

Um den Schein von Autonomie zu wahren, habe ich mir einen eigenen Plan zurecht gelegt, was ich in Malia machen möchte, eine Jobliste und einen Tagesplan. Ich sage ja immer: Ich mache keine Ferien, ich arbeite, obwohl ich den Unterschied nicht erklären könnte. Wenn ich unterwegs in eine Klausur gehe, schreibe ich die Aufgaben meist auf kleine Post-it Zettelchen und klebe sie gut sichtbar an eine Wand neben dem Computertisch. Zum Abarbeiten. In Wirklichkeit ist diese Taskliste aus purer Hilflosigkeit geboren, weil ich das Unbekannte nicht planen kann. Ich bin gespannt was kommt. Vorläufig tue ich so, als sei das alles ganz normal.

Normalerweise ist es kein Problem einem Ruf zu folgen. Man hört ihn und entweder folgt man ihm, oder nicht. Aber einem Ruf zu folgen, den man gar nicht gehört hat, ist ..... wie soll man sagen? Sonderbar? Nein. Erhebend? Nein. Befreiend? Alles zu billig. Viel zu aktiv. Einem Ruf zu folgen, den man nicht gehört hat, ist eigentlich ganz

anders als einem Ruf zu folgen, es gibt nichts zu gehorchen, nichts zu befolgen, es gibt keine Verpflichtung, keine Zielvorgabe, kein Versprechen abzugeben, alles Müssen und Wollen ist aufgehoben, sogar das Dürfen gibt sich auf in eine unbelastende Klarheit und Gültigkeit und Vertrautheit.

Oberflächlich betrachtet, führt der Ruf mich zu Orten: Kreta, Malia, Patmos, Afrika, aber in der Tiefe zu einer Lebensgeschichte. Der Ruf ist ganz deutlich. Aber es fehlt ihm etwas Wesentliches. Es gibt keine Entscheidung. Es scheint alles schon entschieden, am Bewusstsein vorbei, irgendwann und irgendwo vorher verabredet, was weiss ich. Es gibt keinen Befehl. Kein äusseres Kommando. Ich muss mich nicht entscheiden, zu folgen, weil der Weg von einer inneren Autorität schon gewählt wurde und mein Bewusstsein, gleichsam als Beifahrer, bloss eingeladen ist, Buch zu führen über diese Reise, während der verborgene Chauffeur seinen Plan ausbreitet, ohne dass er sagen möchte, wohin es geht. Wir werden sehen. So ist es jedenfalls beim Antritt dieser Reise nach Malia, die am 31.8. 2022 beginnt.

Vielleicht passt ein Text von Thomas hierher. Er hat ihn mir vor einem Jahr zugeschickt, als ich noch am Buch "Venedig versenken" geschrieben habe. Er hat dort aber nicht richtig reingepasst.

## WEM GEHÖREN WIR?

*von Thomas Primas*

Corona hat für mich eines deutlich gemacht: wir sind ausgeliefert. Nein, nicht so sehr einem Virus, denn da steht uns ein Immunsystem zur Seite, auch eine Heilkunst und für einige die religiöse Einsicht, dass Endlichkeit und Ewigkeit miteinander verbunden sind. Aber wo wir wirklich ausgeliefert sind, ist gegenüber einer Meinungsflut, die nicht erst seit gestern, sondern schon zu analogen antiken und mittelalterlichen Zeiten wie 1930 und 1970 ziemliche Verwirrung anrichtete. Lästiger als die lästige Maskenpflicht ist die Meinungspflicht.

Aber was heisst schon "Meinung"? Die eigene nennen wir jedenfalls selten Meinung. Früher bezeugten wir den wahren Glauben, ein bisschen später etwa die rechte Nationalität, Hautfarbe oder Ideologie, dann haben wir es erfolglos mit dem gesunden Menschenverstand versucht, und heute definieren wir sie als evidenzbasierte Vernunft. Und die Meinung der anderen ist halt eben "ihre Meinung". Früher tödlich und heute - naja, wenn ich auf der nichts-habenden Seite stehe ebenfalls zumindestens sozial tödlich. Denn, was Meinungen angeht, ist Haben eindeutig wichtiger als Sein. Alles andere ist ein frommer Wunsch.

Schon unsere Eltern meinten es gut. Nicht alle, aber sogar die anderen meinten etwas. Ich weiss nicht, jedenfalls nicht evidenzbasiert, inwiefern wir uns bewusst sind - im täglichen Umgang mit dem Leben bewusst sind - wie unfrei wir sind in unseren Meinungen. Ich erschrecke, wenn ich darüber nachdenke. Und ich muss sagen, dass ich, sobald ich darüber nachdenke, beginne, mir selber zu misstrauen, jedenfalls meinen Meinungen. Die früheren Menschen waren doch keine Tiere, und meine Eltern auch nicht. Und trotzdem durchziehen schlagende Argumente, meinungsbasiert, die Zeiten bis zu meiner Mutter. Wollten sie es? Sie meinten es wohl.

## ZWEI UNTERSCHIEDLICHE BEWEGUNGEN

Wir sind unfrei in unseren Meinungen. Dies ist so, weil sie nicht aus uns kommen. Meinungen kommen nicht aus einer inneren Bewegung heraus, sondern aus einer äusseren. Das nennt man Propaganda. Das heisst, niemand nennt sie Propaganda. Früher hiess sie Anordnung der Götter, dann der Priester, dann der Cäsaren, später Mission, dann haben wir es erfolglos mit Information versucht, und erst seit 100 Jahren können wir Propaganda Propaganda nennen, weil es niemanden mehr stört. Weil sie so geschickt ist, dass wir sie nicht mehr als äussere und fremde Bewe-

gung wahrnehmen können. Man hat seit Göbbels' Schreien gute Fortschritte gemacht.

Und wieder erschrecke ich, wenn ich meine Meinungen anschau und merke, wie wenig ich verstehe, aus welchen äusseren Bewegungen sie entstanden sind. Das liegt daran, dass ich ein Zeitgenosse dieser äusseren Bewegung bin, ich schaukle auf ihren Wellen, ich treibe mit ihrer Strömung. Das lullt mich ein und lässt mich mit ihr verschmelzen. Zuerst fühlt sich das gar nicht so unangenehm an. Doch ärgerlich ist, dass es genau das ist, was die äussere Bewegung, die Anordnung, Mission, Information, Propaganda also, erreichen will. Ich werde stutzig. Gehört mein Denken, Fühlen und Verstehen der Meinungen anderer, ihrer propagierten Absicht, nur damit ich angenehm zugehörig sein kann?

Aber natürlich bin ich Zeitgenosse und möchte es auch sein. So ganz ohne andere ist auch doof. Ich kenne die Erfahrung dieser Beziehungslosigkeit, und in ihr stirbt etwas ab. Lebendigkeit und Selbstgefühl stirbt ab in mir in diesen kühlen Zonen, wo ich aufhöre, ein konkreter Zeitgenosse zu sein. "Das Ich wird am Du", schrieb der dialogische Denker Martin Buber. Da merkt etwas auf in mir, ich erkenne darin mein Erleben wieder. Dieser Satz ist

keine Meinung. Obwohl er scheinbar von aussen kommt - von Martin Buber -, ist er keine äussere Bewegung: keine Anordnung, keine Mission, Information oder Propaganda. Er ist eine Überraschung, eine Begegnung, der Anfang eines Gesprächs in mir. Er ist eine innere Bewegung, und zwar deshalb, weil er auch für Martin Buber eine innere Bewegung war.

Dieser Satz will mir nichts verkaufen, mich zu nichts verführen, mir nichts versprechen. Er zeigt mir etwas auf, das ich selber finden muss. Etwas, das ich in meinem inneren Gespräch als Wahrheit finde oder als Unwahrheit entlarve. Und darin darf ich tatsächlich an einem Du zu einem Ich werden. Dieses innere Gespräch gehört mir, es ist meine innere Bewegung. Sie kommt zur Wahrheit oder verfehlt sie, doch eines bleibt sie: intimer Raum meines gewagten eigenen Denkens, Fühlens und Verstehens. Sie ist wirkliches Leben.

Die äussere Bewegung verfügt über keine Wirklichkeit. Sie ist Vorstellung gewordene Absicht, in Versprechungen getarnter Appell oder sogar Ideologie gewordene Vernichtungslust. Sie kommt nicht aus der Lebendigkeit eines wirklichen Menschen hervor, nicht aus seinem in Leid und Freude gereiften Denken und Fühlen. Sie ist unwirklich und

deshalb destruktiv. Sie zwingt uns aus dem Beziehungs-  
pol, an dem wir in freier Bewegung am Du zum Ich wer-  
den dürfen, in den Überlebenspol, wo wir uns aus Angst  
verkaufen. Sie vereinnahmt unsere Erfahrungen, über-  
stülpt sie sozusagen mit fremder Absicht, und macht sie  
zu Meinungen. Sie ist Macht und zwar darin, dass sie sich  
unseres freien Lebendigseins bemächtigt.

Um vom Einfluss äusserer Bewegungen frei zu wer-  
den, müssen wir nicht unsere Zeitgenossenschaft aufge-  
ben. Es reicht, einen Schritt zurück zu treten und die Un-  
wirklichkeit äusserer Bewegung wahrzunehmen. Das  
gelingt, indem wir erkennen, dass äussere Bewegung die  
Wirklichkeit reduziert auf ein ihren Absichten genehmes  
Schauspiel, in dem wir nur Statisten sein können (womit  
auch klar wird, warum die äussere Bewegung so sehr in  
Statistiken vernarrt ist).

## HÖREN ODER GEHORCHEN

Die äussere Bewegung entlarvt sich darin, dass sie im-  
mer monologisch ist, auch wenn sie als Scheingespräch,  
Solidarität oder Demokratie daherkommt. Sie ist einsei-  
tig, manipulativ, gewaltbereit und reduziert darin das Le-  
ben und die Lebewesen zu Dingen, so dass sie wie Spiel-

figuren oder Marionetten von aussen bewegt werden können. Sie kumuliert Macht, um monologisch zu bleiben - monologisch und unwirklich. Denn nur so können sie und alle, die von ihr bewegt werden, es vermeiden, dem Schmerz zu begegnen, der darin liegt, die eigene innere Bewegung - Lebendigkeit und Selbstgefühl also - verraten zu haben.

Während die äussere Bewegung von uns Gehorsam verlangt, erfordert die innere Bewegung von uns Bescheidenheit: Die Wahrheit ist grösser als ich und auch grösser als wir. Das Leben gehört uns nicht, sondern wir gehören dem Leben. Wir gehören zum Leben und ins Leben. Es will uns, es ist uns wohlgesinnt. Es spricht mit uns als eine innere Bewegung, die dialogisch ist und wir Gespräch nennen können. Nicht zuerst ein verbaler Wort austausch, sondern ein inneres Erfahren, das auch Sprache werden kann.

Dieses Erfahren ist dialogisch, weil es ein Gegenüber hat: ein wirkliches Du, einen freien Menschen, die Wahrheit, die grösser ist als wir, das Leben, das uns nicht gehört, aber dem wir zugehören. Dieses Erfahren ist dialogisch, weil wir ihm zuhören können. Wir müssen ihm nicht wie einer äusseren Bewegung gehorchen, sondern dürfen hören und gehört werden, tasten und finden, Beziehungsräume öffnen und Beziehungsräume schützen. Das ist freie in-

nerer Bewegung. In ihr werde ich an einem wirklichen Du zu einem wirklichen Ich.

## DER WIRKLICHE VERLUST

Schlimmer als der Verlust der demokratischen Bürgerrechte, dem Eingriff in die persönliche Freiheit, das Gesicht zu zeigen, oder der imperialistische Impfzwang ist vielleicht der Verlust der Fähigkeit - und Bereitschaft - auf unsere inneren Bewegungen zu hören. Mehrzahl, ja genau. Denn sie sind nicht einseitig, manipulativ und gewaltbereit, sondern vielseitig, widersprüchlich, verletzlich und gesprächsbereit. Die vielen lauten, eindeutigen Stimmen der äusseren Bewegung haben unsere Verbindung nach innen zerrüttet und dadurch auch unsere Verbundenheit untereinander.

Wo wir denen, die über die äussere Bewegung herrschen, taub und blind gehorchen, werden wir wie Kampfhunde aufeinander gehetzt, vom Beziehungspol in den Überlebenspol getrieben und schliesslich wie erwachsene Säuglinge gefüttert. Reine Absicht, denn so kann unsere Angst uns nicht mehr erzählen, dass sie Zeuge davon ist, wie wir unsere innere Bewegung immer mehr preisgeben. Und das Haben sich satt isst am untergehenden Sein.

Wem gehören wir also? Wem wollen wir gehören? Wir möchten dort zugehörig sein, wo wir nicht gegen unsere innere Bewegung gehorchen müssen. Wo wir freie und angstfreie Räume bekommen und geben dürfen, in denen die innere Bewegung gestärkt und gewürdigt wird. Wo Meinungen und Absichten sich entspannen und nicht die Habenden die Welt schon wieder neu ordnen wollen, sondern dem Sein Ruhe gegönnt wird, um zu heilen und sich zu entfalten.



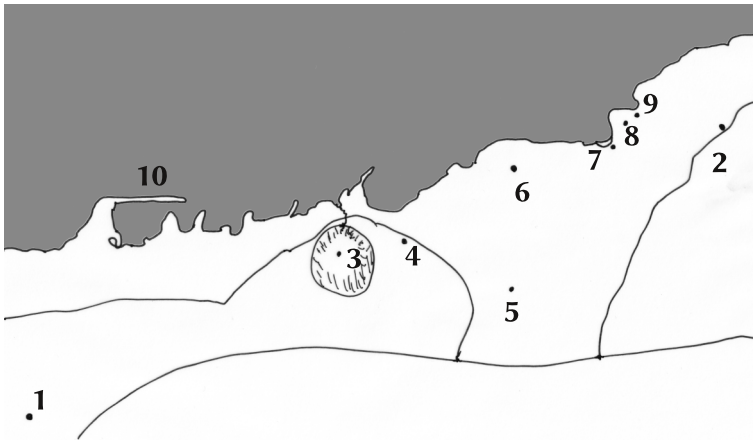
*Stein aus Lambi, Patmos.*

1. SEPTEMBER 2022

Genau am Mittag, als die Sonne stechend runterbrennt, breche ich auf zu einem Spaziergang hinunter zur Beach von Malia, die circa zwei Kilometer nördlich von meinem Appartement liegt. Zwei Stunden bin ich in der Hitze zu Fuss unterwegs, gehe ostwärts, weit dem Strand entlang, über eine schier endlose Sandbeach, an Hotel an Hotel an Hotel vorbei, bis zum Hafen und von da wieder zurück. Ich kaufe ein paar Tomaten bin aber zu kaputt zum Essen. Es ist zu heiss. Ich hab vor allem Durst.

Im Appartement gehe ich ins Internet und schaue mir die Karte der Umgebung an. Wow! Es ist noch viel verrückter, als ich gedacht habe. Erstens wäre es vom Hafen, wo ich war, bis zum minoischen Palast nur ein paar hundert Meter gewesen und zweitens: Da ist Chrysolakkos! Die antike Grabstätte ist sogar angeschrieben auf Google maps. Sie liegt nur 300 Meter von dem Ort entfernt, wo ich vor drei Monaten, als ich hier war, die Dolchwespe fand und wo ich die Nerofido Schlange gesehen habe. Ich habe damals nicht geahnt, dass ich so nahe bei Chrysolakkos bin, wo das Goldamulett der Bienen von Malia gefunden wurde. Ich hätte vom Strand aus, wo der Baywatcher mit der roten Badehose war, nur 200 Meter westwärts

über die Klippen steigen müssen und schon wäre ich mitten in der archäologischen Zone Chrysolakkos, griechisch für 'Goldgrube', gewesen. Unglaublich. Ich werde gleich morgen früh da hin gehen. Aber ich nehme mehr Wasser mit. Und den Schnorchel. Und die Kamera.



Plan des östlichen Teils von Malia, Kreta.

1 = Malia, mein Appartement im Hotel "Anna Maria"

2 = Mein Appartement im "Panorma Hotel, an der Strasse nach Sisi.

3 = Das Sumpfloch des Wasseraustritts des Potamos Flusses.

4 = Die Kalyva Tavernen.

5 = Der minoische Palast von Malia.

6 = Die Grabanlage Chrysolakkos, wo das Amulett der "Bienen von Malia" gefunden wurde.

7 = Die Beach des Meli-Hotels (Siehe Seite 271)

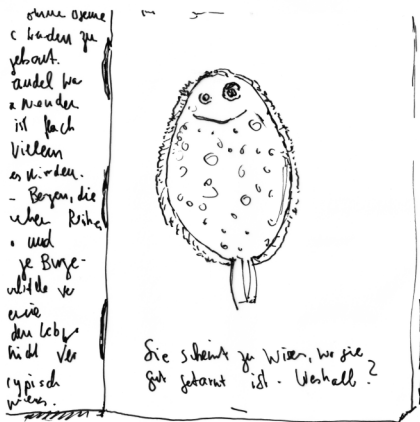
8 = Die Kapelle Agia Varvara.

9 = Der Fundort der Riesendolchwespe, *Megascolia maculata*.

10 = Der Hafen von Malia.

## SONNENBAD

Früh bin ich unterwegs zum Strand von Potamos. Zu Fuss. Beim Schnorcheln beobachte ich eine kleine Scholle, eine Seezunge, *Solea solea*, die über algenbewachsene Steine und sandige Pisten huscht, wie ein fliegender Teppich. Sie ist klein, nur 15 cm lang. Ihr Camouflage Design ist nicht überall perfekt. Aber die Scholle scheint genau zu wissen, wo sie am besten damit getarnt ist. Wie weiss sie das? Wir möchten es gerne mechanistisch erklären, weil wir denken, dass bei Tieren alles in den Genen fest verschraubt ist und behaupten, so etwas wie Bewusstsein hätten Tiere nicht. Auf jedenfalls nicht Fische. Ach Ja. Ist das so sicher?



Die Scholle in meinem Notizbuch. Im Stil von Spongebob.

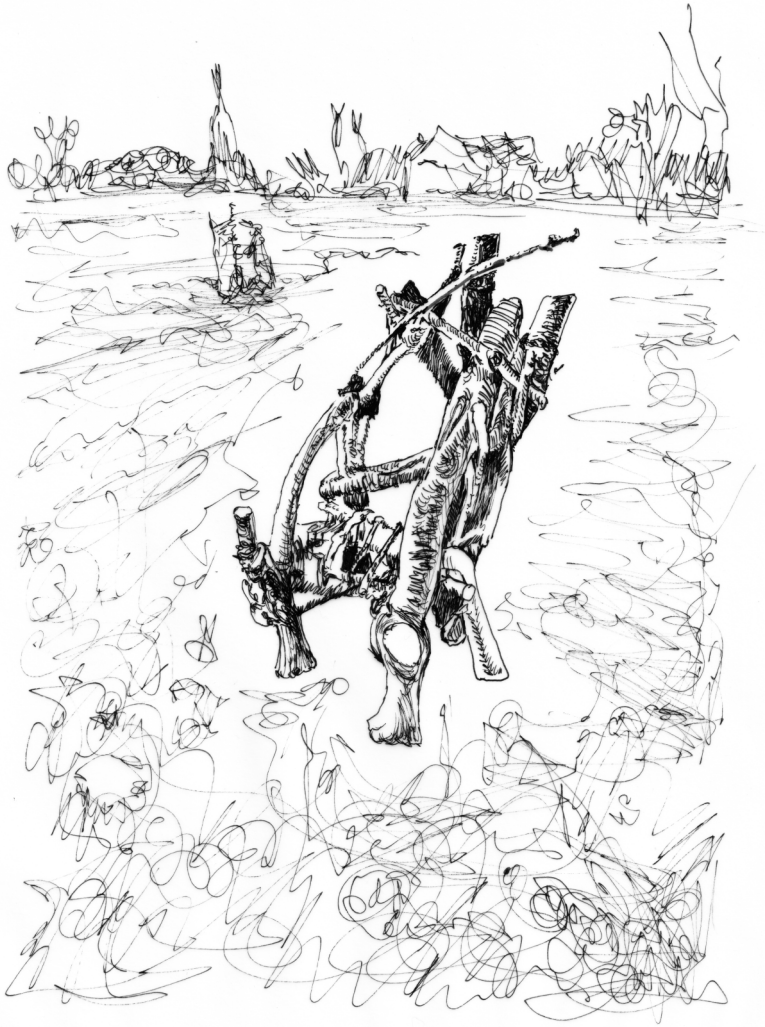
Auf dem Liegestuhl, im Schatten des Sonnenschirmes, drehe ich mich auf den Rücken. Wenn ich die Augen schliesse, sehe ich eine rote, fast gleichmässige Fläche, eher noch ein Farbverlauf im intensiven, dunkelroten Spektrum. Wir können das Sehen nicht abstellen. Wir bilden uns bloss ein, nichts zu sehen, wenn wir die Augen schliessen. Das Rot, das ich sehe, ist das gleissende Licht der Sonne, gefiltert durch meine Augenlider und Blutgefässe hindurch. Wenn ich die Hände vor die geschlossenen Augen halte, dann wird es schwarz, wobei es niemals wirklich schwarz wird. Ich glaube, wir kennen die Farbe schwarz gar nicht. Es sind immer irgendwelche Dinge im Schwarzen zu sehen und wir wollen jetzt mal unbesprochen lassen, ob wir diese Bilder selber da hinein projizieren, oder ob sie von aussen darin angeregt werden. Jedenfalls kann man noch so viele Hände vor die Augen halten, man wird immer etwas sehen. Wie Träume in der Finsternis der Nacht. Das Schwarze lebt.

Auf dem Liegestuhl hat man Musse, seine inneren Bewegungen zu beobachten. Wenn man die Hände vor den geschlossenen Augen weg nimmt, wird man merken, dass es orange und rot aufdämmert, je nachdem, wie fest wir die Augen zusammendrücken. Man kann mit dem Zukneifen der Augen fast jeden orangeroten Farbton erzeugen. Eine spannende Frage ist: Kann man in dem Rot auch Grün und

Blau erahnen? Als Farben sind sie nicht da, oder wenn, dann nur hingehaucht an den Rändern des Blickfeldes. Aber wenn man tief in das Rote hinein meditiert, ist offensichtlich Gelb, Grün und Blau auch da, vielleicht, weil wir an sie denken, wegen den Worten, aus denen heraus die Farben erzeugt werden, oder, weil nur wegen den abwesenden Farben, das Rote zur Geltung kommen kann. Rot zeigt sich als das, was vom Licht übrig bleibt, wenn Blau, Gelb und Grün fehlen. Im Fehlen ist stets alles da, weil es fehlt.

Im Persischen gibt es die wunderbare Abschiedsformel: "Dein Stuhl wird bei uns leer sein". Es ist dasselbe Bild wie beim Stuhl des Elias im jüdischen Kulturkreis. Im Haus muss immer ein Stuhl leer bleiben, selbst wenn ein grosses Fest mit hundert Gästen stattfindet. Ein Stuhl muss leer bleiben. Das ist der Stuhl des Elias. Er muss frei bleiben für den Fall, dass der Erlöser unerwartet und überraschend um die Ecke kommt und auch am Gastmahl, oder an der Beschneidungszeremonie teilnehmen will. Elias fehlt doch allen. Also muss man vorbereitet sein. Und wegen seinem leeren Stuhl ist der Fehlende in der Sehnsucht nach ihm immer anwesend.

*Stuhl des Elias. Ein gewachsenes Möbelstück aus Grünerlen, geerntet im Januar 2021, auf dem Feld des Dendrotektura Vereins in Diersheim (D). Ein Dutzend lebendige Bäume wurden so miteinander verbunden, dass sie einen Stuhl formen, der nach acht Jahren aus dem Gestrüpp heraus gesägt und frei gelegt wurde.*



So sinnierend liege ich auf dem Liegestuhl, die Augen geschlossen. Ich versuche, ganz langsam, die Augen zu öffnen, nur ein wenig, nur zu unterst durch einen kleinen Schlitz lasse ich ein wenig Licht in meine Augenhöhle dringen. Ein himmelblauer Strahl funkelt verwischt und gleissend ins Blutrote Dunkel.

Über mir ist ein Sonnenschirm aufgespannt, mit sechs hölzernen Strahlen, über die ein dickes, weisses Segeltuch gestrafft ist, ein einfaches, geometrisches Muster, kontrastreich vor dem wolkenlosen, blauen Himmel. Man darf sich auch als Soundtrack dazu Geplapper von Menschen vorstellen, das Überquirlen und Heranklatschen der Wellen und den Wind, der nach Sand und Sonnencreme mit Kokosaroma duftend neckisch über unsere salzige Haut atmet.

Ich schliesse erneut meine Augen. Ich will versuchen mit ihnen ein Foto zu schiessen von der simplen, geometrischen Struktur des Sonnenschirms über mir. Es ist ein Zeitvertreib, ein Spiel mit mir selber, das ich an günstigen Orten, wie dem hier, öfters mache. Das geht so:

Ich warte mit geschlossenen Augen, bis sich die schwarzrote Fläche gleichmässig ausgebreitet und geglättet hat. Dann öffne ich für einen ultrakurzen Moment die Augen, ohne scharf zu stellen, wie der Verschluss eines Fotoap-

parates. Kurz aufsperrten. Dann wieder zu. Das Licht blitzt einen kurzen Moment lang in die Dunkelheit des Augapfels und trifft da auf die Netzhaut. Interessant ist es nun, zu beobachten, was unmittelbar nach dem Schliessen der Augen geschieht. Das Bild des Sonnenschirmes über mir ist nämlich auf der Netzhaut noch immer da, wie ein Schnappschuss, projiziert auf eine dunkle Leinwand. Innerhalb von einer Sekunde verwischt sich die Spur des Bildes und tritt zurück in die Schwärze. Wir können ein weiteres Foto schiessen.

Der beobachtete Nachzieheffekt, oder anders gesagt, das Abklingen der Sinneseindrücke, ist mit diesem Blinzeltrick experimentell erlebbar, nicht nur auf Liegestühlen, nicht nur mit einfachen geometrischen Mustern, am besten mit grossem Kontrast, sondern auch mit Farben. Wenn ich eine Weile auf ein grünes Feld auf einem weissem Papier starre und das grüne Feld dann wegziehe, sehe ich da wo das grüne Feld war auf dem weissen Papier eine rosarote Zone, die Konträrfarbe zu Grün.

Auf der nächsten Doppelseite ist links ein Muster gemalt. Schauen sie auf das weisse Kreuz in der Mitte, in etwa dreissig Zentimeter Abstand, mindestens zehn Sekunden lang. Der Effekt ist bei hellem Licht am deutlichsten,



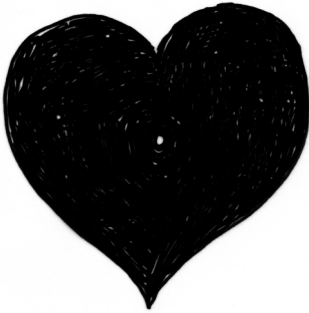


am besten bei direkter Sonne auf der Buchseite. Je länger man hinschaut, umso tiefer ist der Eindruck. Nach frühestens zehn Sekunden wechseln sie blitzschnell die Buchseite und schauen auf das dortigen, schwarze Kreuz. Was erscheint nun darum herum auf dem weissen Blatt? Es ist eine Erinnerung an das Bild, das sie zuvor gesehen haben. Merken sie, wie lange es dauert, bis das Bild gänzlich verschwunden ist?

Unsere Wahrnehmung hat ein Trägheitsmoment, das uns daran hindert, neue Dinge an sich zu sehen, weil sich stets frühere Eindrücke abklingend unter neuen Bildern aufschichten. Dies ist der Grund, weshalb Einzelbilder eines Filmes im Betrachter nicht flackern, sondern zu einem gleichmässigen Film verwischen, ab 25-30 Bildern pro Sekunde. Mehr Bilder pro Sekunde kann ein Mensch kaum unterscheiden. Eine Libelle hingegen schon. Sie sieht mit bis zu 300 Bildern pro Sekunde.

Ideale Sinne speichern Informationen nicht. Sie sind umso schärfer, je schneller sie wieder ins Rauschen zurückstellen können. Sinnesorgane müssen ihre Eindrücke loslassen, damit sie nicht erstarren, nicht zu Einbrennern werden und dadurch ihre Sinnlichkeit einbüßen. Das wache Auge muss alle seine Bilder so schnell als möglich loslassen, um sehen zu können, es muss möglichst rasch

jeden Buchstaben und jedes Wort los lassen, um lesen zu können.



*Noch zwei weitere Objekte, um den Einbrenn-, oder Nachzieheffekt unserer Wahrnehmung zu untersuchen. Es braucht ein wenig Übung, bis man den Einstieg findet. Unser Hirn versucht, so zu tun, als gäbe es sowas nicht. Es will uns einreden, eine Papierseite sei weiss, wenn nichts drauf steht.*

Ein Mann steht mit seinen nackten Füßen im feinen, hellbraunen Sand, da, wo ausklingende Meereswellen ab und zu seine Zehenspitzen umspülen. Der Mann ist um 60, leicht ergraut, braungebrannt. Er trägt eine dunkle Sonnenbrille, ist mit nur einer weiten, blumige Badehose bekleidet und hält mit beiden Händen ein Buch in den angewinkelten Armen vor sich. Er liest darin. Mit seinem Körper ist er hinaus gerichtet zum Meereshorizont, aber sein Blick ist versenkt im Buch, als wolle er dem Meer etwas vorlesen, als wolle er dem Meer, das seine Füße küsst und ihm zu Füßen liegt, einen Text kredenzen. Er redet aber nicht. Er liest nur. Das dauert ein paar Minuten, dann kehrt der Mann zu seinem Liegestuhl zurück.

Hat dieses Bild etwas mit mir zu tun? Sagt das mir etwas? Ist da ein verborgener Subtext dabei, der an mich gerichtet ist? Eine geheime Bedeutung? Warum fällt mir diese Szene überhaupt auf? Es gibt ja Millionen andere Szenen hier, die meine Aufmerksamkeit nicht beschäftigen. Ich habe in dem Bild des Mannes, der dem Meer still

etwas vorzulesen scheint, nichts verloren, also gibt es da auch nichts zu suchen. Ausserdem bin ich im Suchen sowieso nicht gut. Ich bin besser im Finden, wie es mir scheint. Aber was gibt es denn da zu finden? Ist es nicht so, dass wir das, was wir finden könnten, stets verscheuchen, weil wir danach suchen?

Am Beispiel des Mannes, der dem Meer aus seinem Buch vorliest, könnten wir, falls dafür Bedarf besteht, untersuchen, wie unser Bewusstsein mit etwas umzugehen versucht, das ihm merkwürdig scheint, aussergewöhnlich, nicht normal. Ein Mann steht am Badestrand mit den Füßen im Wasser und liest ein Buch. Das ist ein scharfer Kontrast zu allen anderen Bücherlesern, von denen es hier einige hat, die alle auf ihren Liegestühlen liegend lesen. Also meldet das Bewusstsein dieses von der Norm abweichende Bild des im Meer stehenden Lesers als etwas Auffälliges. Er fischt ja da nicht, sondern liest in einem Buch. Die Frage ist aber, was das Bewusstsein mit dieser Aufmerksamkeit anfangen soll. Irgendwie muss sich die Sache doch klären, wie das Bild, das wieder ins Rauschen zurück gehen muss, um es abzulegen und zurück zu legen ins Unaufgeregte des Normalen und um nicht zu erstarren, sondern weiter aufnahmefähig zu bleiben.

Das Bewusstsein ist ein ängstliches Tier. Es will sich unablässig an der Welt absichern, um sich zu beweisen, dass seine Modelle von ihr noch stimmen. Es scheint als frage das Bewusstsein unablässig, ob die Welt noch Sinn macht, ob sie sich noch an die Modelle hält, die das Bewusstsein von der Welt gemacht hat oder ob das Bewusstsein eventuell etwas verpasst hat, eine wichtige Veränderung geschehen ist, ob es also Anlass geben könnte, die Ansicht der Welt jetzt zu ändern, anzupassen. "Stimmt die Welt noch?", fragt das Bewusstsein unablässig.

"All diese Menschen am Strand," fragt zum Beispiel das Bewusstsein, "weshalb dürfen sie das tun, was sie tun, und weshalb können sie es? Essen, Baden, mit dem Handy spielen, Bücher lesen. Faulenzen. Woher kommen die Ressourcen, die sie verbrauchen?"

Das Bewusstsein hat Angst, wenn es aus seinem fragenden Abtasten der Weltgegenwart keinen Sinn machen kann, der in seinen Modellen der Welt als Narrativ von Sicherheit und Bonität installiert ist. Es hiesse sonst, die Kontrolle zu verlieren, alarmiert, verunsichert und schlaflos zu werden. Man versteht damit gut, weshalb ein Übermass an Bewusstheit anstrengend, beunruhigend und irgendwie beängstigend ist. Um zur Ruhe zu kommen, in den Ferien zum Beispiel, wünscht man sich manchmal, das Bewusstsein herunter zu schrauben, seine Empfind-

lichkeit zu reduzieren, manchmal bis zur völligen Gleichgültigkeit.

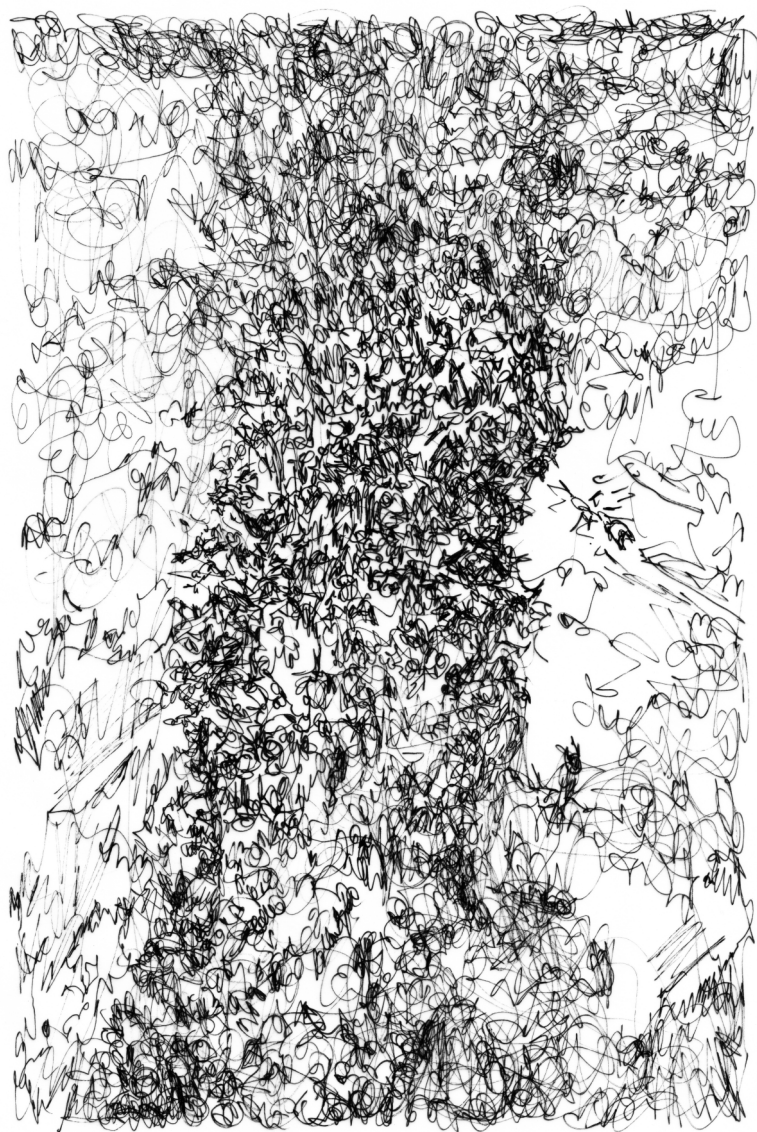
Ein Vogelschwarm zieht vorbei. Ich nehme die Fotokamera zur Hand und mache ein Foto, um genau zu sehen, wie der Schwarm vorbeizieht. Der Schwarm sieht selber aus wie ein Vogel. Wenn man die Punkte der Vögel verbindet, sieht es jedenfalls so aus. Das ist kein Schwarm, denn in einem Schwarm orientiert sich jeder Fisch an den sieben nächsten Fischen. Das ist bei den Möven hier offensichtlich nicht der Fall. Ersten haben die Vögel eine gemeinsame Orientierung, sind auf ein äussers Ziel hin ausgerichtet, nämlich die Richtung, in die sie alle gemeinsam fliegen und zweitens gibt es in der Gruppe der Vögel eine Ordnung, die von einem Vogel an der Spitze des Zuges ausgeht und sich seitwärts ausbreitet.



Die Wissenschaft sagt, dass dieser Formationsflug eine Energieersparnis mit sich bringt. Ich bin kein Aerodynamiker. Ich muss es also einfach glauben. Jedenfalls ist

das kein Vogelschwarm, ob wohl man ihm so sagt. Unter einem Vogelschwarm verstehe ich eine grosse Zahl von Vögeln bei der Besammlung vor dem Wegzug in die Winterquartiere. Gelegentlich sieht man in den Tausendschaften von synchronfliegenden Vögeln Bewegungen ganz ähnlich wie bei grossen Fischeschwärmen. Was bei den Vogelschwärmen hingegen fehlt ist die äussere Gefahr, deren Impulse Bewegungen von Fischeschwärmen anstossen. Ausserdem sieht ein solcher Besammlungs-Vogelschwarm nicht nach einem Vogel aus, auch nicht nach einem Fisch, sondern nach etwas von beidem, ein veränderliches, fliegendes Gebilde, eine Art Rauch, der sich nicht verflüchtigt, nicht auflöst, sondern immer wieder ausdehnt und zusammen klump, eine kohärente Partikel-Superstruktur in pumpender Bewegung, wie ein im Himmel pochendes Herz.

*Eine Ameisenstrasse der Safari-Ant in der Savanne Afrikas. Millionen von Individuen bewegen sich in sorgfältig gereinigten Kanälen durch die Landschaft, bewacht von Soldatenameisen an den Rändern. Alle gehen in dieselbe Richtung. Soziale Ameisen, aber vor allem auch die Bienen, haben den Menschen immer fasziniert. Wie schaffen sie es, dass alle Individuen demselben Willen folgen, ohne innere Konflikte, gebündelt zu einer einzigen, gattungshaften Kraft? Die Idealisierung des Sozialen im Sinne von Ameisen und Bienen bedingt - was man gerne verdrängt - dass man dazu die Freiheit des Einzelnen fallen lassen muss. Soziales kippt rasch in Faschismus.*



## DAS ABLAUFDATUM - TEIL 1

*Das Buch, das der Mann liest,  
der mit den Füßen im Meer steht.*

Als Sibylle 60 wird, erhält sie Besuch vom Amt. Man weist sie darauf hin, dass nächste Woche ihr Leben ablaufe. Man instruierte sie freundlich und professionell, wo sie sich dann einzufinden habe. Am nächsten Montag. Es sei denn, sie wolle eine Verlängerung beantragen, denn ab 60 kostet das Leben etwas. Sibylle ist darauf vorbereitet. Sie weiss nicht, ob sie noch verlängern will, denn es wird ja überall Werbung gemacht, wie schön es nachher sei, wenn man im Paradies sei, während das Leben doch relativ öde vor sich hin dümpelt, bei aller Bequemlichkeit.

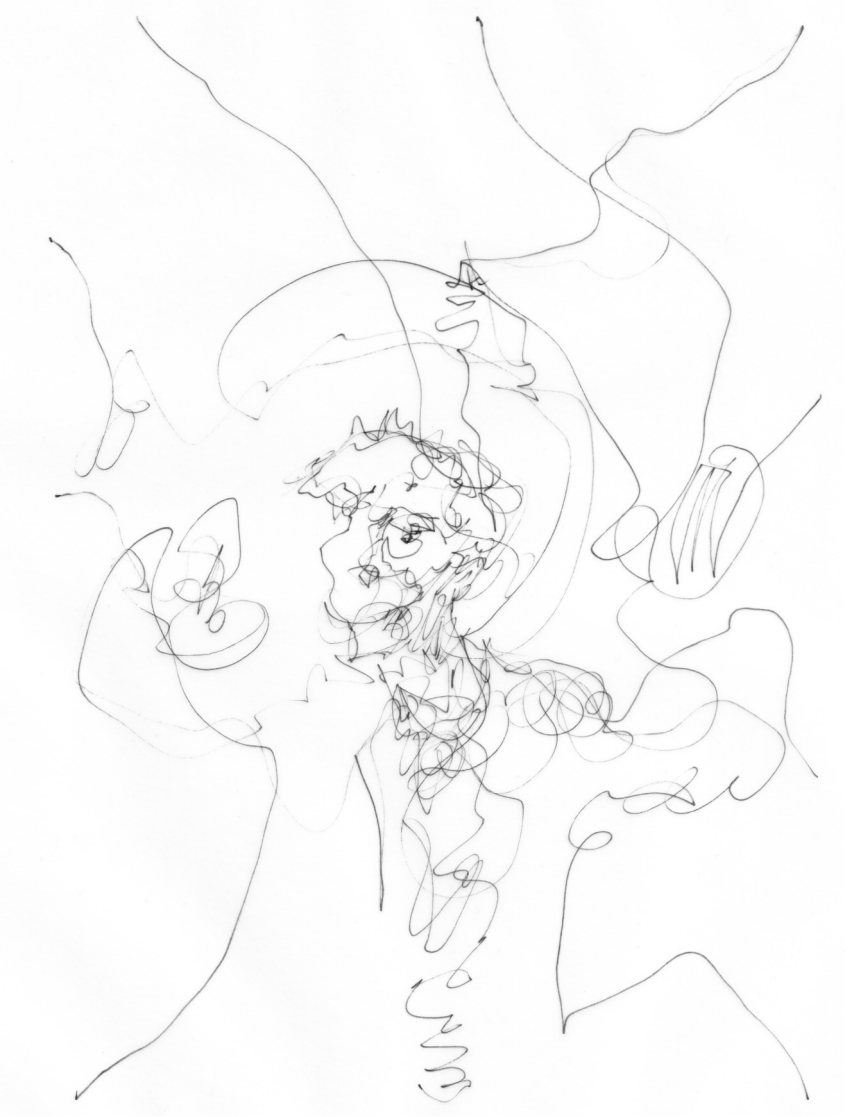
Es gab sogar Leute, die sich richtig freuten auf das Ablaufdatum. dass endlich wieder etwas los sei. Aber es war nicht erlaubt, vorher zu gehen. Man kann sich nicht einfach wegschleichen nach Belieben. Zuerst muss man seine Pflicht erfüllt haben und zwar bis zum Ende des Ablaufdatums. Dann darf man gehen, oder muss bezahlen, und zwar jedes Verlängerungsjahr mehr, nach einem jähr-

lich neu berechneten Schlüssel. Dieser Tarif wird zum neuen Jahr bekannt gegeben. Alle zittern der Verkündigung voller Erregung entgegen.

Sybille hat mit ihrer Freundin Agatha geredet. Diese hat schon ein Jahr verlängert, kann sich aber die neue, deutlich erhöhte Verlängerungssumme nicht mehr leisten und will Sibylle angepumpen. Agatha spielt auch beim Lebenslotto mit, wo man als Hauptpreis eine zehnjährige Verlängerung gewinnen kann. Die Ziehung ist in drei Wochen.

Agatha fragt Sybille, ob sie ihr Geld leihen könne für die Jahresverlängerung. Nur für den Fall dass sie nicht gewinnt. Aber Sibylle denkt selber darüber nach zu verlängern und wenn sie es wollte, bräuchte sie das Geld für sich und wüsste dann selber nicht, wo sie in einem Jahr das Geld her nehmen sollte, um noch eine weitere Verlängerung dran zu hängen. Sie verdient ja jetzt offiziell nichts mehr, weil man nach 58 nicht mehr arbeiten und keinen Lohn mehr erhalten darf. Das bisschen, das man durch kleine Deals reinholt, dient nur dazu, die Ausgaben etwas runterzufahren. Zu Geld machen kann man es nicht mehr, seit die digitale Währung da ist mit der man die Lebensverlängerung bezahlen muss. Dadurch sind in den vergangenen vierzig Jahren fast alle Vermögen als Lebens-Verlängerungsgebühren dem Staat zugeflossen.

Weil die Leute immer älter werden und die Progression immer härter, können auch Millionäre und Milliardäre selten länger als 90 Jahre leben, weil dann auch ihre Reserven aufgebraucht sind. Ausserdem sind Preise für Immobilien in den Keller gerasselt, weil alle verkaufen wollen, um weiter zu leben. Und jetzt kommt auch noch die Volksinitiative, die das Ablaufdatum auf 58 senken will. Alles spricht dafür, dass sie angenommen wird. Sybille fragt sich, wozu das gut sein soll. Der Staat hat ja schon mehr als genug Kohle. Er weiss gar nicht mehr wohin damit.



## PALAST VON MALIA

Auf Kreta befand sich die erste Hochkultur Europas. Damit meinen wir heute urbane, städtische Kultur, also feste, dauerhafte Installation von Volkgruppen an einem Ort. Früher sagte man dem auch Zivilisation. Der Begriff ist aber aktuell gerade fragwürdig geworden, weil Zivil eigentlich von Civilis, Bürger kommt, aber Bürger weitgehend abgeschafft und nur noch Politiker übrig geblieben sind und die Volltrottel, die mit und unter ihnen leben wollen, wobei nicht klar ist, wie sich die beiden Gruppen unterscheiden, ob überhaupt.

Der Palast von Malia ist Zeugnis einer umtriebigen Kultur. Eine grosse Ansiedlung existierte hier in einer fruchtbaren Schwemmebene, nahe am Meer gelegen. Genügend Frischwasser war vorhanden. Das Wort Palast ist ein Provisorium, weil wir nicht genau wissen, wozu die Gebäude benutzt wurden. Palast aber tönt nach Glanz und Prunk und Residenz von hohen Bewohnern, einem König, oder einer Herrscherin. Davon wird in Malia aber nirgends berichtet.

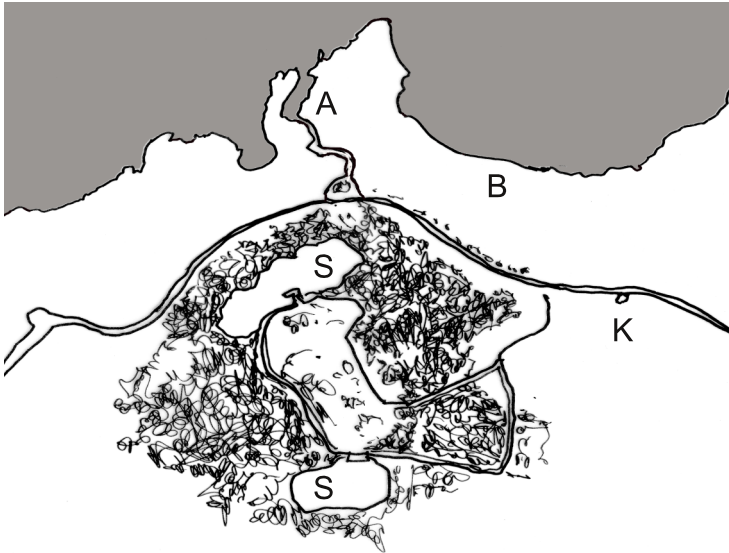
Arthur Evans (1851-1941) hat bei der Ausgrabung des Palastes von Knossos das Narrativ eines königlichen Be-

wohner benutzt. Er fand einen steinernen Thronsessel und meinte deshalb, dass in Knossos der legendäre König Minos residiert habe, zusammen mit seiner Frau Pasiphae, die sich in einer fantasievollen Inszenierung den Geschlechtsverkehr mit einem Stier gegönnt hatte, woraus der Minotaurus entstand, jenes halb Mensch halb Stier Wesen, das regelmässig Menschenopfer verlangte. Jedenfalls haben so die Griechen viel später über ihre entfernten Vorfahren, die Kreter, gesprochen. Es seien sodomistische, brutale Barbaren gewesen, übliche Verunglimpfungen von angeblich primitiven Vorfahren. Nichts spricht dafür.

Die Stadt Malia war in der Bronzezeit, vor mehr als 4000 Jahren, zur Zeit des mittleren Reiches in Ägypten, eine der weltweit grössten Ansammlungen von Menschen. Im Zentrum liegt das, was heute Palast genannt wird, ein weiter, offener Versammlungsplatz, von tempelähnlichen Strukturen umgeben, Opfertreppen, dem berühmten runden Opferstein Kernos, Säulenhallen und Lagerräumen für Getreide, wie man sagt und andere Lagerräume für Waren, die man in Tontöpfen aufbewahrte.

Die Anlage ist leicht erreichbar zu Fuss von Malia aus, in etwa einer halbe Stunde. Unterwegs erhält man einen Eindruck von der Lage. Der Palast von Malia liegt auf einer leichten Anhöhe über einer weiten Ebene mit fruchtba-

rem Boden. Sehr interessant scheint mir das in der Nähe gelegene, kreisrunde, sumpfige Loch, das heute mit einem dichten Schilfbestand bewachsen und als Vogelschutzgebiet eingezont ist. Hier steigt Süßwasser an die Oberfläche, aus einem unterirdischen Fluss, dem Potamos, der von den Bergen herab kommt. Selbst auf Google maps sieht man deutlich, dass aus dem Feuchtgebiet ein Abfluss in Richtung Norden führt und bei der Badebeach Potamos ins Meer mündet.



*Das Quelloch des Potamos, in Ufernähe östlich von Malia, wo der Fluss, vom Lasithi Gebirge kommend, unterirdisch die Schwemmebene durchquert und hier auftaucht. Ein ca. 10 ha grosses, schilfbestandenes Sumpfggebiet umgibt die Quelle, es bilden sich darin manchmal kleine Seen (S). Der Abfluss ins Meer (A) erfolgt nördlich. Die öffentliche Beach (B) ist bei Einheimischen ebenso beliebt wie die Taverna Kalyva (K).*

Bisher habe ich den Eingang zur Quelle noch nicht gefunden, es soll aber ein Zugang existieren, der zu einer trockenen Zone im Innern des Sumpfes führt: Einen Plan habe ich gesehen, aber ich muss wohl einen Tag investieren, um dieses bemerkenswert runde Sumpfbecken zu erkunden. Im Inneren soll zwar nichts archäologisch Relevantes zu sehen sein, aber wenn ich Archäologe wäre, dann würde ich trotzdem genau dort zuallererst graben. Es ist mit Sicherheit kein Zufall, dass der Palast neben diesem Loch gebaut wurde, aus dem aus der Tiefe ein Fluss austritt. Man hat damals gewusst, dass hier in Malia das Wasser von Lasithi, der Hochebene des Zeus und der Artemis, aus dem Boden quillt, von der heiligen, natürlichen Akropolis der Kreter, wo der Fluss Potamos seine Quelle hat.

Die alten Kreter sind bekannt für Höhlenheiligtümer und Zugänge zu Quellen im Untergrund, also eine Art natürliche Brunnen, oder Zisternen, die ein wichtiger Teil der damals blühenden Landwirtschaft waren. Das ist bis heute so geblieben. Überall sieht man mitten in Feldern in Meeresnähe die betonierte Deckel solcher Bodenzisternen, aus denen in der Trockenzeit des Jahres Wasser entnommen wird für die Bewässerung der Feldfrüchte. Dies ermöglichte schon früh ein beträchtliches Wachstum der Bevölkerung, von der man annimmt dass sie in Kreta vor

4000 Jahren so gross war wie heute. Die weitläufige Anlage von Malia gibt davon beeindruckendes Zeugnis. Es ist erst ein kleiner Teil ausgegraben von den Häusern in der Umgebung des Palastes. Mir fällt kein besseres Wort als Palast ein. Es ist eigentlich der organisatorische Kern der Ansiedlung, ein zentraler, offener Platz. Ich vermisse militärische Strukturen, wie Stadtmauern, Türme, Gräben oder offensichtliche Sicherungen. Auch eine Fluchtburg fehlt, die später überall zur Standardausstattung von Städten gehört. Vielleicht konnten sich die Kreter diesen Luxus noch leisten, weil sie die unbestrittene, im Mittelmeer herrschende Seemacht waren in der Bronzezeit, als meine Schweizer Vorfahren noch am Rande der Steinzeit lebten, ihre Höhlen mit Bären teilten, oder in Fellsandalen im Oetztal in einem Gletscher erfroren sind.



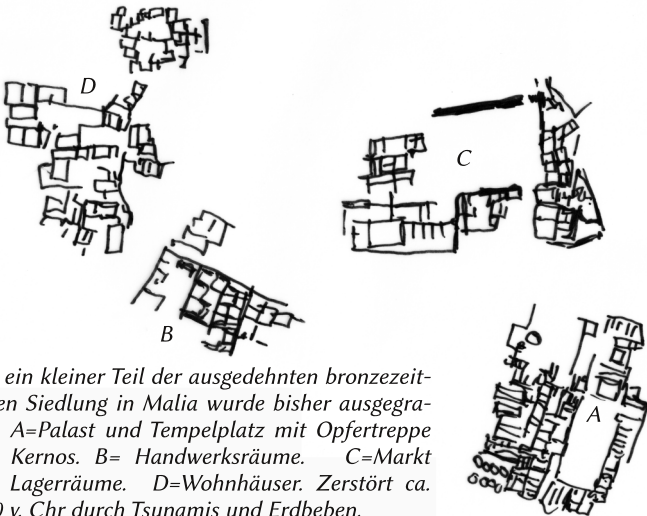
*In der Bronzezeit wurden erstmals Menschen immer näher ans Meer gelockt, wegen dem Handel. Eine gefährliche Entwicklung.*

Der Mensch ist ein unstetes, herumwanderndes, suchend, jagendes Wesen, ein Reisefüßli, sagen wir in der Schweiz, weil man den Arsch eben nicht hat, um mit ihm an Bürostühlen festzuwurzeln, sondern, weil da die Beine festgemacht sind, die wir brauchen, um überall Dinge zu entdecken und aufzuspüren,

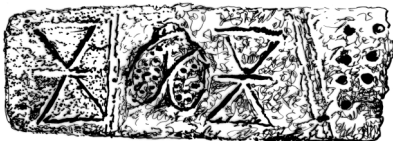
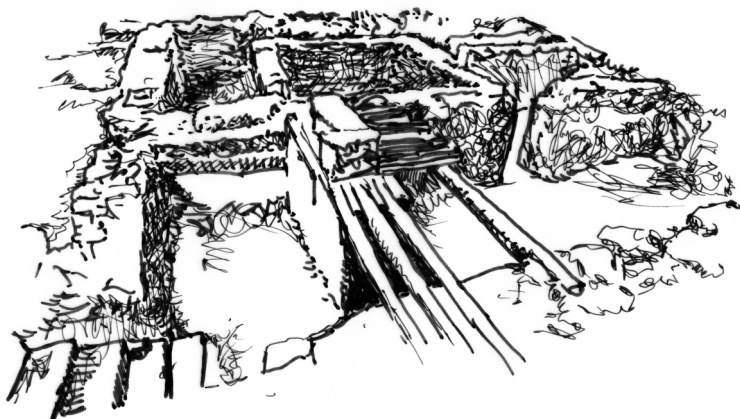
Es ist in der Wissenschaft umstritten, ob die Bewohner Malias eine matriachale Gesellschaft waren. Ich halte die Indizien, die dafür sprechen, für mehr als deutlich. Johann Jacob Bachofen (1815-1887) kann uns nicht weiter helfen, weil zu seinen Lebzeiten die minoische Kultur noch nicht wiederentdeckt war. Gerade erst hatte zu seiner Zeit, im Jahr 1822, Jean- Francios Champollion die ägyptischen Hieroglyphen entziffert. Franzosen und Briten karrten jedes transportable Artefakt in ihre Museen. Malia wurde erst 1910, zuerst von Griechen, nachher von Franzosen ausgegraben. Das war nicht so spektakulär wie die Mumien, Pyramiden und das intakt gebliebene Grab-Brockenhaus von Pharao Tutanchamun. Ausserdem war Johann Jacob Bachofen ein Philologe, ein Mann also, der seine Erkenntnisse aus Büchern, vor allem aus dem Altgriechischen bezog. Die historische Zeit, die Aera des Schrifttums, beginnt aber in Europa frühestens 1000 vor Christus. Da gab es die minoische Kultur schon seit über 500 Jahren nicht mehr. Minoer schrieben keine Bücher. Ihre wenigen, meist in

Tontafeln hinterlassenen Schriftstücke, sind heute zwar entzifferbar. Aber vieles ist auch noch unklar. Es ist noch nicht einmal bekannt, wie sich die Minoer selber nannten, sicher aber nicht Minoer, das ist eine Erfindung von Arthur Evans, dem Ausgräber von Knossos.

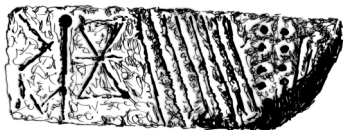
Nur in Lykien, an der heutigen türkischen Küste Kleinasiens, südlich von Ephesus, gab es in frühester, historischer Zeit noch Reste matriarchaler, gesellschaftlicher Strukturen. Darüber schrieben griechische Autoren. Und darüber schrieb auch Johann Jacob Bachofen in seinem Buch "Mutterrecht", erschienen im Jahre 1861, ein vielbeachtetes Werk, das Marx und Engels beeinflusste bei ihrer Kritik der patriarchal-christlich-kapitalistischen Familie.



Wenn man im elegant überdachten Ausgrabungsgelände in Malia schlendert, fällt einem auf, dass etwas völlig anders ist als in griechischen Grabungsfeldern. Es sieht so aus, als führten überall Treppen in unterirdische Räume. Auch die als Agora, also Markt, bezeichneten Gebäudeteile sind tief in den Boden eingelassene, zisternenartige, fens-



*Oben: Typische Erdräume, die über Treppen oder unter Benutzung von Leitern durchs Dach zugänglich sind. freigelegt im Bereich der Handwerksräume, siehe linke Seite, Bereich B.*

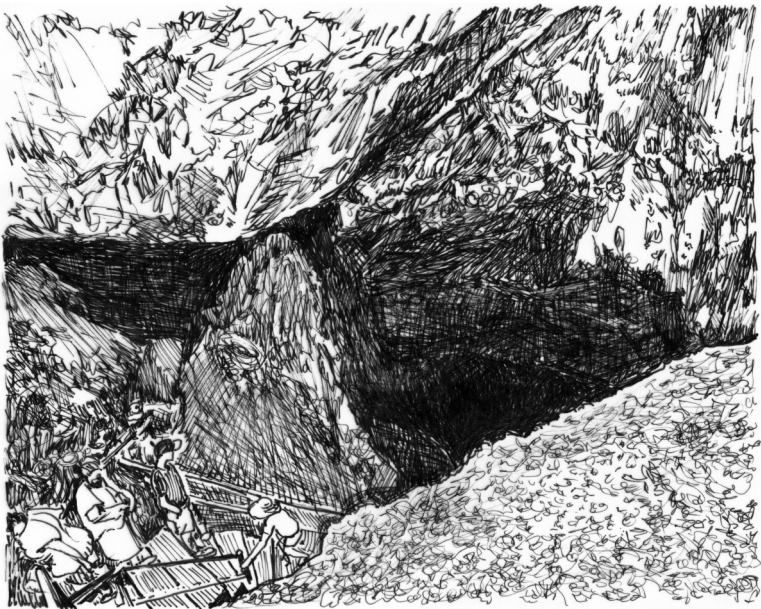


*Links, zwei tönernerne, noch unentzifferte Archivplättchen eines Lagerraumes, vermutlich mit Vermerken über Waren, Mengen und Besitzer.*

terlose Räume, in welche man über steile Treppen hinab steigt: Ist das im Ernst ein Markt? Es sieht viel eher aus wie eine höhlenartige Bade-Therme. Man sagt zwar, dass sich darüber noch ein oberirdisches Gebäude befand, also der ebenerdige Teil des Marktes. Aber der Tiefbau ist auffällig. Es betrifft viele Gebäudeteile, die hier klar nur über Treppen von oben zugänglich sind. Auch das Ossarium von Chrysolakkos, also der Friedhof, etwa 300 Meter nördlich gelegen, auf dem kargen Felsband in Ufernähe, ist so angelegt. Die vierzig kleinen Grabkammern sind alle nur von oben zugänglich. Es gibt weder Türen noch Fenster. Die Gebäude sind Höhlen nachempfunden, die von oben zugänglich sind und mit spärlich Licht versorgt werden. Dieser Tiefbau spricht für eine matriachale Architektur. Die Geborgenheit in der Erde wird damit thematisiert. Das Verlassen eines Raumes ist wie eine Geburt, durch eine Luke im Dach, nach draussen ans Tageslicht, zur Welt kommen. In den asklepiadischen Spitälern der Griechen, in Epidaurus oder auf Kos, aber auch in Delphi wurden solche Wiedergeburtsszenen durch den Abstieg in die Unterwelt, in den Tholos, und die Wiedererscheinung am Licht, therapeutisch eingesetzt. Es sind architektonische Geburts- oder Wiedergeburtsszenen.

Vergessen wir nicht dass alle Urkulte der späteren Griechen, der Erben der Minoer, sich auf Kretas Höhlen be-

ziehen, weil da ihr Obergott Zeus geboren und vor seinem kannibalischen Vater, dem Titanen Kronos, versteckt wurde. Die ganze Götterwelt der Griechen verdankt sich den kretischen Höhlen, deren eine ich vor zwei Jahren auf der Nida-Hochebene besucht hatte und deren zweite auf der Lasithi-Hochebene liegt, die Psychrohöhle, die ich nächste Woche besuchen werde. Dazu gibt es auch noch die berühmte Höhle von Amnisos, eine Kultstätte aus neolithischer Zeit, die mit Artemis in Verbindung steht.



*Der fast senkrechte Abstieg in die Diktäische Höhle, Geburtsort des Zeus, in den Bergen über der Lasithi-Hochebene.*

Das Leben kommt aus einer Höhle, aus dem Geburtskanal, ans Licht der Welt. Diese Botschaft scheint hier in bronzezeitlichen Kreta noch ganz deutlich im architektonischen Stil vernehmbar.

Wenn das Leben aus der Erde kommt und in sie zurückkehrt, dann ist das Lebendige da, in der Verborgenheit der Erde, ewig anwesend, am Licht des Tages aber nur zeitweise. Dieser Urkern religiöser Narrative änderte sich mit dem patriarchalen Weltbild nicht. Es wurden nur die Orte vertauscht. Statt dass das Lebendige ewig in der Erde wohnt, wohnt es nun ewig im Himmel. Statt dass Leben geboren wird aus der Erde, indem es herauf kriecht ans Tageslicht, steigt es in der bethlehemischen Geburt vom Himmel herab auf die Erde, ebenfalls nur zeitweise, um dahin zurückzukehren, wo es herkam. Es haben sich die Pole geändert. Die Grundspannung bleibt dieselbe. Die Beerdigungsriten haben sich dadurch teilweise geändert. Statt der matriarchalen Erdbestattung kam die patriarchale Kremierung auf, die symbolische Rückgabe der Seele an den Himmel.

Die Frage, die sich aufdrängt ist nun diejenige, was der Palast von Malia, die Bienen, Höhlen, Bronzezeit, die Götter und der ganze vergangene, alte Kram mit mir zu tun haben, mit meiner eigenen, lebendigen Gegenwart? Sehen sie, das wüsste ich auch gerne. Vielleicht ist die Ant-

wort auf diese Frage ein Hauptimpuls zur Wissenschaft, nicht eben wie man meint, ein sachlicher, objektiver, rational begründbarer Antrieb, sondern eine persönliche Sehnsucht, auf den Wegen in die Welt sich selber näher zukommen - die Welt, draussen erforschend, in sich grösser zu machen und davon allgemein zu berichten.

Gestern habe ich Thomas per Email gefragt, ob die Dünen-Narzisse, lateinisch *Pancratium maritimum*, schon als homöopathisches Medikament vorhanden sei. Er schrieb zurück. Nein. Ausserdem berichtete er, dass er vor zwei Tagen eine Schweizer Zwanzig Franken Banknote verbrannt und deren Asche potenziert habe. Dass man Geld zu einem spagyrischen Medikament macht, ist ein reizvoller Gedanke. Man muss ein richtiger Spinner sein, um auf sowas zu kommen, und es dann auch noch zu machen! Ich liebe solche Spinner.

Ich weiss nicht ob alle evidenzfixierten Marxisten jetzt folgen können, aber ich meine, dass ein Versuch, mit einem C200 Milchzucker Globuli der Schweizer Zwanzig Franken Banknote meine Steuern zu bezahlen, mindestens eine interessante Kurzgeschichte ergeben könnte. Wer unter Geld leidet mit homöopathisch potenziertem Geld zu behandeln, ist ebenfalls ein Versuch wert. Wirken kann es aber vermutlich nur, wenn die Behandlung nichts kostet.

## DAS ABLAUFDATUM - TEIL 2

### Bericht des Amtes für Lebensverlängerung:

«Wir wollten die Person Sibylle abholen, um mit ihr ins Paradies zu gehen. Aber wir fanden sie nicht ordnungsgemäss in ihrer Wohnung vor. Wir haben versucht, sie über ihren Taufchip zu erreichen, aber die Verbindung scheint gekappt, weshalb wir sie auch nicht ferngesteuert dem Paradies zuführen konnten. Es besteht der Verdacht, dass Sibylle 173481 aus dem Sicherheitsbereich entführt wurde, und dass wir sie retten lassen müssen von unserer Hirtenabteilung. Das entsprechende Fang-Gebet haben wir bereits gesprochen. Nun warten wir auf eine Quittierung, dass die heilige Rückführung ins Paradies eingeleitet ist.»

### Bericht der Hirtenabteilung:

«Sibylle 173481 ist in Gefahr ihr Ablaufdatum zu verpassen. Die letzten Standortangaben des Tauf-Implanta-

tes melden Bewegungen in einer Zone der Stufe 3. Wir sind daran die letzten Gedankenaufzeichnungen beim Beichtvater anzufordern, sobald der Paradiesverwalter uns dazu die erforderlichen Genehmigungen erteilt. Im Moment sieht es so aus, dass aus der Vorgeschichte von S. sich keine statistisch signifikante Indizien ergeben, dass es sich beim verpassten Einrücken ins Paradies um einen Gamma Zwischenfall handelt. Wir wissen vorläufig nur, dass S. noch lebte als ihr Tauf-Implantat ausgeschaltet wurde.»

Die Taufbehörde teilt mit:

«Sibylle173481 wurde von uns ordentlich getauft am 3.9. im Jahr 18 nach der grossen Erlösung. Sie galt als gottesfürchtige Gerettete, ohne wesentliche Sünden in ihrem Beichtregister. Das Taufimplantat wurde nicht von unserer Behörde ausgeschaltet, um die Person dem Paradies zuzuführen. Wir beklagen den Verlust unserer Glaubensgenossen Sibylle 173481 durch externe Einwirkung. Die Blackbox des Chips wurde bisher ebenfalls nicht aufgefunden, weshalb wir zur Ursache der Enttaufung vorläufig keine genaueren Angaben machen können. Vielleicht offenbart uns der gnädige Beichtvater weitere Stationen der letzten Momente der S. die wir sehr vermissen. Amen.»

## Statement des Beichtvaters:

«Wir haben durch Auftrag der Taufverwaltung die aufgezeichneten Beicht-Gedanken der S. 173481 analysiert und sind zur Ueberzeugung gelangt, dass sie gesündigt hat (Paragraf 12.4 Absatz 2, PStGb), allerdings so, dass man bei der Paradiesverwaltung fand, es sei zuerst die Himmelfahrtsankündigung durch das Paradiesamt, in der Woche vor dem Ablaufdatum, abzuwarten. S. hatte mit dem Gedanken gespielt, ihr Geld an eine Freundin, Agatha 23576 zu geben, weil diese sich für eine Lebensverlängerung interessierte. Ihr Kontoguthaben hätte jedoch nicht gereicht für eine Ehrenrunde. Sibylle 173481 hatte klare Momente der Paradiessehnsucht ( nach Klass. Vat. 17.4 Abs. 2) , in denen sie sogar offen gestand, sie sei unter den gegebenen Umständen froh, wenn das Ablaufdatum möglichst rasch komme.»



## LASITHI

*Samstag, 10. September*

Um 8.30 verlasse ich mein Appartement und spaziere zur Autovermietung. Ich bin zu früh. Kein Mensch ist da. Also entschliesse ich, zuerst in den Dünen, die in der Nähe liegen, eine Strandlilie für die Potenzierung zu ernten. Es hat hier Massen dieser eleganten, weissen Blumen, meist in Grüppchen beisammen.

Neben dem Eingang zum Strand mit den Bezahl-Liegestühlen und Bezahlschirmen, wurde ein hölzernes Fischerboot dekorativ aufgebockt. Hier finde ich eine hübsche Blume der Dünen-Trichternarzisse, *Pancratium maritimum*, um sie in Tsipouro einzulegen. Das ist genau um neun Uhr zehn Minuten, unweit des Meeresstrandes, beim Potamos Beach Restaurant. Ich bin ganz alleine bei dem Holzkahn, der als Touristenattraktion auf eine fachmännisch geschichtete Natursteinmauer montiert wurde. Da stelle ich meinen Rucksack hin, um die Flasche mit dem Schnaps, die ich vorbereitet habe, hervorzunehmen und meine Kamera einzurichten, um Fotos zu schiessen. Ich schraube das zehn Millimeter Weitwinkelobjektiv auf. Dann schneide ich an einer Blume die Blüte ab. Von einer anderen entnehme ich eine grosse, ballonartig aufge-

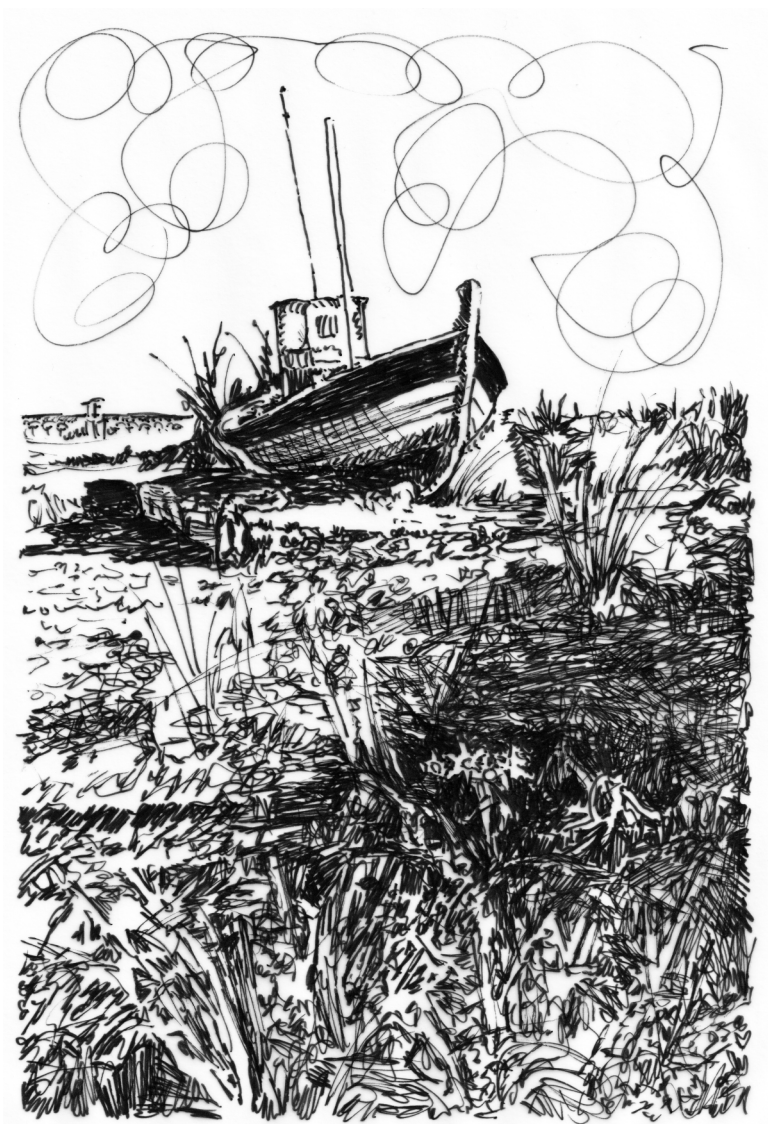
blähte Kapsel Frucht, an deren Spitze die verdorrten Reste der Blütenblätter hängen. Ich nehme meine Canon und fotografiere alles.

Da nähert sich hinter mir ein Mann. Wie ich aus den Augenwinkeln sehe, hat auch er eine Kamera in der Hand. Es sieht aus, als ob er hinter mir ansteht, um dasselbe Bild wie ich zu schießen. Vielleicht meint er wegen mir, es sei hier ein berühmter Fotospot. Ich mache noch ein, zwei Varianten meiner Fotos, dann suche ich noch zwei, drei weitere Strandlilien, um hier ein Blatt abzuschneiden und dort einen Stiel mit einer Knolle aus dem Boden zu ziehen. Das gelingt aber nicht immer, denn die Zwiebeln dieser Lilie stecken so tief im Sand, dass der Stiel meist abbricht. Die Knolle muss tiefer als 30 Zentimeter vergraben sein. Deshalb können diese Blumen in sengender Hitze blühen, während rundum alles verdorrt und verbrannt ist. Irgendwie muss die Knolle an Süßwasser heran kommen. Selbst Olivenbäume werden künstlich bewässert, überall sieht man schwarze Plastikschläuche wie Schlangen um die Bäume kringeln.

Der Mann hinter mir wartet noch immer. Kein anderer Mensch ist sonst weit und breit zu sehen. Als ich ihn fragend anschau, zeigt er auf das Schiff. Ich trete ein wenig

zur Seite und warte. Er hantiert eine Weile mit seiner Kamera. Dann deutet er auf meinen Rucksack. Das bedeutet wohl, ich solle ihn da wegnehmen, weil er auf seinem Bild stört. Ich packe meine Kamera in den Rucksack, nehme ihn zu mir, stehe etwas zur Seite und warte, bis der ältere Herr fertig fotografiert hat. Das dauert. Als er fertig ist, stelle ich meinen Rucksack wieder zurück auf das Mäuerchen. Da fragt der Mann mich etwas, was ich zuerst nicht verstehe. Ich meine, er fragt, wie spät es sei. Ich antworte deshalb, es sei etwa neun Uhr. Nein, sagt er dann, was das für eine Kamera sei, die ich habe. "Ach so," sage ich, "eine Canon." Er fragt noch nach dem Typ und so, aber das weiss ich nicht auswendig und ich will deswegen die Kamera nicht erneut auspacken. Ich sage nur: "Sie ist schon zehn Jahre alt." Damit entfernt er sich wortlos.

Menschen sind komisch. Da beobachtet mich jemand eine ganze Weile, wie ich in den Dünen bei einem aufgebahrte Schiff eine Blüte, eine Samenkapsel, einen Stiel und Laub einer wunderschönen, weissen Lilie mit meinem Schweizer Militärtaschenmesser abschneide und sie sorgfältig in einer Flasche mit einer klaren Flüssigkeit gebe. Und dann fragt er, was ich für eine Kamera hätte? Menschen sind komisch. Ausserdem: Was stört ihn an meinem Rucksack auf dem Mäuerchen neben dem Schiff? Den sieht man ja auf dem Foto gar nicht. Ich glaube es gibt



*Ein Fischerboot fährt bei Potamus durch Dünen mit den Strandnarzissen.*

Leute, die sehen nur Dinge, die in ihr Lebensmodell passen und darin bereits erklärt sind. Der Rest ist ausgeblendet. Oder muss weg.



Zurück zur Autovermietung. Jetzt hat es da ein Dutzend Leute, die ungeduldig herumstehen. Die junge Dame, die das Car-Rental-Business organisiert, ist im Stress. Sie zeigt einer Männergruppe, wie man einen Quad anlässt, palavert mit einem älteren Paar ein wenig über den Unterschied zwischen einem Automaten und einem handgeschalteten Auto und fragt zwei jüngere Frauen, welche Farbe sie gerne hätten. Weiss oder Rot? Nach einer halben Stunde habe ich meinen roten Wagen und fahre los.

Es ist eine Passtrasse, die sich den rutschigen, bröckeligen Abhang der vordersten Bergreihe hinauf auf das Lasi-thi Plateau schlängelt. Manchmal recht steil. Nach 600 Höhenmetern gelangt man auf eine erste Terrasse. Da liegt das Dorf Krassi, welches in den letzten Jahrzehnten zu einer Touristenattraktion ausgebaut wurde, weil da der angeblich älteste Baum Kretas steht, eine über 2000 Jahre alte Platane. Ich hatte davon gelesen. Ich bin beeindruckt. Der Baum ist riesig. Sein gewaltiger Stamm ist aussen intakt berindet, obschon er innen vermutlich hohl ist und so gross, dass locker zwei Autos darin Platz finden, und zwar grosse Autos, so wie die vielen geländegängigen Safarijeeps, die hier mit Touristen herumkurven, obschon es ja überall artig geteert ist. Die untersten Äste, die aus dem gewaltigen Stamm der Platane ragen, haben einen Durchmesser von sicher zwei Metern. Ein Platz mit über 50 Metern Durchmesser wird vom Baum überdacht. Es hat da dreissig Tischchen einer Taverne. Ich bin der erste Gast und frage, ob man denn schon geöffnet habe, denn es ist ein hübscher Ort, um im Halbschatten des Baumgreises einen Kaffee zu trinken und eine feine Omelette zum Frühstück zu essen.

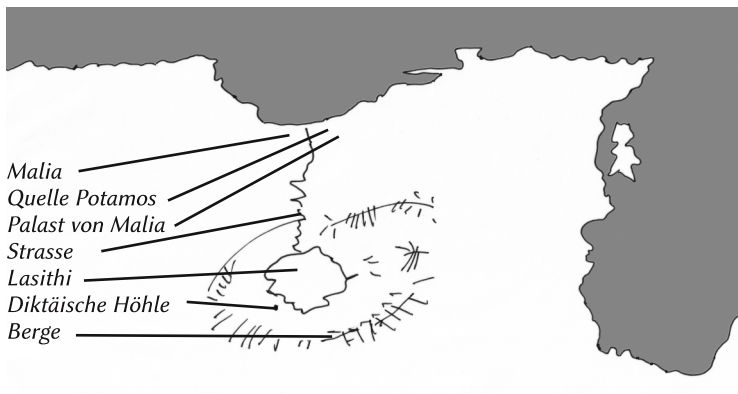
Ich habe Zeit, um etwas nachzudenken, über Grösse und Wachstum. Der Baum stammt, wenn das stimmt, was man erzählt, aus vorchristlicher Zeit. Er hat damit sogar den verheerenden Weltuntergang von 536 überlebt. Und überlebt

hat er eben nicht wegen dem Material, dem Holz, das so stark ist, sondern wegen dem Lebendigen, das es zusammen hält. Holz hält nicht 2000 Jahre. Das gelingt nur, wenn etwas lebt, und wenn das Habitat stimmt. Es ist erstaunlich, dass unter einem solchen Baum der Boden nicht ausgelaugt ist nach einer Weile. Offenbar wächst der Baum genau so, dass der Boden seine Fruchtbarkeit erhält. Und zu seinem Glück hat es nebenan eine Quelle, die aus dem Berg springt, die immer Wasser führt. Man hat den Wurzelbereich des Baumes eingefasst mit einem Mäuerchen. Zusammengewischtes Laub liegt dort. Das Grün des Baum ist stellenweise leicht bräunliche angesengt. Man sieht dass die Trockenheit ihm zusetzt, aber er ist nicht verdorrt, nur etwas ausgelichtet; ein stolzer Greis, im Vergleich zum etwa gleichaltrigen Platanenwrack des Hippokratesbaumes in Kos. Jetzt kann ich mir vorstellen, was das dort einmal für ein mächtiger Baum gewesen sein muss, von dem heute nur noch eine schütterere Seitenwand eines Rindenstücks überlebt hat.

Nach dem Frühstück fahre ich weiter hoch, nochmals im Zickzack den Hang hinauf, bis ich auf einer Krete ankomme, auf einem Kraterrand. Von da weitete sich der Blick in eine fast kreisrunde, topfebene Fläche, wie ein Teller, der ringsum von Bergen gesäumt ist. Das Lasithi

Plateau ist lückenlos landwirtschaftlich genutzt mit Felder in rechteckigen, netzartigen Mustern. Man kann sie auf Google maps studieren. Die Feldeinteilung ist klar modernerer Zeit zuzuordnen, nichts organisch Gewachsenes. Ein Programm. Solche Programme hat diese aussergewöhnliche Hochebene schon einige erlebt.

Lasithi war seit der Steinzeit bewohnt. Immer wieder wurde die Ebene überschwemmt vom Schmelzwasser der Berge oder wenn der Abfluss des Potamusflusses bei Cholos verstopft war. Lasithi ist mit 830 Metern über Meer zu hoch gelegen für Olivenbäume, aber geeignet für Weizenanbau. Die Venezianer verboten im 13. Jahrhundert die Ansiedlung von Menschen auf dem Plateau, wahrscheinlich, weil es da Widerstandsnester gab. Alle Häuser wurden abgerissen. Landwirtschaft verboten. Die Ebene wuchs mit



Wald, vor allem Eichen, zu, die erst im 16. Jahrhundert gerodet wurden, meist illegal. Kontrolle war schwierig, denn die einzigen Zugänge zum Lasithi Plateau führen über zwei Pässe, die 900 und 1000 Meter hoch sind.

Zweifellos ist die Lasithi-Hochebene der Geburtsort der ersten Hochkultur Europas. Wenn man es mythologisch ganz genau nimmt, ist es sogar der Bauchnabel von Europa, weil die Nymphe Europa von Zeus hierher verschleppt und entführt wurde, nachdem er sich in einen Stier verwandelt hatte. Nach Lasithi zu kommen war für Zeus ein Heimspiel, denn der Obergott der Griechen und CEO des Olymp, wurde hier geboren und von Ammen genährt, die, je nach Geschichtsquellen, Ziegen, Bären, Bienen oder Kombinationen von diesen waren. Zeus hatte hier seine Kinderstube. Der Gottvater der Griechen ist nicht irgendwo im Kosmos aus dem Nichts aufgeploppt, sondern er ist ganz irdisch aus der Erde und noch genauer in der Psychrohöhle aus dem Schoss von Mutter Rhea ans Licht der Götterwelt geworfen worden. Die Höhle heisst in der Mythologie nicht Psychro. Das ist nur der Name des Dorfes, das sich jetzt in der Nähe befindet. Es ist die sogenannte Diktäische Höhle, die vielfach in den griechischen Götter-Schöpfungsgeschichten Erwähnung findet.



*Blick von der Anhöhe der Diktäischen Höhle hinab in die Lasithi-Hochebene.*

Als ich in Psychro auf dem grossen Parkplatz ankomme, gegen 11.30 Uhr, hat es genau noch einen Parkplatz. Die gesamte arbeitende Bevölkerung Europas, es sind nicht mehr viele, ist abwesend, der Rest hier versammelt. Alte und Junge, Trampler, Paare mit Kindern, die den Abzockpreisen des Sommergeschäfts entflohen sind. Es ist noch Nebensaison. Alles keucht hundert Höhenmeter auf einem gepflasterten Steinweg hoch zum Höhleneingang. Es hat ein paar folkloristisch dekorierte Eseltreiber mit ebenso bunt geschmückten und gesattelten Maultieren. Ich bin selber eines. Man schwitzt sich hoch bis zum Kassenhäuschen, wo man um sechs Euros erleichtert wird. Das ist nicht viel, aber bei 10'000 Besuchern pro Monat kommt einiges zusammen; und das wegen einem feuchten Loch in einem Berg. Tatsächlich ist diese Höhle nicht das, was wir uns gemeinhin unter Höhle vorstellen; nicht so wie bei Johannes in Patmos, wo man ebenerdig reinspazieren kann; und nicht wie bei Steinzeithöhlen, wo man unter einem felsigen Vordach in eine Ritze kriecht, mit Wänden die man beschmieren kann mit Ockerfarbe und Kohlenstrichen. Nein, die Psychrohöhle ist ganz anders. Es geht fast senkrecht fünfzig Meter hinunter in eine Röhre, einen steinernen Geburtskanal mit feuchten Rändern, der, je tiefer man hinab steigt, immer feuchter, triefender und deutlich kälter wird. Die Treppe ist schlüpfrig, halsbrecherisch steil

und es hat zum Glück ein glitschiges Metallgeländer, um sich daran fest zu halten. Schon beim Abstieg denkt man ängstlich daran, dass man da auch wieder hinauf muss, wenn man nicht entscheidet, unten den Geist aufzugeben. Je tiefer man in den finsternen Schlund hinab fährt, desto schmuddeliger wird die Beleuchtung, desto imposanter aber gleichzeitig Stalagmiten und Stalaktiten und die, wenn diese beiden sich begegnen, Stalaksäulen, oder wie man dem sagt. Stalagmiten und Stalaktiten sind in der europäischen Volksschule das erste Fremdwort, das jedes Kind lernt. Und zwar nicht wegen dem, was sie bezeichnen. Wer interessiert sich schon für Eiszapfen aus Kalk? Den Einzug in den Bildungshorizont des zivilisierten Westens haben diese Begriffe spielend errungen durch ihre Eselsbrücke: Titten hängen. Das durfte man als Geologielehrer natürlich nicht so sagen, sondern man wollte uns stattdessen zu einer anständigen, französischen Eselsbrücke bekehren, die besagt dass das 'm' in Stalagmiten von französisch 'monter', aufsteigen, her komme und das 't' in Stalaktiten von tomber, fallen. Ich glaube dass es sich bei der französischen Eselsbrücke um ein klares Looser-Narrativ handelt, das die lächerliche Prüderie unserer Schulbildung illustriert.

Es ist klar, dass jede Höhle eine Scheide ist und ein Geburtskanal und dass Götter wie Zeus natürlich aus einem grösseren solchen Kanal geboren wurden, als wir klein-

wüchsige, sterbliche Erdlinge - Zeus nämlich aus Rhea, der Erdtitanin, der Diktäischen Höhle eben. Dem europäischen Urloch.

Wenn man unten in der Höhle ankommt, kurz vor dem Muttermund, ist man etwas enttäuscht. Es sieht zwar hübsch aus mit den Kalksinterwellen, diesem weichen, schleimigen Design und es hat auch etwas Sakrales da unten wegen den aufsteigenden Säulen, etwas Kirchliches sogar, weil nur von weit oben, vom himmlischen Eingang her, ein bisschen Tageslicht grell herab strahlbündelt. Im Höhlengrund finden sich keinerlei aufregende, kulturelle Dinge. Diese hat man längst weg geschafft. Man geht auf dem Einbahn-Pfad weiter, bis er wieder nach oben führt. Beim Aufstieg und Ausstieg sieht man seitlich die lange Schlange der Menschen, die unsicher in den Schlund absteigen, wie verirrte Wanderer, die einen Workshop in einer Diamantmine machen, oder einen Schnupperkurs in der Hölle.

Oben angekommen bin ich durstig und gehe zum kleinen Kiosk-Budchen. Es gibt da einen Energydrink, der Hell heisst. Das passt. Der Name spielt vielleicht auf die Hellenen an, eine alte Bezeichnung für die Griechen, wohl mehr aber auf die Höllenenergie, die man tankt, wenn man das Getränk konsumiert, das etwa so schmeckt wie eine

in Benzin aufgelöste Waschmitteltablette. Mich belustigt bei diesem bestürzenden Trinkerlebnis, dass die finstere Hölle im Englischen Hell heisst, was genau das Gegenteil von hell ist, oder? Aber lassen wir das. Es ist ein heisser Tag und man sollte unter solch höllischen Bedingungen nicht zu viel nachdenken, sondern schleunigst den Schatten suchen.

Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Geburtsloch des olympischen Zeus und der Geburt des christlichen Heilands, Jesus. Bethlehem ist ein typisch patriarchales Setting. Nichts mit wilder Psychro Vulvasymbolik und feuchten Schlitzen, aus denen die Götter kriechen. Nein, in einem trockenen, sauber gewischtem Stall ist es. In einer Krippe gebettet. Jungfräulich, Unbefleckt. Domestiziert. Was für eine kindliche, naive, niedliche Geburt im Schutz von ein paar Kühen, Eseln, Fledermäusen, mit Papi und Mami und einer Laterne mit Olivenöl. Sowas können nur prude Städter erdacht haben. Dagegen ist die Zeusgeburt in der Diktäischen Höhle ein matriarchales Urereignis. Eine Erdmutter gebiert die Götterwelt.

Für mich erklärt die Diktäische Höhle auch, weshalb so viele der Gebäude im sogenannten Palast von Malia unterirdisch angelegt sind. Das heisst, es sind Häuser, die man

betritt durchs Dach, die haben keine Fenster und keine Türen. Man betritt Räume durch eine Dachluke, über eine Leiter, wie eine Höhle. Wenn man raus steigt, ist es, als werde man neu geboren. Das ist bei der horizontalen bethlehemischen Kaiserschnitt-Geburt im Stall, mit den Türen und Fenstern, etwas ganz anders vom Feeling her, nicht wahr?

Ich denke, dass die vertikalen Höhlensysteme bei den Bauten der Minoer, noch etwas anderes bedeuten. Man wohnte nicht in den Häusern. Man schlief nur in ihnen. Man lagerte da seine Vorräte und bestattete darin die Toten. Man gibt die Verstorbenen denjenigen Mächten zurück, die sie gebären, der Erde eben, der Mutter, in ihre Höhle zurück, aus der sie das Lebendige gebärt. Man wohnte draussen, am Licht. Schauen sie die heutigen Lehmhütten der matriarchalen Bantus in Afrika an. Es sind Höhlen. Niemand wohnt im fast fensterlosen Haus. Man wohnt draussen, weil man draussen auch arbeitet. Man schläft höchstens drinnen, weil man da geschützt ist, und der Schlaf ist doch ein kleiner Tod, sagt man. Also legt man auch die Toten zurück in die Höhlenhüttenkammer der Gebärmutter.



*Abstieg in die Diktäische Höhle. Von hoch oben strahlt Tageslicht durch das Einstiegsloch hinab in die feuchte Finsternis. Für Touristen ist ein befestigter Weg gebaut der auf einer Seite hinab und auf der anderen Seite zur Höhle hinaus führt. Man kann sich gut vorstellen, dass solche rituellen Begehungen von Höhlen eine Art Wiedergeburt inszenieren, wie bei den, Tholos genannten, Tempelanlagen bei Orakeln und Heilstätten.*

## DAS ABLAUFDATUM - TEIL 3

Der Leiter des Paradiesbüros 23,C.Str. 17)b:

«Die wenigsten wollen eine Lebensverlängerung. Das ist auch vernünftig, denn die Alten verschlingen nur das Vermögen ihrer Kinder und leben dann eine Verlängerung sozusagen auf Kosten des Lebens ihrer Kinder, die sich dann keine Verlängerung mehr leisten können. Deshalb raten alle Kinder ihren Eltern, das Ablaufdatum zu befolgen und ins Paradies zu gehen. Weiter hat der Staat, wie wir alle wissen, schon viel zu viel Geld und weiss gar nicht mehr wohin damit. Selbst das Himmelsportenverteidigungsministerium hat kürzlich bekannt gegeben, dass man keine neuen U-Boote, Panzer, Flugzeuge und anderes Gerät mehr benötige, das ihnen bedingungslos angeboten wurde. Schliesslich haben sie es aber doch zögerlich angenommen.

Der Staat hat zu recht angefangen die Geldmenge zu reduzieren und gleichzeitig die Verlängerungsgebühren zu erhöhen. Die Mehrheit der Bevölkerung steht voll hinter der Politik der Paradies-Regierung. Ab 60 hat man auch kein Wahlrecht mehr. Kaum jemand, der in der Verlängerung lebt, getraut sich heute zum Glück, offen zu sagen, dass er über 60 ist. Das gilt als sündiges, als unsolidari-

sches Schmarotzertum ( Absatz 25,7 Dst) und ist zwar geduldet aber verpönt, obwohl man dafür Unsummen bezahlt, ohne eine Leistung dafür zu erhalten. Einfach nur, dass man weiter Leben darf.»

Anmerkung von P. aus Büro 45 dRse 268:

« Seit der denkwürdigen Abstimmung über die Einführung des Erlösungsgesetzes vor genau 18 Jahren, hat sich das Paradies gewaltig entwickelt. Durch das viele Geld der Lebensverlängerungen konnten die finsternen Gesellen der Hölle stark zurück gedrängt werden. Ein Sieg des Paradieses stand unmittelbar bevor. Doch dann entschied der grosse Geist die dezimierte Hölle soweit zu akzeptieren, dass sie in klaren Grenzen in Schach gehalten wird. Ausserdem stört ein rauchiges, sündiges Loch, wo Abtrünnige und Sattansanbeter vegetieren, niemanden im Paradies. Wir wollen nicht riskieren, die riesige Heilsarmee und die Kriegsindustrie aufzugeben und arbeitslos zu machen, indem wir die Hölle auslöschen, und damit die Guten ihrer Feinde berauben, die sie zur Ertüchtigung und Schärfung ihrer Glaubwürdigkeit benötigen. Ausserdem wären ohne wehrhafte Keuschheit und Wachsamkeit der Himmelssoldaten das Paradies empfindlich zu treffen, falls eines Tages neue Bösewichte auftauchen, aus anderen Höllenzonen.»

## Die Pressestelle (AI):

«Gerne beantworten wir ihre Frage, wie es dazu kommen konnte, dass die Bevölkerung ein für alle gültiges Ablaufdatum mit Bezahlverlängerung in demokratischer Abstimmung angenommen hat, wie folgt:

1. Die Mehrheit fand, dass Selbstbeschränkung, Freitod und Sterbebegleitung die Einsichtigen verhöhnt und deren freiwilliger, vorzeitiger Rückzug aus dem Leben sogar als Dummheit und Sturheit ausgelegt wird. Also ist es nur gerecht, ein für alle gültiges Ablaufdatum einzuführen, um undankbare Egoismen zu verhindern.

2. Mit der Lebensverlängerung durch Bezahlung eines alljährlich staatlich festgelegten Tarifs, werden die Tüchtigen belohnt, diejenigen, die es zu etwas gebracht und deshalb auch ein Recht erworben haben, ihren Einsatz von Lebenszeit durch eine Verlängerung auszugleichen. Diejenigen, die aber nur faul rumliegen sollen mit 60 gehen.

3. Es ist ein Ausgleich geschaffen zwischen Gesunden und Kranken, indem die ungerechten und unsolidarischen Unterschiede der Lebenserwartungen mit dem fixen Ablaufdatum merklich reduziert sind. Dem asozialen Zufall des natürlichen Todes wird ein Riegel geschoben.

4. Der fälschungssichere Taufchip bietet für alle die Garantie, dass alles mit rechten Dingen zu und her geht.

5. Politische, ideologische und religiöse Drängeleien, die aus Narrativen zu Sinn und Ursache des Todes entstanden sind, sind damit erledigt. Mit 60 ist Schluss und das Paradies eine Belohnung für alle.

6. Alles Geld fließt dem Staat zu, es sei denn jemand verzichtet auf Lebensverlängerungen zu Gunsten der Nachkommen. Das fördert den Generationenzusammenhalt in der Familie.

7. Viele Bürger empfinden es als grosse Entlastung und Befreiung, dass sie nicht mehr darüber nachdenken müssen, wie lange sie leben und wann sie sterben werden. Mit dem Ablaufdatum 60 ist alles klar und auch garantiert dass jeder, der sich daran hält ins Paradies kommt.

8. Ein möglichst hohes Alter der Bürger ist kein gesellschaftliches Ziel. Horrende Belastungen durch unnütze Pensionierte und exorbitante Gesundheitskosten können markant reduziert werden, um die CO2 Ziele zu erreichen. Mit jedem ökologischen Footprint, der entfällt, ist dem Klimawandel Einhalt geboten.

Denken sie bitte daran, dass AI nur ein Werkzeug ist. Es kann das Denken und Fühlen der Menschen nicht ersetzen. Wir danken für ihre Anfrage.»

## WINDSTILLE

Das Schlimmste, was einem Segelschiff und seiner Besatzung widerfahren kann, ist Windstille. Sturm ist Seeleuten viel lieber als Flaute, weil man im Getöse eines Unwetters wenigstens weiss, woran man verreckt ist, und man Respekt haben kann vor den Urgewalten des Orkans und Angst und Bange vor dem Zorn des Meeresgottes Poseidon. Aber bei Windstille? Was ist das für ein hinterfotziger, feiger Kerl, der einfach den Wind abdreht, sodass die Segel schlaff am Mast und an den Seilen kleben wie zum Trocknen aufgehängte Ziegenhäute?

Kapitän:        Ich verbiete euch zu arbeiten, Matrosen!  
                      Hört auf zu schrubben! Ihr putzt mir das  
                      ganze Schiff kaputt. Geht in eure Kabinen!

Die Matrosen legen ihre Besen, Schrubber, Wasserkübel, Seifen und Waschlappen missmutig beiseite und verdrücken sich murrend. Bis auf einen.

Matrose:        Wir verlangen mehr Lohn.

Kapitän:        Weshalb?

Matrose:        Weil wir nicht mehr arbeiten dürfen.

Kapitän: Kommt nicht in Frage.

Matrose: Gut, dann arbeiten wir eben weiter. Aus Protest, bis unsere Lohnforderungen erfüllt sind.

Kapitän: Na gut.

Man einigt sich auf eine Lohnerhöhung. Es gibt einen Zuschuss fürs Nichtstun.

Kapitän: Und jetzt? Was bringt euch Matrosen euer Lohnzuschuss fürs Nichtstun? Ihr könnt ja gar nichts anfangen mit der Kohle.

Matrose: Doch! Wir können endlos zocken und wetten, wann es wieder zu winden beginnt und Optionen auf diese Wetten machen bei den Hellschern. Ausserdem gibt es an Bord einen Fetischeur, der während der Nacht für Matrosen Transporte in Häfen organisieren, um sich mit Damen zu vergnügen, die ganze Nacht hindurch. Am Morgen erwacht man aber wieder in der eigenen Hängematte im Unterdeck. Die Preise sind günstig. Das geht ab 200 Drachmen pro Nacht, inklusive Damenservice.

- Kapitän: Das kann ja nicht funktionieren, meine Herren. Wir sind mitten auf hoher See.
- Matrose 1: Es funktioniert doch. Aber man muss es eben ausprobieren.
- Kapitän: Hört auf mit dem Blödsinn.
- Matrose 2: Ausserdem sagt Hellseher Frustios, dass es morgen wieder Wind gibt.
- Kapitän: Ach ja? woher will er das wissen?
- Matrose 1: Das verrät er sicher nicht. Schliesslich sei er nicht blöde. Er sagt, er lebe von seinen Prognosen. Wenn jeder seinen Trick kenne, sei er arbeitslos. Arbeitslos zu sein an Bord eines Schiffes, das in der Flaute wie eine Wasserleiche im spiegelglatten Meer dümpelt und vor sich hin stinkt, ist das Allerschlimmste.
- Kapitän: Ja, das stimmt, aber deshalb bezahle ich den Matrosen, die nicht arbeiten, auch mehr Lohn als den Unbelehrbaren, die aus reinem Frust, Sturheit, Trotz und Protest dennoch schuften wollen.
- Matrose: Es gibt auch solche, die heimlich arbeiten.

- Kapitän: Ohne Lohnabzug?
- Matrose: Ich sagte doch: Heimlich. Illegal.
- Kapitän: Tant pis. Warum interessiert sich jemand für die völlig hohlen Voraussagen des Hellsehers Frustios?
- Matrose: Weil man mit ihnen reich werden kann. Wenn du auf seine Voraussagen setzt, oder wenn du gegen ihn wettest, kannst Du gewinnen, wenn er recht oder falsch hat.
- Kapitän: Dann setzte ich Zweitausend darauf dass er recht hat und Zweitausend darauf, dass er nicht recht hat.
- Matrose: So einfach ist das nicht. Wir nehmen noch einen kleinen Prozentsatz für die Wettbüro-Administration.
- Kapitän: Wieviel?
- Matrose: Fünf Prozent.
- Kapitän: Fünf !? Ihr verdammten Wucherer! Das sind von 2000 ganze Hundert! Die verliere ich also, egal ob ich recht oder falsch habe.
- Matrose: Ja, aber nur wenn du auf beide Seiten setzt.

Kapitän: Warum?

Matrose: Weil du, wenn du nur auf eine Seite setzt, fast das Doppelte gewinnen kannst.

Kapitän : Oder alles verlieren.

Matrose: Ja, man wird eben belohnt, wenn man nicht blöd ist.

Kapitän: Und wie ist man blöd? Indem man auf den Hellscher Frustios setzt? Oder gegen ihn?

Matrose: Das muss jeder selber mit sich ausmachen. So unterscheiden sich unerbittlich Gewinner von Verlierern, Sieg oder Niederlage, Glück oder Elend.

Kapitän: Ha! Wo, bitteschön, ist der Unterschied zwischen Glück und Elend an Bord dieses Schiffes? Wo du Null Komma Nichts mit deinem Glück anfangen kannst?

Matrose: Du kannst jede Nacht geile Ausflüge in die verruchtesten Häfen machen. Und da geht die Post und Party ab.

Kapitän: Glaubst Du wirklich an sowas?

Matrose: Es gibt so viele die davon schwärmen.

Kapitän: Ach ja? Du auch?

Matrose: Ich spare noch.

Der Kapitän schaut ein paar Tage dem seltsamen Treiben zu. Die Windstille bleibt. Dann hat er genug.

Kapitän: Offizier!

Offizier: Zu Befehl, Kapitän!

Kapitän: Bring mir einen der Matrosen her, der vergangene Nacht auf einem Ausflug war. Ich will mit ihm reden.

Offizier: Was wollen sie von dem Spinner?

Kapitän: Ich will wissen, was an Bord meines Schiffes abgeht. Schliesslich gibt es diese strikte Order: Niemand verlässt das Schiff, ohne Erlaubnis des Kapitäns.

Einer der Reisenden kommt angeschlichen. Er ist ziemlich kaputt, zittrig, hat aber eine sattes, zufriedenes Grinsen im Gesicht. Der Kapitän erfährt, dass der redewillige Matrose, der auf Hafenreise war, selber Makler und Wiederverkäufer solcher Reisen ist, also als Agent für den Zauberer solche Vergnügungsausflüge durchführt. Er kriegt Provisionen. Diese investiert er in seine eigenen Hafenreisen.

Der magische Reiseveranstalter verabreicht den bezahlenden Hafentouristen einen Zaubertrank. Sie fallen in Ohnmacht und erwachen erst am Morgen wieder und sind komplett kaputt von der anstrengenden Nacht mit den vielen Schönheiten in den Hafenbordellen. Undsoweiter. Die Rückkehrer müssen nach solchen Abenteuern wochenlang ausschlafen, was kein Problem ist, weil sie einen Bonus kriegen fürs Nichtstun. Gewisse erwachen gar nicht mehr. Der Kapitän ruft erneut seinen Ersten Offizier.

Kapitän: Niemand will rausrücken damit, was genau geschieht auf diesen Hafenausflügen.

Offizier: Der Reiseveranstalter hat verboten, darüber zu reden. Es steht ausdrücklich so im Vertrag.

Kapitän: Ich zahle dir 200 Drachmen, wenn du auf einen dieser Hafenausflüge gehst und dich durchbumst und besäufst bis am Morgen.

Offizier: Weshalb sollte ich mir sowas antun?

Kapitän: Komm jetzt! Tu nicht so frömmlicherisch. Du hast doch sicher auch schon daran gedacht, mal ein paar Batzen zu investieren für eine kurze, feuchtfröhliche Städtereise.

Offizier: Ja, aber das ist mir zu teuer.

Kapitän: Ich bezahle Dir alles. Unter einer Bedingung.

Offizier: Die wäre?

Kapitän: Dass Du mir danach im Detail alles berichtest, was geschehen ist, vom Moment an, wo du den Zaubertrank genommen hast, bis zum Moment, wo du erwachst am Tag danach.

Offizier: Es ist verboten, darüber zu reden.

Kapitän: Nicht wenn ich es dir befehle.

Offizier: Und wenn ich mich daran nicht erinnern mag.

Kapitän: Du wirst dich erinnern.

Offizier: Was, wenn es in dieser Nacht zu winden beginnt.

Kapitän: Wie meinst Du das?

Offizier: Dann bin ich irgendwo in einem Hafen und kann nicht helfen, das Schiff flott zu machen.

Kapitän: Du glaubst also, dass du wirklich physisch weg bist?

Offizier:: Wie kann ich sonst in einem Hafengebäude sein, wenn ich weiterhin hier bin.

Kapitän: Interessante Frage.

Offizier: Und was ist, wenn ich zurück komme von meinem Hafenbordellausflug und, weil der Wind aufkam, das Schiff nicht mehr da ist? Was dann?

Kapitän: Keine Angst. Es wird windstill sein diese Nacht. Und sonst lass ich dir ein Rettungsboot da, für den Fall dass du zurück kommst, wir aber schon weiter gesegelt sind.

Offizier: Versprochen?

Kapitän: Da sind die 200 Drachmen. Viel Spass!

Der Offizier kommt am morgen, er sieht aus wie gerädert und gevierteilt, aber ganz happy. Und er erzählt die ver-sautesten und irrsten Geschichten und Abenteuer zum Ab-winken und Sex in allen Stellungen und mit den geilsten Weibern ohne Ende. Der Kapitän ist schockiert. Aber sein Interesse ist geweckt. Er lässt den Reiseveranstalter rufen. Es ist ein pockennarbiger, fettig glänzender, zwergenhaf-ter Schleicher. Der Kapitän eröffnet ihm ohne Umschwei-fe, dass er gegen das oberste Schiffsgesetz verstosse. Nie-mand verlasse das Schiff ohne die ausdrückliche Erlaubnis des Kapitäns. Der Reisezwerg versucht sich zu wehren, indem er behauptet, es sei ja nur eine geistige, spirituelle, virtuelle Reise, und man sei gar nicht wirklich weg und

so weiter. Aber der Kapitän lässt sich nicht irritieren. Er hätte den Prospekt gesehen, in welchem man ganz klar, unzweideutig und unwiederlegbar davon spreche, dass die Abenteuer in echten, exotischen, fernen Häfen mit echtem Wein, echten Weibern und Gesang stattfänden. Da stünde kein Wort von spirituellem Ausflug.

Schliesslich willigt der Reiseplattformzwerger ein, dem Kapitän eine Provision zu bezahlen, zehn Prozent für jeden Ausflug. Als Steuer für die Bewilligung, an Land zu gehen in der Nacht. Das wurde sogar in den Prospekt geschrieben. "Vom Kapitän bewilligt!" Die Ausflüge explodieren. An Zahl und Preis. Bald weiss der Kapitän nicht mehr wohin er mit soviel Kohle gehen soll, die er verdient mit den Ausflugsprovisionen. Wahrscheinlich ist dann aus der Not seiner überfüllten Schatulle heraus die rettende Idee gereift, er könnte selber mal eine solche Reise machen. Immer nur zu Wetten gegen und für die Windstille, findet er doof. Ihm ist aber völlig klar, dass er unmöglich als Kapitän eine solche Vergnügungsreise antreten kann. Er kann ja nicht sein eigenes Schiff und seine Mannschaft zurück lassen. Ausgeschlossen! Also verkleidet er sich als Matrose, um anonym den Zaubersaft entgegen zu nehmen, ein kleines Fläschchen. 200 Drachmen. Er verriegelt sorgfältig die Türe seiner Kajüte, legt sich hin und stürzt das Gesöff in sich hinein. Bumm! Schwarz. Weg ist er.

Zwei windstille Tage später wird die Türe zur Kapitänskajüte mit einem Beil aufgehackt. Der Kapitän wird von seinem Ersten Offizier wach gerüttelt. Zuerst meint man er sei gestorben. Er hat aber nur sein Gedächtnis verloren. Der Kapitän weiss weder, wer er ist, noch, was er da macht wo er ist. Aber glücklicherweise merkt er rechtzeitig, dass er nichts mehr weiss und verheimlicht sein Unwissen. Er weiss, dass es gefährlich ist, wenn die anderen auch wissen, dass er nichts mehr weiss. Die Frage ist nun: Wie kam er in diese Situation, dass er ohnmächtig und am Morgen ohne Gedächtnis ins Leben zurück geholt wurde. Er beginnt nachzuforschen. Der Kapitän weiss nur, dass er Kapitän ist, weil man ihn so anspricht, hat aber keine Ahnung, was das bedeutet. Er nimmt den Ersten Offizier vertraulich zur Seite.

Kapitän: Mein Freund, lass uns ein offenes Gespräch führen.

Offizier: Wie offen?

Kapitän: Ganz offen. Sehr offen. Und es bleibt unter uns?

Offizier: Versprochen.

Kapitän: Gut. Wundere dich nicht.

Offizier: Weshalb sollte ich?

Kapitän: Ich stelle mich jetzt dumm, sehr dumm. Und werde dir ein paar sehr, sehr, sehr dumme Fragen stellen, die dich verwundern werden. Bist du darauf gefasst?

Offizier: Ich atme nochmals durch.

Kapitän:: Mach schnell.

Offizier: Du kannst kommen.

Kapitän: Okay. Kannst du mir sagen, was wir hier machen?

Der Offizier sieht den Kapitän fragend an.

Kapitän: Du musst nicht lange überlegen. Ganz spontan. Zack! Raus damit.

Offizier: Okay.

Kapitän: Kannst du mir sagen, was wir hier machen?

Offizier: Wir warten auf den Wind.

Kapitän: Wer ist das?

Offizier: Wie bitte?

Kapitän: Wer ist das?

Offizier: Wer wer?

Kapitän: Der Wind, auf den wir warten?

Der Offizier schaut den Kapitän fragend an.

Kapitän: Ist ja nur ein Scherz! Ich sagte dir doch, dass ich mich dumm stelle, weil ich hören will, wie du mir das erzählst, wenn man dich fragt, wer der Wind ist. Es ist ein Spiel. Verstehst du? Ich will mir anhören, wie du etwas erklärst, was jeder Trottel schon weiss.

Offizier: Okay.

Kapitän: Wer ist Wind?

Offizier: Der Wind ist die Bewegung der Luft.

Kapitän: Aha. Die Luft spaziert also hin und her?

Offizier: Nicht spaziert. Die Luft bläst umher.

Kapitän: Und was hat der Wind damit zu tun?

Offizier: Das Gebläse der Luft ist der Wind.

Kapitän: Aha! Ein Gebläse? Und wohin geht denn der Wind und woher kommt er und was will er überhaupt von uns?

Offizier: Hören sie, Kapitän. Ich bin mir solche Fragen nicht gewohnt. Ich bin nur ein einfacher Offizier. Können wir nicht ein anderes Spiel machen?

Kapitän: Jetzt noch nicht. Ich bin gerade daran zu gewinnen, weil du aufgeben willst. Du musst dich beruhigen, die Nerven behalten und einfach versuchen, meine Dummheit auszuhalten und dennoch vernünftig zu antworten. Geht das?

Offizier: Ich versuchs.

Kapitän: Ich habe eine gute Nachricht. Ich werde dich belohnen. Ich bezahle Dir einen Zuschuss für die Beantwortung dummer Fragen..

Beide lachen. Sie wissen aber nicht warum. Es wird wieder Ernst.

Kapitän: Fahren wir weiter. Bist Du bereit?

Offizier: Aber bitte nicht zu dumme Fragen, wenn's geht.

Kapitän: Dieser Wind, von dem du sprichst: Was hat der mit uns zu tun?

Offizier: Er bläst in unsere Segel, damit das Schiff fährt.

Kapitän: Das Schiff fährt? Warum?

Offizier: Weil es dafür gebaut ist von einem Hafen zum anderen zu fahren, übers Meer.

Kapitän: Was hat das Meer damit zu tun?

Offizier: Es trägt das Schiff, damit es fahren kann.

Kapitän: Das heisst also, dass das Schiff ohne Meer untergehen würde.

Offizier: Es kann auch im Meer untergehen.

Kapitän: Ach ja? Wie denn? Sie haben doch eben gesagt, das Meer trage das Schiff.

Offizier: Nur solange das Schiff nicht vollgelaufen ist.

Kapitän: Womit vollgelaufen?

Offizier: Mit Wasser.

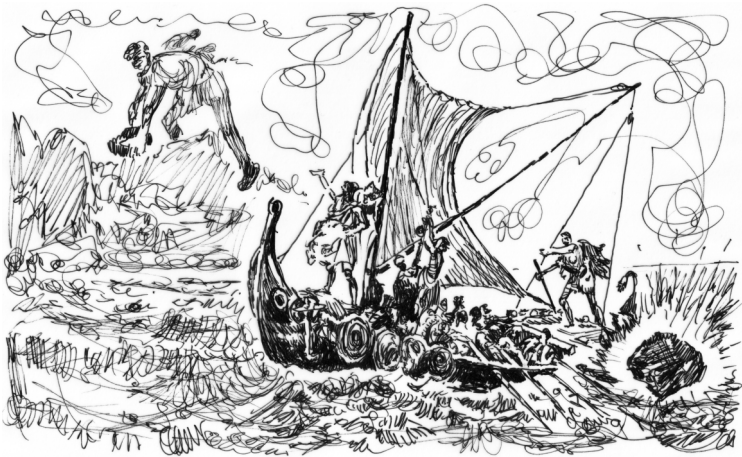
Kapitän: Vom Meer?

Offizier: Ja, Meerwasser.

Kapitän: Und warum trägt das Meer dann, wenn es ins Schiff gelaufen ist, das Schiff nicht mehr?

Offizier: Können wir jetzt nicht bitte ein anderes Spiel machen? Mir wird ganz schwindlig.

Nach einer Woche wird der Offizier krank und stirbt. Der Kapitän hat unterdessen genug Wissen zusammen getragen, um sich ein einigermaßen realistisches Bild davon zu machen, was er auf diesem Schiff verloren hat. Er wünschte im Nachhinein allerdings, er hätte nie danach gefragt. Es windet noch immer nicht. Langsam haben die Matrosen ihre nächtlichen Ausflüge in die Häfen satt, weil sie völlig kaputt sind und man sich immer drängender fragt, wohin man segeln würde, wenn es endlich wieder Wind gäbe.



*Bei Windstille träumt man von Action. Hier wird gerade Odysseus' Schiff vom geblendeten Zyklopen Polyphemos mit Felsbrocken beworfen.*

## IN DIE BERGE

*"Platon erzählt gegen Ende seiner Politeia, dass nach dem Tode die Seele eines jeden das Los zu einem neue Leben wählen müsse: Zufällig aber habe die Seele des Odysseus das allerletzte Los erhalten und sei nun herantreten, um zu wählen. Da sie aber in Erinnerung an ihre früheren Mühsale allen Ehrgeiz aufgegeben hatte, sei sie lange Zeit herumgegangen und habe das Leben eines zurückgezogenen, geruhsamen Mannes gesucht und gerade noch irgendwo eines gefunden, das die anderen unbeachtet hatten liegenlassen. Und als sie dies entdeckt hatte, habe sie gesagt, sie würde ebenso gehandelt haben, wenn sie das erste Los bekommen hätte, und habe es mit Freude gewählt. Ich bin sicher, Odysseus wählte das Los, ein Schweizer zu sein."*

Das ist eine höchst beachtliche Stelle am Schluss der berühmten Rede von Friedrich Dürrenmatt auf Vaclav Havel, den ehemaligen Dissidenten und frisch gewählten tschechischen Staatspräsidenten, aus Anlass der Verleihung des Gottlieb-Duttweilers Preises am 22. November 1990 in Zürich. Der Titel der Rede lautete: "Die Schweiz – ein Gefängnis", ein immer noch höchst aktueller Text.

Interessant finde ich Platons Idee, dass nach dem Tod die Seele selber wählen darf, wie das neue Leben aussehen soll, unter welchen Bedingungen es ablaufen soll. Man wählt sein Los selber. Dies beinhaltet ja auch den Gedanken, dass wir unser gegenwärtiges Schicksal bis zu

einem gewissen Grad selber in vorgeburtlichen Seelenleben gewählt haben, und auch, dass nicht äussere Kräfte uns willkürlich und grundlos in unser Leben schubsen, sondern vielleicht unsere Vorgängerseele das aktuelle Lebenslos gezogen hat. Ein persönlicher, willentlicher, karmischer Vorgang. Dass Dürrenmatt sicher ist, dass Odysseus ausgerechnet das Leben eines Schweizer wählen würde, ist kühn und mit der typisch Dürrenmattschen Ironie gewürzt.

Heldentum sieht in einem Schweizer Maiensäss etwas anders aus, als im Heerlager vor Troja. Wie passt Odysseus da hinein? Erinnern wir uns: Odysseus wollte ursprünglich gar nicht mitmachen beim Kriegszug der Griechen, um Helena aus Troja zurückzuholen. Er wollte sich vom Kriegsdienst drücken, war ein Kriegsdienstverweigerer. Odysseus hatte sogar eine List ersonnen, um die Prospektoren bei ihrem Besuch auf Ithaka zu überzeugen, dass er völlig ungeeignet sei als Kriegsgefährte. Als die Sendboten ankommen, die Odysseus abholen wollen, sehen sie, dass der König von Ithaka, in Lumpen gehüllt, und vor einen Pflug geschirrt einen Acker pflügt. Er spielte den Irrsinnigen und quasselte unverständliches Zeug. So hat man früher bei der Aushebung für die Schweizer Armee auf dem Sihlhölzli in Zürich auch gelegentlich versucht einen psychischen Schaden glaubhaft zu machen. Thomas, mein

Freund in Kientalerhof, ist sogar zur Aushebung im wal-lenden Gewand eines Hare Krishna Jüngers erschienen, ist beim Schnellauf seelenruhig über die Tartanbahn spa-ziert und hat Lieder gesungen. Er war cleverer als Odys-seus. Oder die Aushebungsoffiziere waren dämlicher. Tho-mas musste jedenfalls nicht zur Rekrutenschule in die Kaserne. Odysseus ' Trick jedoch flog auf. Die Prospek-toren nahmen nämlich seinen Sohn, Telemachos, der noch ein Säugling war, und legten ihn auf den Acker, wo der Pflug durchziehen musste. Da aber schrack Odysseus zu-rück und sein Trick flog auf. Das kostete ihn ein paar Jah-re Kriegsgemetzel in Troja und zehn Jahre Irrfahrt. Von daher ist die Idee tröstlich, dass wir Bünzlischweizer al-les ehemalige Odysseus-Typen sind, Helden im Ruhe-stand. Ausserdem ist Wilhelm Tell doch der perfekte Odys-seus der Schweiz. Er hat ja seine Skipperkünste auf dem Urnersee eindrücklich bewiesen, als er im Sturm bei der Tellsplatte vom Schiff an Land sprang und im Urner Ge-hölz untertauchte.

Nun aber noch zur Sache mit der Schweiz als Gefäng-nis. Eingeführt wird das Thema mit den Gefängnissen, in welche Vaclav Havel gesteckt wurde, während die Schweiz, wie Dürrenmatt darlegt, selber ein Gefängnis ist,

*".. wohinein sich die Schweizer geflüchtet haben. Weil alles ausserhalb des Gefängnisses übereinander herfiel und weil sie*

*nur im Gefängnis sicher sind, nicht überfallen zu werden, fühlen sich die Schweizer frei, freier als alle andern Menschen, frei als Gefangene im Gefängnis ihrer Neutralität. Es gibt nur eine Schwierigkeit für dieses Gefängnis, nämlich die, zu beweisen, dass es kein Gefängnis ist, sondern ein Hort der Freiheit, ist doch, von aussen gesehen, ein Gefängnis ein Gefängnis und seine Insassen Gefangene, und wer gefangen ist, ist nicht frei: Als frei gelten für die Aussenwelt nur die Wärter, denn wären diese nicht frei, wären sie ja Gefangene. Um diesen Widerspruch zu lösen, führten die Gefangenen die allgemeine Wärterpflicht ein: Jeder Gefangene beweist, indem er sein eigener Wärter ist, seine Freiheit."*

### Eine saubere Lösung: Der Schweizer ist damit

*.. gleichzeitig frei, Gefangener und Wärter. Das Gefängnis braucht keine Mauern, weil seine Gefangenen Wärter sind und sich selber bewachen, und weil die Wärter freie Menschen sind, machen sie auch unter sich und mit der ganzen Welt Geschäfte, und wie! Weil auch die Wärter Gefangene sind, kann unter ihnen der Verdacht aufkommen, sie seien Gefangene und nicht Wärter oder gar frei, weshalb die Gefängnisverwaltung Akten von jedem anlegen liess, von dem sie vermutete, er fühle sich gefangen und nicht frei, und weil sie das bei vielen vermutete, legte sie einen Aktenberg an, der sich, je weiter man forschte, ... als ein ganzes Aktengebirge erwies, hinter jedem Aktenberg tauchte ein neuer auf. Aber weil das Aktengebirge nur im Fall verwendet werden sollte, wenn das Gefängnis angegriffen würde, und da es nie angegriffen wurde, fühlten sich die Wärter, als sie von den Akten erfuhren, die über sie erstellt worden waren, plötzlich als Gefangene und nicht frei, sie fühlten sich so, wie die Gefängnisverwaltung nicht wollte, dass sie sich fühlten. Um sich aber wieder frei fühlen zu können und als Wärter und nicht gefangen, verlangten die Gefangenen von der Gefängnisverwaltung Aufschluss darüber, wer die Akten angelegt hatte. Aber da das Aktengebirge so gewaltig ist, kam die Gefängnisverwaltung zum Entschluss, dass es sich selber angelegt hat."*

Ich frage sie: Hat Odysseus' geplagte Seele es wohl bedacht, als sie für sich das Los eines Schweizers wählte?

## NACH PATMOS

29. 10. 2022, Landquart, Schweiz

Ein prächtiger, ungewöhnlich warmer Endoktober-Tag. Rekordtemperaturen, fast wie im Sommer. Alles ist auf den Beinen. Ich spaziere vom Waldcampingplatz aus mit dem Rucksack zum Bahnhof. Es ist Samstag. 16.35 Uhr. Flughafen Zürich, Kloten. Check-In. Sehr zügig. Die Acryl-Farbtuben, die ich eingepackt habe, um in Patmos das Bild zu malen, wie ich es Roula und Jakovos im Frühjahr versprochen hatte, winken die Zöllner durch, aber die Kabel meines Computers wollen sie ganz genau sehen. Niemand, ausser irgend eine Maschine die piepst, weiss warum. Um 17.25 Uhr wird das Gate bekannt gegeben. Abflug um 19.10 Uhr. Schon wieder Flughafen. Dieses Jahr war ich mehr als sechs Monate unterwegs. So lange wie noch nie. Um 23 Uhr landet der Jet in Rhodos. Ich muss nicht auf mein Gepäck warten, weil ich nur mit dem Rucksack reise, bin der erste, der das Flughafengebäude verlässt und nehme ein Taxi zum Hotel, nahe der Altstadt von Rhodos. Der Taxidriver sagt, dass in dieser Nacht auf Winterzeit umgestellt wird. Um vier Uhr werde auf drei Uhr zurückgestellt. Das heisst, ich kann eine Stunde länger schlafen.

Bei der Ankunft im Hotel, kurz nach Mitternacht, ist niemand an der Reception. Ich suche überall. An der gläsernen Eingangstür ist mit Klebeband eine Notiz angebracht, dass man Frank anrufen könne. Er nimmt tatsächlich ab. Der Schlüssel sei hinter der Statue des Perikles im Eingang links. Das Zimmer ist im ersten Stock. Es stimmt alles. Ein schönes grosses Appartement. Schade, dass ich nicht länger bleiben kann.

Um 6 Uhr morgens stehe ich auf und nehme ein Taxi zur Schiffslände der Dodekanissos Fähren. Um sieben Uhr geht dort die Billettschalterbude auf. Ich erhalte mit meiner Reservation das Ticket. Eine Reservation wäre gar nicht nötig gewesen, aber auch bei mir hat sich dieser Internet-Plattform-Blödsinn eingenistet. Es sind nur etwa fünf Passagiere an Bord. Um acht fährt das Katmaran-Schnellboot aus dem Hafen von Rhodos, in Richtung Patmos. Gestern habe ich mich etwas verloren gefühlt, wie auf einer Flucht ohne Bedrohung. Heute morgen ist alles weg. Ich bin einfach unterwegs. Die Sonne scheint einvernehmlich.

Um 12.30 Uhr passiert das Katamaran Schnellboot die Lipsi Inseln. Sie sind abgewaschen, abgerundet, abgeschliffen, nicht verwittert, nicht kluftig, nicht vom Regen zerfurcht. Es sind Spuren von Überschwemmungen. Auch in Kos sieht man deutlich an der Morphologie wie hoch die

grössten Katastrophenwellen die Insel überspült haben. Erst ab etwa 200 Metern über Meer beginnt die kluftige, zerwitterte Bergwelt. Darunter ist alles von Überspülungen gerundet, Rinnen gefüllt, geröllig abgeflacht.

Ein flacher Streifen erscheint am Horizont über dem Meer, dann heben sich ein paar Hügel daraus empor. Daraus wiederum sprosst das Kloster von Patmos. Die Hafeneinfahrt öffnet sich. Der Katamaran fährt zügig am Leuchtturm vorbei, der zu äusserst auf der Wellenbrechermauer steht. Um 13.00 Uhr klappt die Landebrücke des Schiffes auf die Hafenmole in Patmos.

Herzliches Willkommen in der Villa Zacharo. Jakovos und Roula sind freudig überrascht, dass ich das Versprechen, das letzte Bild von Michailis fertig zu malen, nicht vergessen habe. Jakovos hat gemeint ich käme gestern an. Vielleicht haben sie schon befürchtet es klappe wieder nicht.

Wir setzen uns zusammen in den Salon. Roula hat nicht ganz verstanden, was ich vor habe. Erst als ich ihr die Idee mit dem Fenster und den zwei Flügeln erkläre, versteht sie. Sie geht in die Küche, holt einen kleinen, altehrwürdigen Tryptichon, der dort aufgestellt ist. In der Mitte ist Johannes zu sehen, rechts der heilige Nikolaus, links die Mutter Gottes mit Jesuskind, die Panagia. Ja. Sage ich.

Das ist es. Ein Tryptichon. So mache ich das. Das Mittelbild ist das letzte Bild von Michailis. Die beiden Flügel rechts und links bemale ich. Aussen farbig, innen nur Schwarz und Weiss. Jakovos nickt. Er sagt, dass wir morgen zusammen die Holzplatten für die Bildflügel kaufen werden. Auf dem Stadtplan von Skala zeigt er mir ausserdem, wo es ein Geschäft für Baumaterialien, Werkzeuge, Pinsel und Farben gibt. Vielleicht kann ich da einen breiten Pinsel, und ein paar zusätzliche Acrylfarben finden: Leuchtendes Gelb, Rot, Grün, und transparentes Blau. Vielleicht auch Hellblau, Coelin.

Ich bin im ersten Stock, im Zimmer Nummer eins untergebracht, mit Balkon zur Strasse und doppelflügeligem Fenster, ostwärts hinaus, zum grossen Garten mit Kohl, Broccoli, Gurken Zucchetti, Bohnen, Salat und Kräutern. Dahinter erhebt sich der Hügel von Chora und darauf thront, wie eine dunkle Krone, das festungsartige Kloster des Johannes des Theologen.

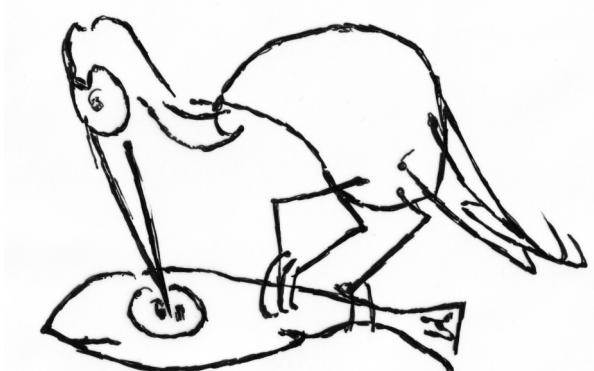
Jakovos erzählt mir, dass er vielleicht in zwei Wochen, nach Kreta gehe. Sein Bruder hätte bereits mit der Oliveernt begonnen. Er selber wolle aber noch warten bis sie süsser und weicher sind. In Kreta habe es sehr viel geregnet, im Unterscheid zu hier auf Patmos. Ich werde jedenfalls schauen dass ich bis zum 15. mit dem Bild fertig bin.

Die Montage der Triptychonflügel wird eine Herausforderung sein, weil das letzte Bild von Michailis nicht von der Wand entfernt werden kann. Die MDF-Bildplatte ist bündig mit dem Täfer in die Wand eingesetzt, geschraubt oder geleimt, der Rahmen darum auf dem Täfer festgenagelt. Sehr ungewöhnlich.

Geldwechsel in der Bank of Greece. Man will meinen Pass sehen, verlangt Adresse, Telefonnummer und Email und ausserdem, dass ich einen Blankozettel unterschreibe auf welchem man später, wenn man Zeit hat, sämtliche Nummern der Dollar Banknoten, jede einzeln im eigenen Feld einer Tabelle, aufschreiben muss. Unglaubliches Kontroll-Theater. Jeder wird vorsorglich als Gauner, Mafiosi, Geldwäscher und Krimineller verdächtigt. In Piräus hingegen muss man in den Wechselstuben nicht mal den Pass zeigen und ist der Kurs erst noch besser.

Die Bankfiliale in Patmos wird innen gerade umgebaut. Der Schalterraum ist eine chaotische Baustelle, fehlende Wände, von der Decke herabhängende Kabel, komplette Unordnung, Staub, Lärm, Dreck und Bauschutt neben den Tischchen mit den Computern. Kunden, Angestellte und Bauarbeiter stehen gemischt ducheinander. Niemand weiss, wo die Schlange zum Anstehen ist und wo der Schalter und wo die Arbeit. An einer Wand hängt das ziegelfarbi-

ge Tonrelief eines Künstlers. Das Kunstwerk zeigt einen Reiher, der einem Fisch, den der Vogel in den Krallen hält, das Auge aushackt. Sehr speziell für eine Bank.



*Skizze des Kunstwerks in der Bank of Greece Filiale in Patmos.*

Am Abend gehe ich ins Gorgones Restaurants. Es ist ab 18 Uhr geöffnet. Fast alle Tavernen sind sonst geschlossen. Die Touristensaison ist vorbei. Zu beiden Seiten der Eingangstüre sind Schutzamulette montiert, ein Auge mit drei Anhängern mit Schmuckperlen. Das Abendessen bereitet der Chef persönlich zu. Es gibt frittierte Calamares mit Reis, und Broccoli, knackig gedämpft mit Olivenöl und Zitrone. Köstlich. Dazu trockenen Weisswein.

## DAS ABLAUFDATUM - TEIL 4

Zeugenberichte von einer Paradiesparty:

«Der Eintritt ins Paradies ist eine irrsinnig beeindruckende Erfahrung. Am Schluss empfängt Gott jeden Kandidaten persönlich und redet zu ihm von Angesicht zu Angesicht, im Allerheiligsten, wo nie ein Lebendiger je eintrat, um wieder lebendig heraus zu kommen. Jeder wird darin entrückt ins Paradies. Das ist geil.

Der Jubel der Angehörigen und der vielen Besucher, der Zaungäste und des ganzen Klerus ist unbeschreiblich. In treppenartigen Bankreihen sitzend, oder stehend hinter goldenen Absperrgittern mit Kerzenleuchtern und Trompeten, winken sie mit Fahnen und Konfettis werfend den Menschen zu, die ihr Ablaufdatum erreicht haben und mit vollem Verdienst ins Paradies unterwegs sind. Nie sieht man einen, der umkehren will. Alle Paradiesgeweihten schreiten heiteren Gemüts, ja in Verzückung, enrückt, lachend und bedeckt mit Blumen und Abschiedszettelchen und guten Wünschen inmitten des Ehrenspaliers zum grossen Tor der Erlösung mit dem goldenen Hologramm des Engels, der seine Arme ausbreitet und mit den mächtigen Jubilierkanonen links und rechts, den Paradiesbläsern, die Posaunen erschallen lassen, dazu ein grosser Chor von in

langen Gewändern gekleideten Männern und Frauen und Kindern. Alles gratis, Reise, Verpflegung, Getränke, feinstes Essen, ein ganzes Bankett an Köstlichkeiten. Das Paradies lässt sich nicht lumpen. Alles ist mehr als üppig finanziert von den Verlängerungsgebühren. Man hat Geld und Waren zum Vergeuden. So muss Party. Wegen dem Ablaufdatum der Menschen hat eben auch das Geld ein Ablaufdatum. Es muss rausgehauen werden zum Gaudium des Paradiesvolkes, das deswegen in Eintracht hinter der Regierung steht.»

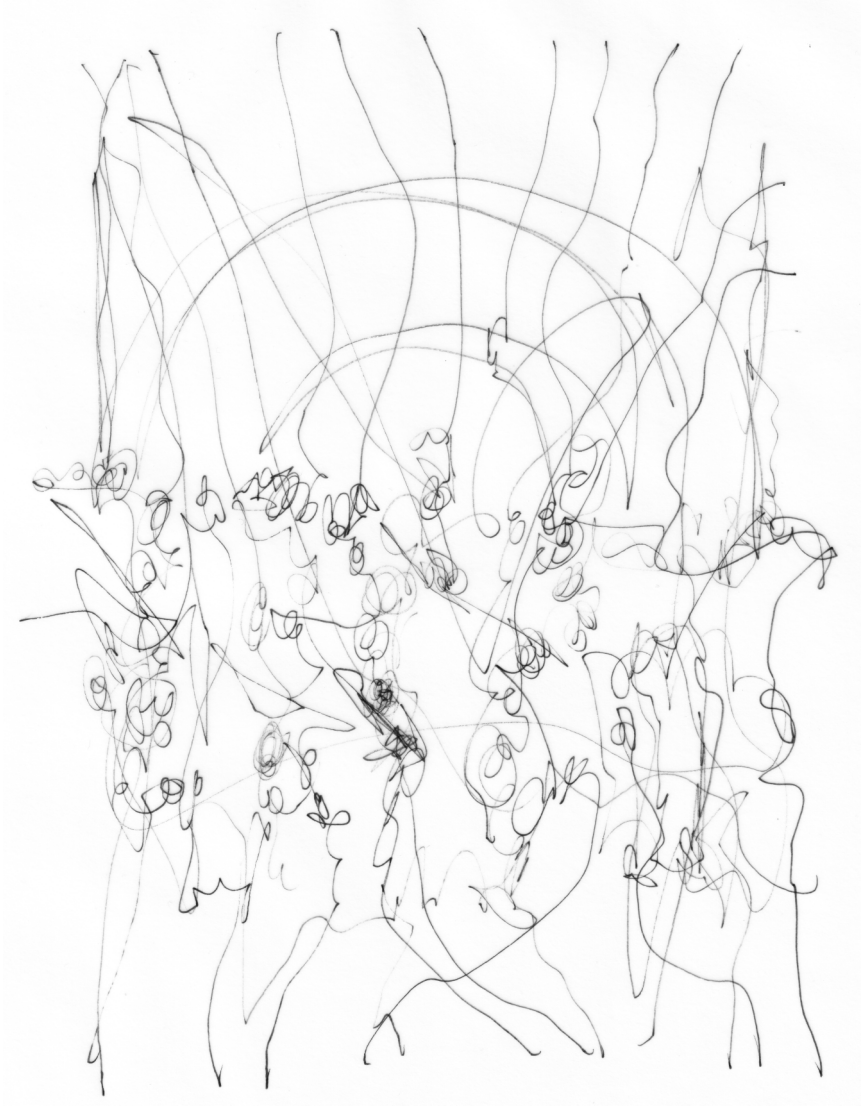
Eine weiterer Zeugin:

«Die Paradiesevents werden von Tag zu Tag opulenter und sie dauern immer länger an, manchmal mehrere Tage hintereinander, vor allem wenn Prominente ins Paradies einrücken, Schauspieler, Fussballer, Gewinnerinnen von Schminckwettbewerben, Protrandische Zwitter, Politiker. Dann ist der Teufel los an den Paradiesevents. Auch Schulen sind dann geschlossen. Alles wird nur noch investiert für die Himmelfahrt. Manchmal muss die Polizei eingreifen, wenn Scharen von Jungs aus dem Publikum, weit vor dem Ablaufdatum, in religiöser Aufwallung den roten Teppich küssen und das Paradies stürmen wollen, mit den Schlachtruf: "Lass mich rein, lass mich rein. Ich kann nicht

mehr warten!" Aber natürlich lässt man Leute, die das Ablaufdatum noch nicht erreicht haben nicht rein. Wo käme man da hin. Das Paradies muss man sich verdienen.»

Ein Reporter:

«Täglich gehen an den Ablaufdatumsparties Tausende ins Paradies ein. In allen Städten mit über 100'000 Einwohnern, gibt es ein eigens dafür errichtetes Paradiesgebäude, wo die Himmelfahrenden verarbeitet werden. Meist befinden sich die Erlösungstore an uralten Kraftorten, also da, wo früher Tempel und Kirchen von primitiven Heiden standen, von denen Säulen und Glocken und Minarette übernommen wurden, um zu zeigen, wie tolerant, offenherzig und grosszügig man gegen alle ist, die ins Paradies wollen, egal an was sie glauben. Aber rein kommen eben trotzdem nur die mit dem Taufchip. Das ist hart für die paganen Sünder, die draussen bleiben müssen. Mir tun sie irgendwie leid.«»



## GESUNKENER SCHLEPPER

Jakovos und ich gehen die Holzplatten einkaufen für die beiden Flügel des Triptychons. Er fährt zuerst nach Kambos und von da links hinauf zu einer Schreinerei auf einer Bergkuppe. Wir kaufen, aufs exakte Mass geschnitten, zwei Schichtplatten, zehn Millimeter dick, jede circa einen Quadratmeter gross.

Jakovos sagt dass er Herzprobleme habe und deshalb in Athen beim Doktor war. Dieser habe mit einem Ballönnen seine Arterien vergrössert und gängig gemacht. Er könne nicht mehr arbeiten wie früher. Er ist 73 Jahre alt. Sein Bruder lebt in Kreta. Ihr Olivenhain ist nahe Rethymnon, etwas erhöht auf einer Terrasse, von der es nachher steil bergan geht. Er sagt dass die Olivenernte hart sei. Er stehe um 6 Uhr auf, mache alles bereit für die Arbeit ab 8. Um 16 Uhr sei Schluss für die Arbeiter, dann gehe er aber noch mit den Oliven zur Presse, was bis 19 Uhr dauere und dann bereite er alles vor für den nächsten Tag, sodass er selten vor 22 Uhr ins Bett käme. Er will mir den Trip zu den Oliven ausreden. Ich dränge nicht. Mal schauen, wie alles läuft. Wohin die Reise will.

"Die Banken sind Banditen " schimpft Jakovos als ich ihm erzähle, dass sie beim Wechseln jede einzelne Nummer jeder Dollar Banknote aufschreiben müssen.

Ein Riesenschiff ankert vor der Hafeneinfahrt. Ein Shuttleboot holt aus dem Bauch der gigantischen Kreuzfahrtschachtel Passagiere in Portionen ab. In den Hafen von Skala können die Kreuzfahrtschiffe derzeit nicht fahren wegen einem Unfall vor zehn Tagen. Ein Schlepper hatte in heftigem Sturm versucht, eines der titanischen Traumschiffe aus dem Hafen in tieferes Wasser zu ziehen. Dabei kam der Schlepper selber in Schwierigkeiten und sank. Jetzt ist unmittelbar ausserhalb der Wellenbrechermauer, in der Fahrinne des Hafenbeckens, eine Wasserzone mit gelben Fahnenbojen markiert, wo Taucher in zwölf Meter Tiefe versuchen Stahlseile am gesunkenen Schleppschiff anzubringen, um es zu heben.

Jakovos erzählt, dass manchmal 3000 Touristen mit einem einzigen Schiff ankämen. Sie überfluten das kleine Skala. An manchen Tagen ankern sogar zwei solche Touristenkähne gleichzeitig vor Skala. Das sei dann zuviel, ob schon alle gut davon leben.

Auf der gemütlichen Autofahrt von Kambos zurück nach Skala sehe ich an den Hängen alte Terrassierungen, die man

vor langer Zeit in mühseliger Arbeit errichtet wurden. Alle Pflanzflächen darauf sind ungenutzt und überwuchert, die Stützmauern zerfallen. Früher habe man hier Getreide angebaut, sagt Jakovos. Heute werde alles importiert. Auch im Westen der Insel, beim Dimitria-Heiligtum, gab es einst ein Dorf und eine weite Fläche für den Getreideanbau, deren Schutzgöttin Demeter war. Noch vor hundert Jahren waren Reben und Felder für Getreide und Kartoffeln und Gemüse bis ans Meeresufer überall bestellt. Heute ist alles flache Terrain überbaut. Man sei komplett abhängig von Einfuhr und Handel. Nur das Öl mache er in Kreta noch selber und hier in Patmos etwas Gemüse und Salat in seinem Garten, neben dem Hotel, gleich unter meinem Zimmerfenster. Heute Morgen kam dort ein kleiner Lastwagen an. Er brachte eine Ladung Ziegen- und anderen Mist. Jakovos stand beim Ablad daneben. Er stammt aus einer anderen Zeit.

Ich spaziere zum Werkzeug- und Farbenladen, den mir Jakovos empfohlen hat. Er liegt etwas versteckt zwischen den Häusern, in der zweiten Reihe von Skala. Da kaufe ich je einen kleinen Topf Acrylfrabe Weiss, Schwarz, Blau und Gelb. Das ist für die Grundierung. Ich hoffe, dass die Acrylfarben, die ich mitgebracht habe, leuchtend genug sind. Sonst muss ich dann noch andere Farben suchen. Die Frage ist nur, wo?



*Provisorisches Atelier auf der Terrasse des Hotels "Villa Zacharo", direkt an der Strasse hinauf zum Johannes-Kloster in Chora. Hier befand sich vor dem Tod von Michailis seine berühmte Pizzeria mit rund zwanzig Tischen.*

MITTWOCH, 1. NOVEMBER

Frühstück. Schleifen und grundieren der Holztafeln des Triptychons. Erste Grundierung in Weiss. Um 11 Uhr, zweiter Anstrich in Weiss. Danach spaziere ich zur Busstation am Hafen. Der Chauffeur der einzigen Buslinie auf Patmos, hat eine lebendige Pflanze auf der Ablage seines Armaturenbrettes platziert und dazu Fotos seiner Liebsten, Verwandten, Bekannten und von Johannes dem Theologen und sonstigen Heiligen, die die Frontscheibe des Mercedes umrahmen. Ursula hat mir erzählt, dass Nikos immer eine Basilikumpflanze in einem Tontopf auf seinem Schiff dabei hatte. Es sind Schutzfetische. Glücksbringer. Aber der Buschauffeur hat auch andere Dinge im Bus aufgehängt, Heiligenkärtchen, Getreidestengel, die zu einem Kranz geflochten sind und vieles mehr. Ich bin fast der einzige Passagier. Es spielt nur noch ein Kind in einem der hinteren Sessel, vermutlich eine kleine Tochter des Chauffeurs und eine ältere Frau, ganz in schwarz gekleidet, thront auf dem vordersten Ausguckplatz.

Als ich in Kambos aus dem Bus steige, ist alles menschenleer. Der Wind spielt mit den Fahnen; mit der blau-

weissen griechischen und mit der leuchtend gelben der Patriarchen von Byzanz, mit dem schwarzen, doppelköpfigen Adler. Die Fahnen flankieren den Eingang der Kirche mit den weissen Kuppeln und dem freistehenden Glockenstuhl. Panagos sitzt in seiner Taverne. Er kennt mich noch vom Frühjahr und grüsst.

Eine surreal knallige, dunkelmagenta blühende Bougainvillea strahlt im Sonnenschein an der Hausmauer der Taverne. Auf dem Fensterbrett hat es eine Pflanze die mich an Artemisia erinnert. Sie heisst Lambri sagt Panagos. Ab und zu rollt ein Auto vorbei, dessen Pneus über das Natursteinpflaster klatschen. Panagos bringt Broccoli. Nur mit Öl und Zitrone. Das Öl ist grüngelb. Asklepiadennahrung.

Panagos ist so alt wie ich. Er hat eine natürliche Tonsur, einen Kranz von Haaren um eine flache Glatze. Kein Bart, dafür dicke, struppige Brauen. Er geht leicht vornüber gebeugt, mit etwas eingezogenem Kopf, so, als sei er in einem Zwergenhaus aufgewachsen. Er trägt immer eine naturweisse, bestickte Schürze, hat wache, leicht schelmische Augen und eine sonore, angenehme, kehlige Stimme. Er kennt jeden, der vorbeifährt, ob zu Fuss, auf dem Töff im Auto, Lastwagen oder Bus. Eine Frau kommt mit dem Roller und holt eine Plastiktüte mit Essen.



*Panagos und Lydia vor dem Eingang ihrer Taverna in Kambos. Mit dem Bus ist man von Skala in zehn Minuten hier.*

Der Hauptplatz von Kambos wird überragt von drei mächtigen, hölzernen Stämmen, die wie Masten eines gestrandeten Schoners in den Himmel ragen. Es sind Pfeiler für die elektrische Versorgung. Sie überragen die Kirche deutlich. Oben an den Masten ist ein kreuzartiges Gewirr von Gestängen für eine Vielzahl von Kupferleitungen befestigt, alle über Keramikisolatoren geführt und tiefer hinab auf kleine Porzellanzapfen verdrahtet, und abgeleitet zu einem schweren, grauen Transformator, der zwischen zwei dicken Holzpfeilern auf einem Podest steht und mit einem etwas tiefer gelegenen Kondensator verkabelt ist. Es fehlen nur Segel und es wäre ein stolzes Schiff mit Takelage unter Strom. Auffällig sind die drei Masten, weil sie nicht aus Metall und nicht aus Beton, sondern echte, pfeilgerade Baumstämme sind, nur entrinnet, vermutlich Fichte oder Araucarie, mit vielen dunklen Astlöchern. Eine Kiefer wächst nicht so gerade.

Vor dem Eingang zur Taverna hängt ein Plastikstrumpf mit ganzen Knoblauchknollen. An der Unterseite des Türbalkens sind mit schwarzer Farbe einige Zeichen aufgemalt. Sie sehen aus wie Striche von Kohlestücken.

Nach dem Essen spaziere ich hinunter zum Strand von Kambos. Ein tuckerndes, nagelndes Geräusch nähert sich.

Es ist Nikos Vater, der von unten herangefahren kommt auf seinem königsblauen Einachser. Der wie aus Olivenholz geschnitzte Greis präsentiert einen schweren, schwarzen Schnurrbart, der breiter ist als sein hakennasiger, ledrig gegerbter Kopf. Kein einziges graues Haar. Er sitzt mit bolzengeradem Rücken und dem unbeirraren Blick eines Kapitäns auf dem Blechsitze hinter seiner himmelblauen Knatterbüchse.

Nach dem Baden kehre ich zum Kambos Platz zurück, um auf den Bus zu warten, der mich nach Skala zurück bringt. Ich setze mich auf ein Sims an der Aussenmauer der Kirche. Das Schnorcheln war erfrischend. Das Wasser glasklar, fast wellenfrei. Hier aber gibt es weniger Fische zu sehen als an der Meloi Beach.

In der Villa Zacharo angekommen, mache ich eine erste Vormalung: Himmel. Meer. Erde. Die chinesischen Acrylfarben sind von mieser Qualität. Sehr opak, gestreckt mit billigen Füllstoffen, die die Pigmente stumpf machen. Das wird nicht leuchten. Ich kann nicht lasierend malen. Die Farben sind zu flach, für das, was mir vorschwebt. Ich brauche andere Farben. In Patmos gibt es sie aber nicht. Ich muss morgen mit der Fähre zur Insel Kos fahren. Da gibt es in der Altstadt eine Papeterie, die ich von früheren Reisen kenne. Das Schiff nach Kos verlässt Patmos täg-

lich um 3.05 Uhr nachts. Um 23 Uhr nachts kann ich dann von Kos kommend wieder in Patmos zurück sein. Roula bringt mir einen Sack voller Snacks, Mandeln, Cheese-crackers und Schokolade. Ich habe noch Datteln dazu gekauft, Kefir, Früchte und Oliven.

### FREITAG, 3. NOVEMBER

Gestern war ich den ganzen Tag in Kos. Die Stadt ist verriegelt, geschlossen, menschenleer. Das Schiff, das um 19.40 abfuhr, war gerammelt voll. Alle Passagiere sind Angestellte, die nach der Arbeitssaison nach hause fahren. Es sind hunderte. Jakovos hatte mich gewarnt, dass ab 31. Oktober in Kos alles still steht. Das ist wortwörtlich wahr.

Zum Glück finde ich zuvor noch in der Papeterie beim Marktplatz zwei vielversprechende chinesische Acrylmal-kästen und eine Tube Titanweiss. Damit sollte das Bild fertig zu stellen sein. Als ich um 23 Uhr aus der Fähre ausstiegen bin und in der kühlen, einsamen Nacht, zum Hotel Villa Zacharo spazierte, musste ich schmunzeln. Es fühlte sich schon an, als käme ich nach hause.

Ich stehe erst um 8.00 Uhr auf, weil ich ausschlafen will, beginne gleich zu malen, gehe aber nicht schwimmen. Roula lädt mich ein zum Mittagessen um 14 Uhr. Sie macht eine fantastische Linsensuppe, mehr ein Mus, dazu gibt es Tomaten, Karotten, Randen, Kohlblätter, Oliven aus Jakovos Hain in Kreta, alles schmeckt wundervoll. Auch ein Stück Feta gibt es dazu. Jakovos betont stolz, dass alles Gemüse aus dem eigenen Garten sei. Die Familie besitzt noch einen zweiten Garten, auf der anderen Seite der Gartenmauer.

Eine Cousine von Roula ist mit uns und ein kleiner Junge kommt ebenfalls vorbei zum Essen. Er will aber nur mit dem Handy von Jakovos spielen. Roula füttert ihn, während er, wie ein kleiner Pharao auf ihrem Schoss thronend, gamet und Videos schaut.

Ich sehe in der Küche Fotos von Michailis, den ich auf meinem Tableau abbilden werde, krauses Haar, sympathischer, kräftiger Typ, der Anflug eines schüchternen Lächelns. Seine Mutter ist auf einem anderen Foto zu sehen. Sie ist die Grossmutter von Roula. Sie könnte aus der Schweiz stammen. Aus Graubünden.

Die Bedienstete des Hotels, Adonetta, ist ebenfalls mit uns beim Mittagessen. Sie putzt und wäscht und macht Ordnung. Sie hilft auch im Garten. Gestern hat sie den ganzen Ziegenmist, den man abgeladen hatte, umgeschau-

felt in eine mit Brettern begrenzte Umzäunung, den Miststock oder Komposthaufen.

Es tänzelt eine zappelige Schar von Kohlweisslinge über den Garten. Sie sind magisch angezogen vom Broccoli. Prächtige Sonne. Wolkenlos. "Alles wartet auf Regen", sagt Jakovos. Und lacht.



## DAS ABLAUFDATUM - TEIL 5

Der Vize-Erzengel:

«Man kann Geld im Paradiestaat auf genau zwei Arten verwenden. Entweder man bezahlt für die Lebensverlängerung, was legal ist, oder man zahlt für das Abtauchen, was illegal ist, abtauchen in die Hölle. Jeder ist völlig frei, und wird nicht im geringsten beeinflusst. Jeder ist selber für sich verantwortlich, nachdem er alle Cookies akzeptiert und den Taufchip bekommen hat.

Klar gibt es viele spendable und von allen Tugendhaften und Gutmenschen unterstützte Hilfswerke, die den armen, sündigen Menschen helfen, sich aus der Hölle zu befreien. Aber wir können natürlich im Paradies nicht alle brauchen, die so tun, als stünden sie auf unserer Seite. Wenn es dem guten Geist nicht passt, wird keiner getauft.

Wir haben für die Massen von Menschen, die aus der Hölle flüchten wollen und zu uns ins Paradies strömen, spezielle Zonen eingerichtet, eine Art Vorparadiese, die wir bis hinunter zum molekulären Zellmetabolismus kontrollieren, um sicher zu stellen, dass nur mit dem Paradies kompatible, ehemalige Höllenbewohner zu uns kommen

und getauft werden, was leider selten genug vorkommt, ausser einer, der in der Hölle schmort hat viel Geld. Denen bieten wir die Chance, es uns abzugeben, als Gegenleistung für ein paar Verlängerungsjahre.

Damit wir uns richtig verstehen: Am Ablaufdatum, also mit 60, oder sogar noch früher, kommen die nicht rein. Es wäre unsolidarisch und ungerecht gegenüber den regulär getauften Paradiesanwärter, wenn man sich einfach so aus der Hölle ins Paradies einkaufen und abschleichen könnte. So nicht! Deshalb haben wir es so gemacht, dass sich externe Paradiesanwärter nur Verlängerungen kaufen können. Verstehen sie? Meist dauert es nicht allzu lange, bis die Kohle weg ist und der zuvor bonzige Höllenflüchtling wird nach ein paar Jährchen des unehrenhaften Alters, falls er die überhaupt überlebt, was gar nicht so sicher ist, bei den gesundheitlichen Bedingungen in der Hölle, dann doch ins Paradies aufgenommen wird.

Meisten laufen geldsäckige Konvertiten zu hinterst am Umzug mit. Es hat sich rituell eingebürgert, dass Zuschauer der Paradiesparty aus Zeichen der Missbilligung, sobald die Konvertiten auftauchen, die Tribünen verlassen und nach hause gehen. So nehmen auch bekehrte Höllenhunde ein trauriges Ende. Hätten sie früher aufgepasst, kann man da nur sagen.»

Eine Politikerin:

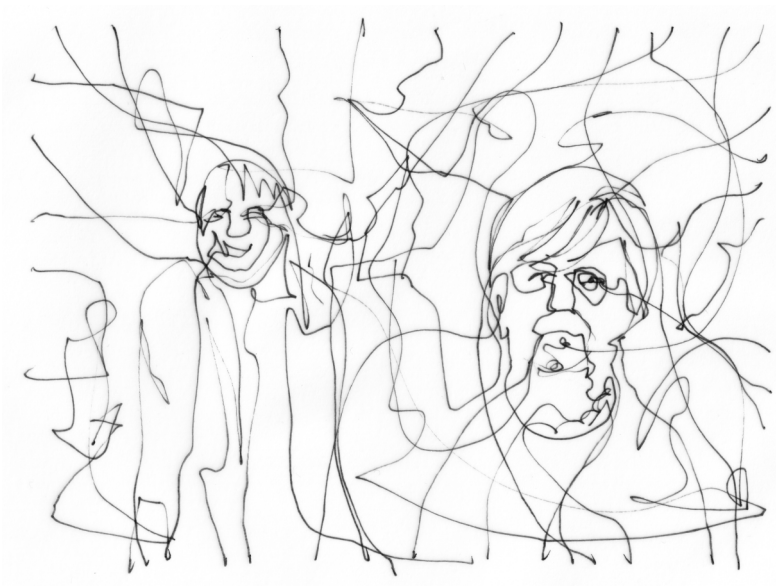
«Mit denjenigen Getauften, die untergetaucht sind, von ihrem Ablaufdatum keinen Gebrauch gemacht haben, um uns ganz klar auszudrücken, also im Falle, dass man ihrer habhaft wird, nicht ihrer Daten, was ja kein Problem ist, sondern ihrer Körper, dann ist das Prozedere etwas anders, als bei denen, die stolz, mit erhobenem Haupt und von der ganzen Gesellschaft geachtet, ins Paradies hinein marschieren.

Wenn die genetische Identität festgestellt wurde, was kein Problem ist, weil die DNA im Taufchip unverwechselbar dokumentiert ist, dann bleibt selbst ein Mensch, der seinen Taufchip ablegt, für uns weiterhin ein Getaufter. Das ist Gnade. Einmal getauft, immer getauft. Geschehe was möge. Es ist das Wunder der Barmherzigkeit, das über alle Getauften in alle Ewigkeit ausgebreitet ist, ein Rettungsnetz aus dem sich kein Fisch befreien kann. Zu seinem eigene Glück nicht. Amen.»

Ein Entsorgungs-Spezialist:

«Für ehemalige Getaufte, die aus der Hölle kommen, oder solche, die der Hirte eingefangen hat, um sie zur Her-

de der Erlösten zurück zu führen, stellt sich der Eingang ins Paradies etwas anders dar, was man nicht weiter begründen muss. Verwechseln wir das bitte nicht mit der Rückkehr des verlorenen Sohnes. Ehemalige wollten nicht zurück. Man muss sie zwingen zu ihrer Erlösung. Entsprechend finden Himmelsfahrten der Widerspenstischen nicht unter den Augen des Pöbels statt, der das nie verstehen würde, sondern etwas abseits, unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Es ist eklig, mir fällt jetzt grad kein anderes Wort ein, ja, eklig anzusehen, wie ehemals Getaufte, die man gerettet hat, betäubt und schlafend auf Bahren von Engeln ins Paradies geschoben werden.»



## REGEN

Starker Wind und dicke Wolken, schon am Morgen. Am Horizont hat es bullige Wolkenpakete, die den Himmel verfinstern. Ich arbeite am Bild weiter, baue die grauen Wolken ein, die ich gestern vorbeiziehen gesehen habe, Fenster der Häuser, bereite den Fischzug vor mit der Untermalung. Aber kurz vor Mittag ist Schluss. Es gibt starke Böen. Meine leeren Farbtuben werden weg gepustet und dürre Blätter der Feigenbäume wirbeln durch die überdachte Terrasse, wo ich male. Ich habe Angst dass der Wind unter meine beiden Bildtafeln greift und die Holzplatten wegwirft. Also beginne ich, alles wegzuräumen und in Sicherheit zu bringen. In diesem Moment knallt es von einem Donner und der Wind legt noch einen Zacken zu. Adonetta kommt mir zur Hilfe, als es einige Farbdosen, die zum Glück verschlossen sind, zu Boden fallen.

Kaum habe ich das zweite Bild in den Händen beginnt es zu regnen, in grossen, schweren Tropfen. Ich habe gerade noch Zeit, um alles Herumliegende hastig vom Boden zusammen zu nehmen. Dann eilt auch Jakovos herbei und man verstaubt in aller Eile, während der Platzregen

einsetzt, die hölzernen Tische und Stühle, die draussen auf der Veranda stehen. Als wir damit fertig sind, sind wir klatschnass. Ich gehe meine Kleider wechseln. Dann setzen wir uns zusammen hin zum Mittagessen, zu dem mich Roula eingeladen hat. Es gibt einen Rindsbraten und Gemüse und Salat vom Garten, Rucola, Karotte, dazu Nudeln.

Jakovos erzählt bei Tisch, während es draussen rauscht und rüttelt, von Stürmen und Schiffen. Beaufort 11 war er einmal unterwegs nach Kreta. Das Schiff musste hinter einer Insel vor dem tobenden Sturm in Deckung gehen, dann aber umkehren nach Rhodos, wo man jedoch auch nicht landen konnte und dann weiter nach Piräus, 72 Stunden lang! Ganze drei Tage! Alles was nicht niet- und nagelfest gewesen sei an Bord, hätte sich bewegt im Schiff. Man musste sich festhalten. Wenn es zwischen zwei Riesenwellen runter ging in den Schlund des Wellentales, fragte man sich ängstlich, ob das Schiff da je wieder heraus kommt. Aber die Schiffe halten das aus. Das Problem sind mehr die Passagiere, sagt Jakovos. Deshalb fährt man heute ab Beaufort 8 nicht mehr.

Es regnet den ganzen Tag. Die Erde saugt sich dankbar voll und duftet verheissungsvoll. Die Welt nimmt eine Dusche.

## DAS ABLAUFDATUM - TEIL 6

Sibylle:

«Früher gab es mal noch ab und zu Terroristen, die das Paradies angegriffen haben. Aber solche teuflischen und im Grunde genommen doofe Verfehlungen wurden immer seltener. Und seltsam, die meisten Terroristen wurden gerettet und fanden gnädigerweise Eingang ins Paradies, allerdings von der Höllenseite her. Aber spielt es eine Rolle, von welcher Seite her man die Erlösung betritt? Sie wurden hintenrum gerettet zu den Solidarischen, zu denen, denen es ewig gut geht. Viele fanden es zwar ungerecht, dass die Bösen auch bei den Guten im Paradies sein durften. Aber die meisten fanden es recht, dass man gnädig ist zu Verirrten und ihnen auch eine Chance gibt, ins Paradies zu kommen.

Ich entschied mich zur Enttaufung, weil ich dachte: Ich habe ja nichts zu verlieren. Wenn mein Datum schon abgelaufen ist, habe ich ohnehin nichts mehr zu befürchten. Jeder Tag, den ich in meiner unbezahlten und unverdienten Lebensverlängerung als unnützer Mensch erlebe, nehme ich auf meine eigene Kappe. Ich hau mich raus. Das Paradies kann mir gestohlen bleiben.

Bei aller Überwachung und bei aller Angstmache, dass

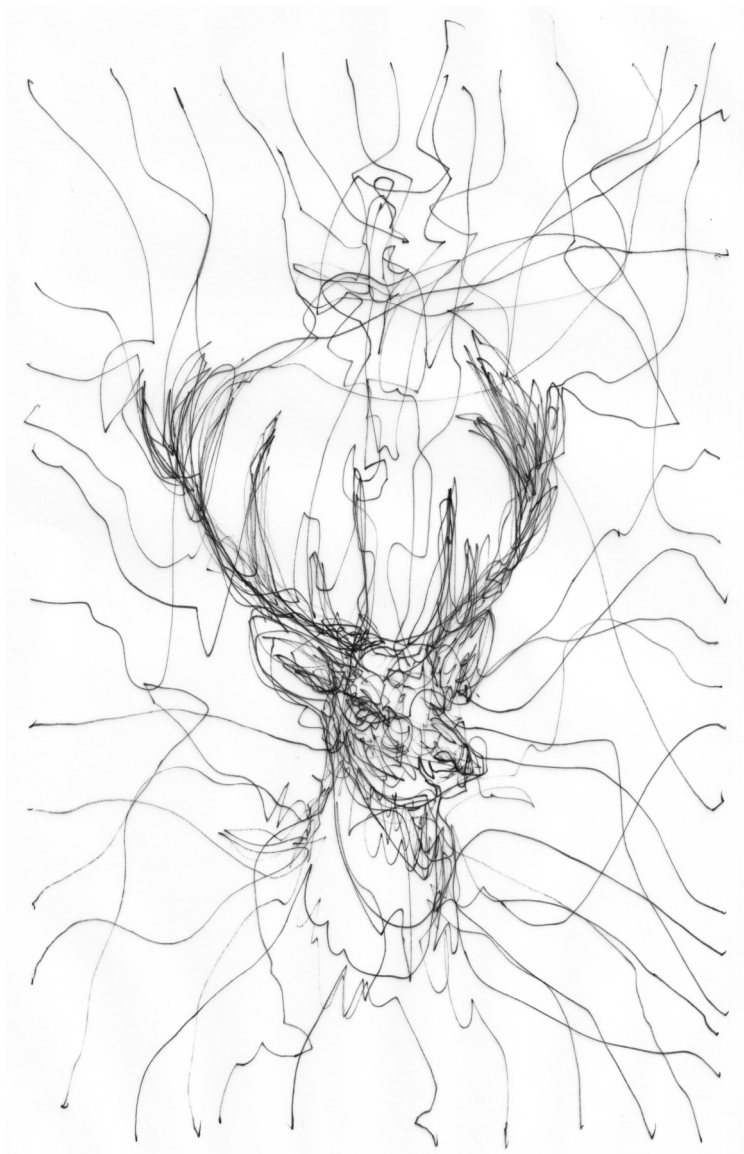
man entdeckt werde, ist die Realität dennoch die, dass die Kontrolle einerseits erschreckend gross geworden ist, dass aber die Leute hinter diesem technischen Gerät genau gleich stümperhaft geblieben sind, wie zu jeder Zeit der Menschheit. Vielleicht sogar noch blöder. Gefährlich ist nur, wenn die Höllenhunde der Technik freigelassen werden und sie selber entscheiden, was es zu tun gibt.

Kennen sie die Geschichte von Tubal-Kain? Diese hat mir meine Freundin Deborah einmal erzählt, die vor zwei Jahren noch ein Jahr bezahlen konnte, aber während der Verlängerung die erstbeste Gelegenheit genutzt hat, um spurlos zu verschwinden. Ich habe keine Ahnung wo sie jetzt ist. Jeder der gechipt ist hat Angst, dass er überwacht ist. Wir wissen dass man nichts verbergen kann, nicht einmal die Gedanken. Der Beichtvater, wie wir den Kontrollaparatur der Gedanken nennen, kennt im Prinzip jede Synapsenregung unseres Gehirns, wegen dem Taufchip. Viele wollten das nicht. Sie wollen ihre Gedanken und Geheimnisse für sich behalten. Das darf man doch. Nicht wahr? Dass jeder sein Geheimnis bei sich behält. Meist kennt man es ja selber nicht. Man weiss nur, dass es da ist. Ich bin abgeschweift. Sorry.

Noch etwas zu Agatha,. Sie hat beim Lotto nicht gewonnen. Ihr Traum ist geplatzt. Ich habe ihr mein Geld nicht

gegeben. Es war ja nicht genügend da. Dann wurde Agatha, als sie die Auswegslosigkeit ihres Weges erkannte, plötzlich ganz klein, ganz unterwürfig, ganz angepasst, hat sich arrangiert mit dem Paradiesstaat, ihn bewundert und verteidigt, ich glaube man nennt dies Stockholm Syndrom. Plötzlich nahm Agatha an wächsernen Chorproben teil. Sie hat gelernt wie man Kerzenleuchter bestückt und Trompeten poliert und dann wurde sie unter dem grössten Jubel ihrer Freunde, aber nicht von mir, wohlgermerkt, ins Paradies aufgenommen. Mit verklärtem Blick und halb geöffnetem Mund, in einer gespielten Pose der Erleuchtung, als sei sie eitel überrascht und geehrt von ihrer Auserwähltheit, verschwand sie im Erlösungstor.

Wie? Aha, der Tubal-Kain. Ja, das habe ich ganz vergessen. Man sagt er sei ein Nachfolger von Kain gewesen, der seinen Bruder Abel erschlagen hat. Tubal-Kain ist der Meister der Technik, der Megatechnische Pharao, würde Jochen Kirchoff sagen, kennen sie den? Kann ich empfehlen. Item. Tubal-Kain ist der genialste Techniker der Welt, leider wurde er im Alter blind. Da hat er für sich, damit er weiter auf die Jagd gehen kann, einen Pfeilbogen für Blinde erfunden. Leider hat dieser aber das Gerüttel in einem Gebüsch für einen Hirsch gehalten. Tubal-Kain schießt. Getötet hat er seinen eigenen Sohn.»



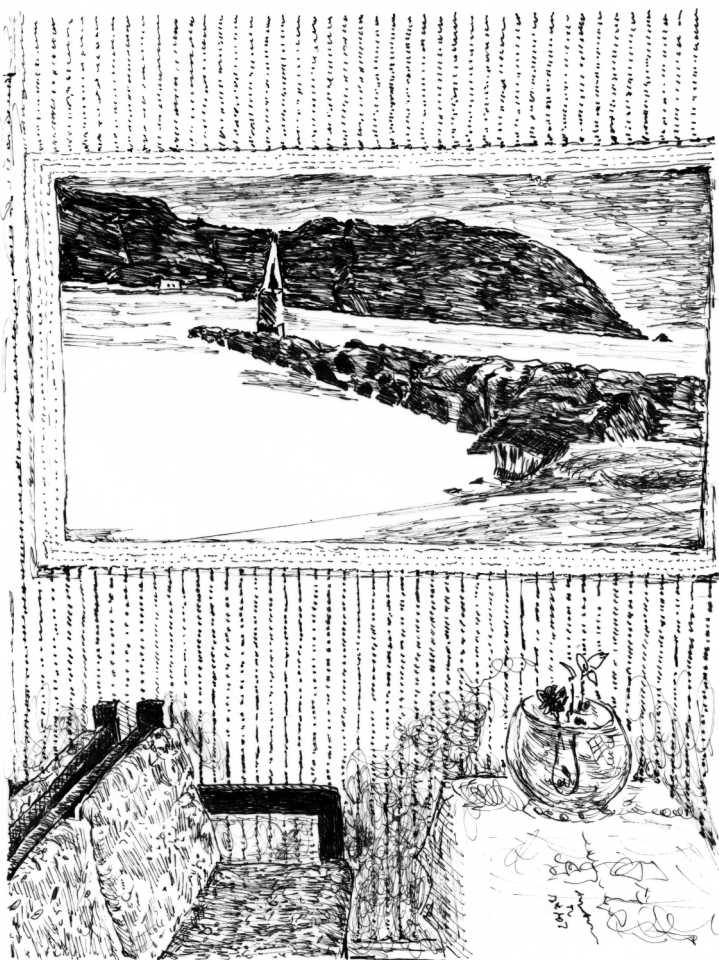
## SCHIEFES MEER

Die Welt ist sauber, staubfrei, frisch gewaschen. Das verbleibende Gewölk hat der Wind zu Linsen mit unscharfen Rändern ausgewalzt. Die Sonne scheint. Nur vereinzelt sind feuchte Flecken auf dem Boden zu sehen. Das Wasser ist schon fast überall von der Oberfläche verschwunden.

Ich werde versuchen das Bild fertig zu malen. Dann muss ich mal eine Zahnbürste kaufen. Meine Kleider müsste ich auch waschen. Vielleicht reicht es heute zu einem Trip an die Meloi Beach.

Für den Abend habe ich geplant den Sonnenuntergang an der Hohlakas Bucht zu geniessen. Sie liegt westwärts hinter einem Hügel auf der hafenfernen Seite von Skala. Man kann da nicht baden. Es soll nur grosse, rumpelnde Steine geben, sagt Jakovos. Aber in der Nähe befindet sich das beste traditionelle Fischrestaurant von Skala. Da will ich hin. Es ist ab 18 Uhr geöffnet.

Das Bild male ich fertig, das goldenen Schiff mit dem Fischzug, noch viele kleine Details, Rita auf dem Roller, das Gebeinhaus neben dem Friedhof, die Fahne neben der Agios des guten Freitags. Dann male ich um 14 Uhr die Umrandungen des Brettes.



Das letzte Bild von Michailis an seinem festen Platz über einem Tischchen im Frühstücksalon des Hotels Villa Zacharo. Auf diesem Stuhl starb Michailis im Jahre 1995, ohne das Bild fertig stellen zu können.

Während dem Malen kommt die blonde Touristin zu mir. Sie ist ganz aufgeregt wegen der Geschichte des Bildes, die ich ihr gestern kurz erzählt habe. Sie will mehr wissen. Sie will Fotos machen von mir, vom Bild von Michailis Bild, von allem. Ich sage ihr, dass wir uns doch bei einer Tasse Kaffee hinsetzen und darüber plaudern könnten, wenn sie mag. Ich hätte Zeit und müsse eh warten bis die Farbe trocken sei, um später weiter malen.

Die ältere Dame heisst Wiwiette Tryggestrand, eine Schwedin, kinderlos, pensionierte Lehrerin, blond, braun gegerbtes, faltiges Gesicht, sie raucht, entschuldigt sich dafür. Sie kann griechisch. Das hilft, denn es gibt wegen dem Bild noch viele Fragen, die offen sind. Zum Beispiel, ob das Bild am Todestag von Michailis schon an der Wand hing oder erst später da angebracht wurde. Roula sagt: "Ja, das Bild war am Todestag von Michailis schon genau da, wo es jetzt ist." Mike hätte es selber da montiert. Wie denn? Unfertig hat er das Bild da festgeschraubt? Ja. Hat er denn auf das leere Brett an der Wand gemalt? Das weiss Roula nicht mehr so genau. Sie werde ihre Schwester fragen, die vielleicht mehr wisse.

Roula bringt uns caramelisierte Trauben und ein Glas Wasser. Wiwiette schreibt alles auf. Sie will es in Facebook veröffentlichen. Ich habe nichts dagegen.

Ich frage sie nach der Bedeutung ihres Namens, den ich zum ersten Mal höre. Das sei eine Erfindung ihrer Mutter, lacht Wiwiette. Ette, heisse: Die Erste. Wiwi oder Bibi sei damals in Mode gewesen. Der Nachname Tryggestrand sei so gekommen: Eigentlich hätten sie Samuelsson geheissen, was ein sehr verbreiteter Allerweltsname sei in Schweden. Ihre Mutter fand das unpassend. Sie nahm daher den Namen des Dorfes, aus dem der Vater stammt, Trygges, und den zweiten Teil ihres eigenen Nachnamens, Dottirstrand, und da war der Nachname: Tryggestrand. Ich hatte ihr zuvor meinen Namen erklärt und dass Michael hebräisch sei und heisse: Wer ist wie Gott?

Dann reden wir von der Kirche die auf dem Bild abgebildet ist. Wir fragen gleich Roula, wie denn diese Kirche heisse, denn ich hatte den Namen vergessen. Zuerst meint Roula, wir redeten von der Kapelle auf dem Felsen neben dem Hafen. Aber wir meinen diejenige Kapelle auf der gegenüberliegenden Seite. "Da ist ein Kirchlein auf dem Bild?", fragt Roula erstaunt. Sie hätte das nie gesehen. Also gehen wir hinein in den Salon und schauen uns das Bild an. Am Ende einer langen Mauer, die das Land vom Meer trennt ist das Kirchlein klar zu sehen. "Tatsächlich." wundert sich Roula, "Das ist die Agios Sokolos".

Um genau 17.20 geht die Sonne unter an der Hochlaxos Beach. Dann spaziere ich durch Skala und treffe auf Wiwiette, die gerade unterwegs ist, um Katzenfutter zu kaufen. Sie ist Vegetarierin, kann also mit mir nicht zum Fischrestaurant mitkommen. Ich begleite sie zum Proton Supermarkt, der in einem Hinterhof gelegen ist. Dort sehe ich dass Wiwiette einen grossen Sack mit Trockenfutter kauft. Es hat sehr viele Katzen in Skala. Jetzt am Abend lagern sie in faulen Gruppen um die Abfallcontainer. Das Füttern von Katzen scheint eine Lieblingsbeschäftigung von Touristen zu sein. Auch auf Kos hat es an jeder Ecke zusammengeschusterte Gestelle mit Plakaten, die zur Unterstützung der Katzen aufrufen. Man darf nichts dagegen sagen. Bei sowas hat kritisches Denken seine Grenzen. Ich bin auch nicht der, der mit Wiwiette darüber ein Gespräch sucht. Vielleicht bin ich zu feige. Jedenfalls finde ich diese Art der kollektiven Haltung von Katzenmassen im öffentlichen Raum für sehr fragwürdig. Denn um die Katzenkacke im Spielsand der Kinderspielplätzen und in den Gemüsegärten, kümmert sich dann ja auch niemand. Man tut ein bisschen so, als sei man Tierliebhaber und freut sich, wenn alle Mauzger einem nachmiauen und anschmeicheln. Die Probleme überlässt man den anderen. Das trifft sich exakt mit der Realität der heutigen Entwicklungs- und Flüchtlingshilfe.



## DAS ABLAUFDATUM - TEIL 7

Ein Ungläubiger:

«Sibylle kam zu uns. Ihr Lebensweg und ihre Möglichkeiten waren uns weitgehend klar. Aber der Kanal, um es ihr zu erklären, war noch verschüttet. Man kann Menschen nicht technisch aufklären. Nicht informativ bilden. Erziehung kann man nicht verabreichen. Es geht wohl nur, indem man sich selber bleibt und sich dem Gegenüber nicht verbirgt. Ich bin heute überzeugt dass Schule nur gelingt, wenn sich Lehrer ihren Schülern gegenüber menschlich entbergen. Mit Initiation. Ein weites Feld.

Irgendwann ist den meisten, die das Ablaufdatum nicht akzeptieren wollen, klar, dass Widerstand gegen das System nichts bringt. Man versucht dabei doch bloss, Leute zu befreien, die gar nicht befreit werden wollten. Der Widerstand reibt sich dabei auf. So fand man schliesslich, dass es sinnvoller ist, im Kleinen für den Schutz derer zu sorgen, die nicht auf Befehl von Oben ins Paradies gehen wollen. Wir brauchen dazu aber Freiräume, um uns ver-

stecken zu können. Es gibt sie kaum. Die Welt ist, zumindest aus dem All, fast komplett abgeschildert und überwacht mit Satelliten, Drohnen, Peilungen durch Handyantennen, Internetzugänge usw. Es ist klar, dass das Informationszeitalter eigentlich Überwachungszeitalter heissen muss. Die Freiheit des Einzelnen geht flöten. Ausserdem werden jetzt Menschen bei Geburt gechipt. Sie sagen dem getauft. Ungefragt. Die Vormundschaft unterschreibt. Der Staat also. Man ist von da an online genaustens kontrollierbar, indem fast alle Körperfunktionen monitorisiert sind.

Die WHO hat diese Fernsteuerung der Körperfunktionen der Bürger ab 2030 schleichend eingeführt. Zuvor hatte die Pharmaindustrie das weltweite, staatliche Gesundheitswesen infiltriert und deren Führung übernommen. Dann kam die globale Erlösung vor 17 Jahren mit der denkwürdigen Abstimmung, als man das Ablaufdatum einführte. Jetzt weiss die Paradiesverwaltung alles, was sie braucht. Sie hat das Recht mit bestimmten ferngesteuerten Manipulationen des Implantates, Körperfunktionen auszuschalten, wenn es, wie es heisst, nötig ist zum Schutz des Implantierten. Der Paradiesstaat hat von den Bürgern das Recht erhalten, auf seine Bürger zuzugreifen, um das solidarische Glück der Menschen zu erschaffen.»

Sibylle:

«Man kann nicht über Alternativen zum Paradies reden. Offen schon gar nicht. Im Wissen darum, dass das Taufimplantat mithört, wurden deshalb verklausulierte Gesprächsformen entwickelt, die mit Gestik und Berührungen der Hände kombiniert waren, und nur im persönlichen Dialog zu entziffern sind. Killerargument gegen die Ungläubigen war der Vorwurf, sie wollten nur egoistisch möglichst lang leben, auf Kosten der anderen Menschen. Deshalb brauche es eine solidarische, für alle gültige Lösung, das staatlich definierte und überwachte Ablaufdatum. Niemand dachte im Ernst, dass dies alles so rasch gehen würde. Man hielt es, ich zumindest, für eine Fantasterei, die sich wieder auswachsen würde, wie ein Pubertätspickel.

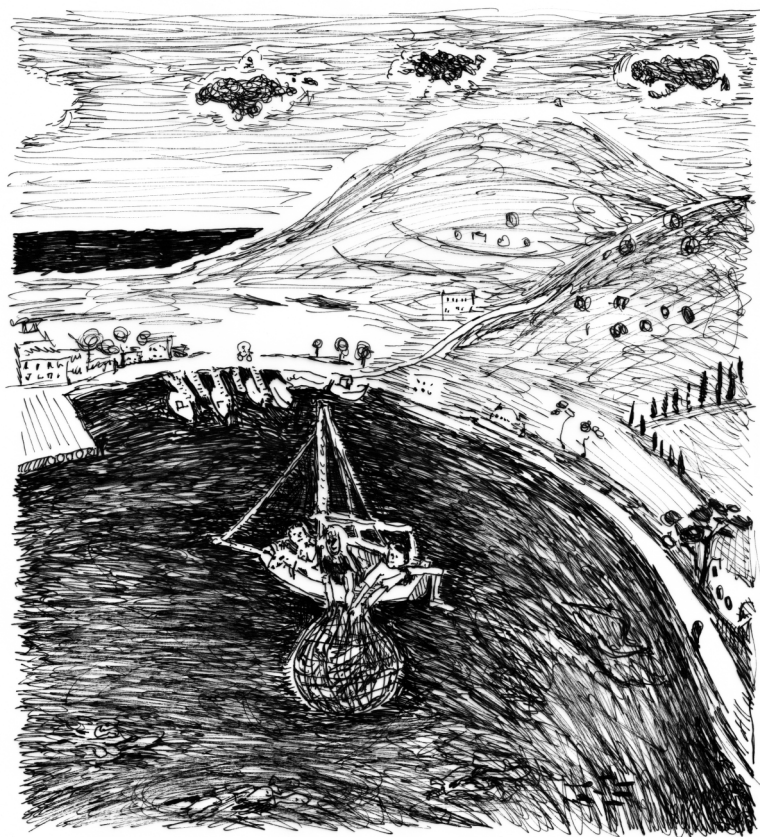
Es kam anders. Schneller als gedacht nahte mein eigenes Ablaufdatum, immer rascher. Zuerst denkt man dann noch, dass man eine paar Verlängerungsjahre vielleicht schafft. Viele Bürger hatten doch mit Blick auf ihren Kontostand der Einführung des Ablaufdatums zugestimmt. Irgendwie müssen die Reichen ja belohnt werden, muss Arbeitseinsatz, Eifer und beruflicher Erfolg sich doch auszahlen im Leben. Es darf nicht sein, dass Arbeitsscheue, Nichtnutze und Konsum-Asketen in Ruhe so lange leben wie sie

möchten. 60 Jahre sind für diese mehr als genug. So tönte die Abstimmungspropaganda. Die meisten Wohlhabenden haben gemeint, dass sie sich eine Verlängerung locker bis zum natürlichen Tod locker leisten können. Schon fünf Jahre nach Einführung wurden aber die Verlängerungstarife massiv erhöht, sodass immer weniger Leute noch Reserven hatten, um weiter zu leben. Die Paradiespropaganda begann. Den Rest können sie sich denken.»





Die beiden Flügel des Triptychons, die dazu vorgesehen waren, das letzte Bild von Michailis zu bedecken. Auf der linken Tafel ist im Hintergrund links der Berg Profitis Elias zu sehen, drei Windmühlen und dann Chora mit den schneeweissen Häusern und, darüber thronend, die trotzige Festung des Johannes-Klosters, erbaut 1088. Auf der Strasse, neben dem Zugang zur Wellenbrechermauer mit dem Leuchtturm, steht Michailis. Das ist der Ort, von wo er das Foto aufnahm, das ihm als Vorlage zu seinem letzten Bild diente. Auch Roula und Jakovos, das Hotel Zachara und der Garten sind abgebildet.



Hinten wölbt sich der kahle Hügel des Kastelli, wo in der Antike die Akropolis war mit einem Apolltempel. Auf der Hafenstrasse bei den Fischerbooten, die über Stege erreicht werden, fährt Rita mit ihrem Roller. Etwas links davon ist der Friedhof zu sehen, wo Mike und Rita beerdigt wurden. Im kleinen Fischerboot sitzen Nicos, meine Schwester Ursula, ihr Hund Kira und ich. Das Netz ist prallvoll. Am rechten Bildrand sieht man am Ende der langen weissen Mauer die beiden Augen der Thomas Kapelle. Im Himmel schweben sechs graue Wolken mit rosaroten Rändern. In der Mitte, über der Ankunfsmole für die Passagierschiffe, leuchtet eine weisse Wolke. Hier hätte ich ursprünglich das Schloss anbringen wollen, um den Tryptichon zu schliessen und zu öffnen.

## DER TRAUM

Schwimmen in Meloi. An der Luft ist es kalt wegen einem kühlen Nordwind. Der Himmel wolkenlos. Sonne den ganzen Tag. Im Wasser ist es angenehm. Man beginnt erst zu schlottern, wenn man rauskommt. Am Abend, nach dem Einnachten, gehe ich hinunter ins Parterre, um mir eine Tasse Kaffee zu holen. Da sitzt Jakovos an der Reception vor dem Computer und wir kommen ins Gespräch. Es ist niemand da. Jakovos sagt, dass er am Sonntag mit Marinus den Rahmen des Bildes von Michailis anstreichen und ausbessern werde. Aber sie hätten noch eine zusätzliche Idee gehabt, nämlich den Verschluss des Triptychons statt mit einem Vorhängeschloss mit einem Magneten zu machen. Das finde ich eine gute Idee. Ich werde mich nicht mehr einmischen, jetzt wo die beiden Tafeln übergeben sind.

Doch dann, ganz plötzlich, entschuldigt sich Jakovos für etwas. Mir ist nicht klar wofür. Später sagt er beiläufig, unsicher, kleinlaut und verschämt, dass Michailis Roula im Traum erschienen sei. Roula habe ihm heute Morgen berichtet, dass sie davon geträumt habe, dass Michailis in einem Zimmer eingeschlossen sei. Er habe von innen an der Türe gerüttelt, geklopft. Sie war verriegelt und

Michailis habe gerufen. "Warum lässt du mich nicht raus? Roula! Mach bitte die Türe auf!"

Jetzt ist mir klar, weshalb eine neue Idee aufgetaucht ist. Roula und Jakovos wollen die beiden Flügelteile des Bildes, die ich gemalt habe, und die wie Fenster oder wie Türen sind, an einem anderen Ort aufhängen. Offenbar haben sie das Erscheinen vom Michailis im Traum von Roula so gedeutet, dass er nicht möchte, dass sein letztes Bild im Tryptichon eingesperrt und verschlossen wird. Das Bild soll offen bleiben.

Ich werde dies unkommentiert akzeptieren. Ich überlasse es ganz ihrer Entscheidung. Dies erkläre ich Jakovos sogleich, ohne Emotionen. Es sei ihr Bild und es seien ihre beiden Tafeln des Tryptichons. Sie könnten damit machen, was sie für richtig hielten. Meine Idee sei nur gewesen, mit dem Tryptichon die Intimität des letzten Bildes von Michailis zu schützen, etwa so, wie man eine sehr persönliche Verwundung bedeckt. Nicht aus Scham, sondern aus Rücksicht auf den Schmerz, der nicht zur Begaffung in die Öffentlichkeit gezogen werden soll.

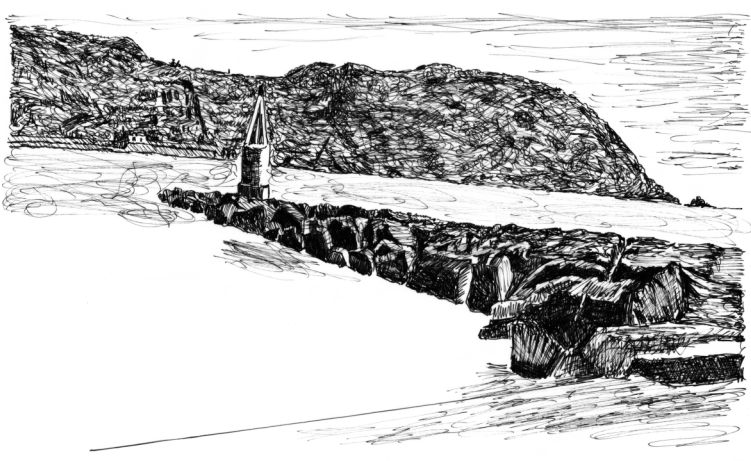
Aber vielleicht ist meine Idee kollidiert mit der typisch christlichen Sitte der Zurschaustellung des Schmerzes, mit dem gekreuzigten Jesus. Das letzte Bild von Michailis ist vielleicht für Roula wie ein Kruzifix.

Das letzte Bild von Michailis ist nicht einfach ein Bild, merke ich plötzlich. Es ist nicht austauschbar. Das kommt nun deutlich zur Sprache. Es ist das Testament von Michailis. Sein letzter Wille. Ich habe doch gesehen, als wir die Schraniere angebracht haben für die beiden Seitenflügel, dass Michailis das Brett für die Bemalung offenbar selber an diesem Ort befestigt hat. Er hat das Täfer ausgeschnitten und die Bildplatze in die Wand versenkt. Er hat das Brett, noch unbemalt und noch ungründiert, am prominentesten und beherrschendsten Platz im Raum unverrückbar montiert. Es sollte ein grosses, virtuelles Fenster sein und es wurde auch ein solches, ein Fenster zu seiner Innenwelt, in den letzten Stunden von Michailis.

Den Rahmen um sein letztes Bild hatte Michailis angebracht noch bevor er damit begonnen hatte, auf das weissgründierte Brett die Zeichnung seiner Fotografie zu übertragen, ein Foto das schräg aufgenommen wurde. Schief. Ja, erst jetzt merke ich, es ist wie ein Schock, dass das Meer nach rechts ausläuft. Es ist überdeutlich. Der Meereshorizont ist aus der Waage geraten. Nicht nur ein wenig. Mindestens um 13 Grad.

Ich bin erschüttert! Weshalb habe ich dies nicht vorher gesehen? Das Meer läuft aus! Das Wasser rinnt aus dem Rahmen. Die Zeit läuft ab! Das ist der leise Schrei der Seele, wie aus einem Bild von Munch, der in diesem Bild

diese schmerzhaft traurige Spannung verursacht, als ob ein Leben achtlos und unbemerkt und unbedauert einfach zur Seite gewischt und ausgeschüttet wird.



*Die bedrohliche Schiefelage des Meeres, die mir erst spät auffiel, erweckt den Eindruck, der Betrachter, der Fotograf, sei zur Seite gekippt, aus dem Gleichgewicht gekommen, eine schwindelerregende Ansicht.*

Das habe ich mir zuwenig überlegt, Vielleicht haben Roula und Jakvos erst im Moment, als meine Tableaus angebracht waren und ich vom Vorhängeschloss sprach, empfunden, dass man damit dem letzten Willen von Michailis Unrecht tut.

Wiwiette, die die Geschichte in ihrem Facebook-Account gepostet hat, schrieb dazu, aus dem Schwedischen übersetzt dies:

*"Schon beim Aufhängen wollte Jakovos vom Schloss nichts wissen, sondern wollte einen Fensterladenreiber dazu verwenden. Er erzählte auch, dass Michailis am Tag seines Todes sehr unruhig und unsicher gewesen sei. Er hatte davon geredet, dass er eine Verabredung hätte, auf die er warte. Offenbar etwas Wichtiges. Er scheint gehnt zu haben, was das für eine Begegnung und Besprechung sein wird und warum sie ihm, dem kranken, geschundenen Mann, Sorgen machte. Eine Stunde später sei er still und ruhig gestorben."*

Ob ich daran glaube, dass es sowas gäbe wie Verstorbene, die in Träumen auftauchen und Kontakt mit den Lebendigen halten, fragt mich später Jakovos. Aber klar doch, glaube ich das, antworte ich. Weshalb soll ich etwas, was mir jemand im Vertrauen erzählt, nicht glauben? Ich selber rede auch ab und zu mit meinen verstorbenen Eltern. Meine Idee des Triptychons war nicht, dass ich den Schmerz von Michailis verdrängen will. Ich meinte damit sein Intimstes, sein letztes Bild, zu schützen vor unwürdigen Blicken. Das ist ja auch die Schutzidee des Triptychons. Wie ich in der Küche von Roula sehe, hat es überall solche kleinen Altare. Oft brennt eine Kerze davor, umgeben von vielen anderen Ikonen, von Schutzamuletten, aber nicht esoterischer Kitsch, sondern alltägliche Kommunikation mit anderen Räumen, Menschen, Mächten. Familiäres Zusammensein in einem spirituellen Raum von Geborgenheit.

Im Gespräch mit Jakovos, das sich an der Theke der Reception entwickelt, kommt er wieder auf seine Frage zurück: "Woher kommen die Worte dem Menschen auf die Zunge?" Woher kommen sie? Wer ist Gott? Er sucht nach Modellen, für die Quelle der Offenbarung. Jakovos sieht sie in der Trinität, die er als Kopf, Mund und Herz bezeichnet. Ich verrate ihm dann den Grund, weshalb ich das Schiff mit dem Fischzug gemalt habe. Weil ich denke, dass dies die Kernikone des Christentums ist. Der Mensch, der versunken im Nur-Zeitlichen seine Stimme verloren hat, mit dem Netz heraus gefischt wird an Bord eines Schiffes, dem Symbol der Gemeinschaft, wo der Fisch aufgerichtet wird zum Menschen, der im Dialog seine Stimme erhält. Von daher kommen die Worte. Ich merke, dass Jakovos das so noch nicht gehört hat. Auch nicht die beidseitige Lesart der Worte Schiff – Ffisch, Ship – Phish. Das erinnert ihn sogleich an eine Inschrift am Brunnen der Hagia Sophia in Konstantinopel. Er sagt nicht Istanbul. Jakovos sagt, dass die Formel auch anderswo über Brunnen angebracht sei, wo man sich reinigt vor dem Eintritt in das Allerheiligste.

Der Satz heisst:

ΝΙΨΟΝ ΑΝΟΜΗΜΑΤΑ ΜΗ ΜΟΝΑΝ ΟΨΙΝ

Reinige deine Sünden, nicht nur dein Gesicht.

## DONNERSTAG

Roula lädt ein zum Mittagessen um 13.30 Uhr. Ich spreche bei Tisch mit Jakovos über seine Pläne für Kreta. Er sagt, dass er in einer Woche nach Thessaloniki zu einer Touristikmesse reisen muss. Er wird erst am 22. zurück sein. Vielleicht fragt er seinen Bruder, ob er mit der Ernte beginnt, damit man nicht zuviele Oliven verliert. Er besitzt mehrere Hektaren Olivenhaine im Umkreis von Arkadi, das ist süd-östlich von Rethymnon.

Nun verstehe ich langsam, weshalb Jakovos nicht mehr davon spricht, dass wir zusammen nach Kreta reisen. Er hatte vor einem Monat eine Herzoperation und fühlte sich danach sehr schwach. Sein Arzt sagte ihm, dass er sich schonen muss. "Aber wie kann ich das," fragt Jakovos, "wenn ich in Kreta bin? Unmöglich! Da will doch jeder mitarbeiten. Da kann man nicht einfach ruhig dasitzen."

Jakovos erzählt von seiner Jugend, dass er im Alter von fünfzehn Jahren weg ging aus dem Dorf Kiriana. Bis dahin hatte er nur Dinge gegessen, die im Dorf oder der Umgebung geerntet wurden. Alles wurde selber hergestellt. Nur einmal in zwei Monaten packte sein Vater ein Pferd und ging auf

den Markt in die Stadt, um selber produzierte Waren zu verkaufen und ein paar Notwendigkeiten einzukaufen.

Es gibt Kohlrollen gefüllt mit Hackfleisch und Gewürzen. Und einer Crema. Ähnlich wie Bechamel. Jakovos erzählt viel zur Geschichte von Patmos. Reiche Familien aus Konstantinopel hätten sich zuerst angesiedelt. Kaufleute, mit über hundert Schiffen. Patmos wurde zur einer Händlersinsel. Alles war billig. Dann ab 1200 Kreuzritter, Spanier, Venezianer, Genueser. Seit 1821 dann Griechen, die einen Teil der Handelsflotte konfiszierten für den Unabhängigkeitskrieg.

Dann ging es langsam bergab. Im WW2 Italiener und Deutsche Nazis, Befreiung unter Verlusten und Schmerzen. 1948 Anschluss an Griechenland. In den 70er Jahren wurde die gesamte Insel zum UNESCO Weltkulturerbe erklärt mit dem Diktat einer sehr konservativen Einstellung. Alles soll bleiben, wie es ist. Was den Jungen nicht so gefällt. Kein Massentourismus, nur Passagierschiffe, die Kunden bringen. Pro gelandeter Passagier sind das etwa 30 - 40 Euros pro Tag. Davon lebt die Insel.

Aber es gibt eine neue Tourismusform über die wir reden. Den Ökotourismus. Jakovos kennt ihn von der Insel Lipsi, auf der es eine Farm gibt, auf der Touristen mitarbeiten. Das kommt bei Jungen gut an.

## DAS ABLAUFDATUM - TEIL 8

### Der Enttaufungs-Chirurg

«Der Chip, der bei der Geburt eingepflanzt wird, an eine Stelle des Hirns übrigens, die mit voller Absicht sehr schwierig zugänglich ist, muss vor dem Ablaufdatum entfernt werden. Ein mRNA veränderndes Programm war integriert, das nach dem Ablaufdatum automatisch aktiviert wird und, plump gesagt, die Mitochondrien abstellt, die zellulären Kraftwerke und die Energieversorgung des Körpers ausknipst, wenn keine Zahlung erfolgt für die Verlängerung. Der Krieg zwischen Paradies und Hölle, wenn man dieses primitive Bild verwenden will, geht nur noch darum, wie die Bestätigung der Zahlung sicher auf den Chip übertragen werden kann, damit die Abschaltung des Getauften verhindert oder aufgeschoben werden kann. Es ist ein elektromagnetisches Feld für die Kommunikation nötig. Das ist das eigentliche Schlachtfeld. Alles andere, was gemeinhin mit Krieg verbunden wird, Gebietseroberungen, Bombardierungen, Attentate, Terrorangriffe, Vergiftungen von Politikern und Kritikern, Propaganda usw, ist nur theatralische Tarnung, dekoratives Beigemüse für die in Darkrooms ausgetragene Schlacht um die elektromagnetische Hoheit. Der elektromagnetische Zugriff auf das Leben des Getauften; das ist das Schlachtfeld.»

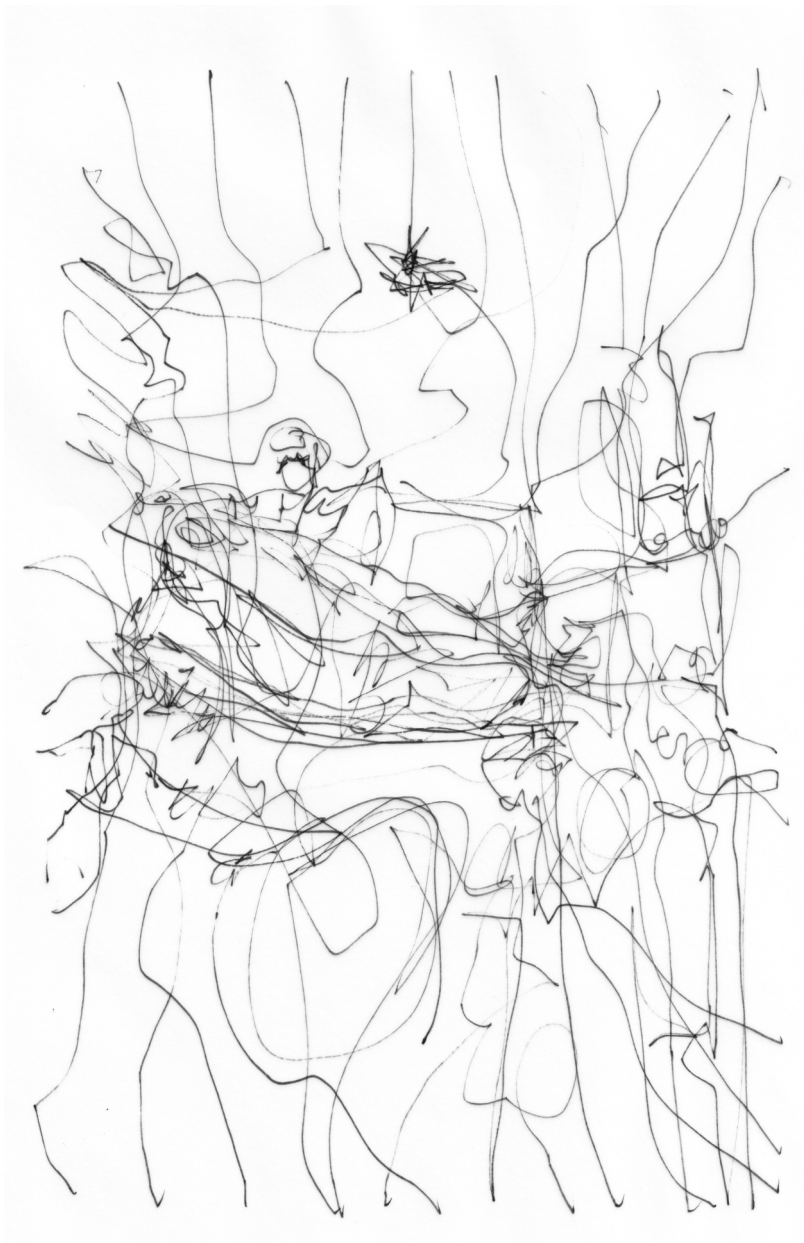
## Eine Enttaufungs-Therapeutin

«Eine religiöse Taufe muss so sein, dass sie irreversibel ist. Keine Religion propagiert Glauben auf Zeit. Allen Religionen ist gemeinsam, dass sie eigentlich Verwalter des Todes sind, der Endzeit, der Apokalypse, da wo sich zeigt, wer zuletzt recht behält. Von daher ist unser Paradiesstaat eigentlich eine demokratische Theokratie, die auf dem Zusammenhalt des für alle gleichen Ablaufdatums für seine Bürger gründet. Die Solidarität der Gesellschaft wird diktatorisch überwacht mit dem Taufimplantates. Aber, um es deutlich zu sagen: Nichts ist irreversibel. Jedenfalls nicht in einer materiellen Welt. Eine Enttaufung ist möglich. Nur Geschichte ist nicht reversibel, weil sie in der Zeit eigentlich abgeschlossen und gesetzt ist, während sich ihre Interpretationen allerdings stets verändern. Mein Job als Therapeutin besteht im Wesentlichen darin, das Trauma des Taufeingriffs, die Auslieferung und Hörigmachung des Menschen an den Paradiesstaat, mit dem Einsetzen des Taufimplantats, das mit einem propagandistischen Schutznarativ verschweisst ist, aufzulösen. Lügen aufzudecken ist mit unglaublichen Widerständen verbunden. Die Ehrlichkeit und Wahrheit ist kaum auszuhalten. Nur starke Seelen ertragen das. Aber was machen wir mit den Schwachen?»

Der Enttaufungs-Techniker:

«Die Entnahme des Taufimplantates, in einem sterilen elektromagnetischen Feld, muss so erfolgen, dass der Link zur Kontrollstelle, die online mit dem Chip verbunden ist, ersetzt wird mit einem provisorischen, künstlichen, also simulierten Link. Dazu setzen wir den Chip sofort nach der komplexen, chirurgischen Entnahme in eine Art künstliches Hirn ein, das dem Chip einen Menschen simuliert. Die Kontroll-Behörde meint dann, dass der Mensch weiter lebt und schöpft keinen Verdacht. Auch GPS-Daten werden vom Kunsthirn simuliert, eine höchst kunstvolle, komplexe Technologie, von einer Hundertschaft ehrenamtlicher Hacker und einer Alternativen Künstlichen Intelligenz (AAI) unterstützt, die aber selbstverständlich immer infiltriert wird von Paradieswächtern, die gehackte Chips entdecken.

Enttaufte Menschen können weiterleben, aber alles andere als normal weiterleben. Ein Aufenthalt in städtischen Umgebungen ist ausgeschlossen. Da wird auf Schritt und Tritt registriert, wer mit welchem Chip wo, was macht. Taucht ein Mensch auf ohne Chip, oder mit einem gefälschten Taufchip, wird sofort Alarm geschlagen und der Betreffende zwangsgechipt ins Paradies zurück geführt. Von all dem merkt die übrige Bevölkerung gar nichts.»



## OLIVENBAUM

Samstag, 12. 11. 2022

Ich hole um neun Uhr im Werkzeugschuppen den Fuchschwanz und mache mich bereit zum Schneiden des Olivenbaums. Jakovos kommt auch. Zuerst berät er mich nur, wo ich schneiden soll. Dann aber packt ihn der Eifer und er steigt selber auf den Baum, obschon er sich eigentlich schonen müsste. Langsam begreife ich, was die Idee des Schnitts ist. Zuerst müssen die zu hoch aufschliessenden Äste entfernt werden, weil man da nicht hin kommt bei der Ernte, vom Boden aus. Ausserdem verhindern hohe Äste, dass Licht in die Krone kommt. Es soll ein Umbrella entstehen, ein Schirm, ein flacher Pilz, sagt Jakovos. Äste dürfen bis eineinhalb Meter über den Boden herabhängen am Aussenrand des Baumes. Übereinanderliegende Äste müssen ausgelichtet werden, weil sie sich gegenseitig Kraft wegnehmen. Am Schluss haben wir einen Berg Äste rausgeschnitten und der Baum sieht breit, licht und niedrig aus. Unter dem Baum werden zu weit herabhängende Äste entfernt und auch am Stamm kleine Seitenriebe. Das muss jedes Jahr geschehen.

Der grosse Asthaufen wird von einem Ziegenbauern abgeholt, sagt Jakovos. Es hat noch viele Oliven daran. Sie sind sehr bitter. Die Ziegen fressen sie.

Dann bringt Jakovos eine Rüttelmaschine, um die Oliven von den verbleibenden Ästen des frisch frisierten Olivenbaums zu vibrieren. Das Gerät besteht aus einem drei Meter langen Metallrohr. Am unteren Ende ist ein 12 Volt Elektromotor angebracht. Es könnte der Alternator eines Autos sein. Mit einem Getriebe wird im Inneren des Rohres eine Welle hin und her gerüttelt. Am oberen Ende sind an dieser Welle plastifizierte Metallfinger montiert, die in die Äste greifen und mit dem Hin- und Herrütteln die Oliven abspringen lassen. Man streift also mit den Rüttelfingern wie mit einem zitternden Kamm von unten und von oben durch die Äste des Olivenbaumes.

Jakovos holt sein Auto, um das Rüttelgerät an der Batterie anzuschliessen. Zuerst klappt es mit dem Kontakt nicht. Mit etwas Gebastel funktioniert es doch. Nach zwanzig Minuten muss ein Baum abgeerntet sein, sagt Jakovos. Das ist der Fall und Jakovos macht eine Nachkontrolle. Danach gilt es, die Oliven am Boden zusammen zu wischen. Daraus ergeben sich zwei schwere Säcke. Jakovos sagt, dass man davon acht bis zehn Liter Oel gewinnen könnte. Er macht das aber selber nicht. Weil die Oliven minderwertig seien. Er gibt sie einem Freund, der sie brauchen kann. Was für eine Menge! Zehn Liter Öl nur von einem einzigen Baum, der vielleicht 30 Quadratmeter Fläche besitzt. Ge-

wisse Olivensorten können pro zehn Kilogramm Oliven bis zu vier Liter kaltgepresstes, jungfräuliches Öl produzieren. Das sei sortenabhängig, erklärt Jakovos. Es gibt im Grunde genommen zwei Sorten in Kreta. Die alten Sorten mit grossen Oliven und neuere mit höheren Gesamterträgen.

Das Sägen von Hand und das Tragen des Rüttlers müssen trainiert sein. Ich müsste noch ein paar Wochen üben, bis die benötigten Muskeln etwas Kondition entwickelt haben. Nach einem abgeernteten Baum bin ich froh um eine Pause.

Zum Mittagessen gibt es reisförmige Teigwaren mit Kalamares, Salat und Trauben. Gerade sind zwei Inderinnen angekommen. Jakovos geht raus, um die beiden zu briefen. Er ist ein wandelndes Geschichtsbuch von Patmos.

Der kleine Nicola, vielleicht 5 Jahre alt, ist hässig, weil Oma Roula ihm das Handy weggenommen hat, weil er ihr nicht gehorchen will. Er macht Lärm, stämpfelt, verlässt trötlich die Küche mit dem Esstisch und knallt die Türe zu. Zwei Minuten später ruft seine Mutter, Maria, die Tochter von Roula, an und sie reden über das, was geschehen ist, während Nicola draussen vor der Türe weiter-schimpft. Später, als der Ärger etwas verflogen ist, schaut er durch das Türfenster zu uns hinein, getraut sich aber

nicht einzutreten. Er wartet vermutlich, bis ich gegangen bin. Irgendwie scheint ihm der weisshaarige, bärtige Mann etwas ungeheuer. Er ist lieber allein mit seiner Grossmutter beim Kampf um ihr Handy, auf dem er ohne Unterbrechung Donald Duck Videos schaut, während ihn die Oma mit einem Löffel füttert.



## DAS ABLAUFDATUM - TEIL 9

Sibylle:

«Agatha ging am 14. August ins Paradies. Sie hatte ihre Verlängerung nicht mehr finanzieren können. Sie wurde mit einem Mal zu einer felsenfest überzeugte Anhängerin des Paradiesstaates und blieb es bis zum Schluss. Sie fand das System gerecht und gut, weil alle gleich behandelt würden. Manchmal beneide ich solche Menschen insgeheim für ihre Fraglosigkeit. Mir lief es jedes Mal kalt der Rücken herab, wenn ich die fröhlichen, zuversichtlichen und stolzen Alten sah, wie sie unter dem Jubel und unter den Konfettis der Menschenmenge, welche die heilige Strasse säumten, durch das Tor ins Paradies schritten.»

Ein Enttauffer:

« Wir Ungechipte leben in Naturschutzgebieten, meist in den Bergen, in Wäldern. Als Primitive. Zusammen mit anderen Familien. Und zusammen mit sehr weisen, alten Leuten. Aber wir haben keinerlei Einfluss auf die Bürger

des Paradiesstaates. Wir sind keine Bedrohung. Darum lässt man uns wahrscheinlich auch kontrolliert in Ruhe. Es lohnt sich nicht, uns auszuradieren. Man hat die Erfahrung gemacht, dass Soldaten, die zu unserer Vernichtung abkommandiert würden, manchmal mit schlechtem Gewissen zurück kommen und in den Truppen unangenehm werden für das Narrativ des Paradiesstaates. Man will keine Angriffsflächen bieten für Whistleblower. Von daher war mediale Abschottung, elektromagnetische Abkoppelung und Ignorierung ein effektiveres Mittel, um Störungen der Gläubigen zu vermeiden.»

Ein Widerständler:

«Für dein Leben musst du kämpfen. Es wird dir vom Staat nichts geschenkt. Du musst die Fesseln sprengen, die Strassen sprengen, die Satelliten sprengen, die Drohnen vom Himmel holen. Du musst dafür sorgen, dass man dich in Ruhe lässt, meist nomadisch im Dasein. Sobald du was Festes baust, wird es bemerkt. Wer sich niederlässt und urban wird, stellt sich selber ein. Ställe ziehen Ungeziefer an. Dann brauchst du entweder Gift, das dich zu aller erst selbst umbringt, oder du machst Dich auf den Weg.»

## Eine Enttaufte:

«Im Wald, unter den Bäumen, auf einsam liegenden Inseln und in den Bergen, gibt es einen gewissen Schutz. In den Lichtungen, da, wo die Sonne hin scheint, kommen auch die Linsen der Überwachungskameras hin. Du kannst sie zwar blenden mit Spiegeln, aber die Spiegel werden dich verraten. Im Schatten unter dem Laubdach, bei den Vögeln, Affen und Ameisen, da, wo du bei dir bist, interessiert sich genau niemand vom Paradiesstaat für dich. Das ist deine Chance. Als Wanderer trifft man Wanderer. Irgendwann hört man auf sich zu wehren und hört auf, sich an den Widerstand zu verschwenden Dann fällt die letzte Mauer der Herrschaft des Paradiestaates. Du kannst das Leben wieder genießen, ohne stets ängstlich an seine Verlängerung zu denken.»



## NAHTODERLEBNISSE DER KULTURGESCHICHTE

Dass den meisten Menschen, die ich kenne, der schwerste Einschnitt in der Kulturgeschichte Europas in historischer Zeit unbekannt ist, erschreckt mich immer wieder. Das kulturelle Nahtoderlebnis, das die Geschichte Europas so nachhaltig verändert hat, wird, wie ich manchmal argwöhne, mit Absicht verschwiegen. Die Frage ist nur, was man damit bewirken will.

Im Internet habe ich gestern die Arte-Dokumentation "Der Fall Roms – Untergang einer Weltmacht" gesehen. Es wird zwar vom katastrophalen Vulkanevent des Jahres 536 geredet, aber dennoch sind die Gründe für das Scheitern von Kaiser Justinian und des römischen Reiches, im Youtube-Begleittext so zusammengefasst : "... mehrere Pandemien und Klimaschocks....." Es ist erschreckend, wie primitivste, politische Propaganda-Narrative blitzschnell und ungebremst in historische Betrachtungen einsickern. Dass eine sorgfältige Betrachtung von 536 noch ganz andere, pragmatische und höchst wichtige Mitteilungen an unsere Gegenwart richtet, wird mit Bravour unterschlagen. Man könnte meinen, dass solche Polit-Klimahysteriker-Chronisten ganz planmässig mit Erdbeben und Vulkanen zusammen arbeiten, um deren Tödlichkeit für die Menschen zu erhöhen.

Wenn man das abrupte Ende der Antike und den Beginn des sogenannten Dark Age, des angeblich finstern Mittelalters, bedenkt, fällt einem der ganze Schwindel der affirmativen Historie auf, die unser Schulwesen, unsere Bildung und unser Nachdenken über die grossen Ereignisse der Vergangenheit trübt, verwischt, oder, man darf wohl sagen, nachhaltig vergiftet. Das ist vielleicht ein etwas hartes Urteil, aber ich werde versuchen hier ein paar kurze Hinweise zu geben, warum die Geschichtsschreibung meist keine verlässliche Quelle ist, um wesentliche Umbrüche und Bewegungen der Zeit zu verstehen. Sie versucht nur, die Pelzmäntelchen der Führer und die zerfetzten Fähnchen ihres Machtgehabes einigermaßen aufrecht zu halten. Mir wurde die Tragweite des Missbrauchs von Historie erst in den letzten paar Jahren bewusst. Es ist erschreckend, dass wir uns unserer Geschichtsschreibung gegenüber mindestens genauso klug distanziert und misstrauisch verhalten sollten, wie gegenüber dem billigen Propagandquatsch unserer gegenwärtigen Massenmedien in den letzten Jahren des Corona-Wahnsinns. Auch Geschichtsschreiber der Vergangenheit waren nie unabhängige Beobachter. Sie waren instrumentalisierte Mythenschreiber und Lobredendichter der Mächtigen und gerne bereit jede Tatsache zu verdrehen, wenn es ihrem eigenen billigen Fortkommen diene und dem ihrer lichtscheuen Klientel, die die Rechnungen be-

zahlen für das höfische Schreib- und Schmiergeschäft. Geschichtsschreibung ist meist nichts weniger als Schönfärberei von selber verursachtem Leid und Elend. Sie ist so, als wollte man das Leben in Kinshasa beschreiben mit den Hochglanz Plakaten der äffischen, christlichen Propheten in den überfüllten Dreckstrassen und mit der verzückenden Ankunft von Papst Franziskus in seiner blütenweissen Robe im panzerglasgeschützten Papamobil auf dem Flughafengelände Dolo direkt neben dem grössten und schlimmsten Gefängnis der Stadt.

Das wahre Ende der Antike hatte sich so zugetragen: Es gab zuerst 535 einen gewaltigen Vulkanausbruch des Krakatau, Indonesien, dann 536 ein Ausbruch des Rubal in Papua Neuguinea, danach eine weltweite, 18 Monate lang andauernden Verfinsterung der Atmosphäre. Das war in der Zeit als gerade die Hagia Sophia, die grösste Kirche der Welt, in Konstantinopel hätte eröffnet werden sollen. Sie stürzte aber schon ein Jahr später das erste Mal ein, nicht nur wegen Baufehlern, wie es hiess, sondern wegen einer Reihe von Erdbeben und dem Katastrophenevent von 536, der fast überall in den damaligen Schreibstuben konsequent verschwiegen wurde. Millionen von Toten. Alle grossen Städte entweder in Meeresnähe überschwemmt und zerstört, oder ausgestorben, weil Nach-

schub ausblieb. Konstantinopel war in Kürze unbewohnbar. Leichberge türmten sich in den Strassen. Der Kaiser flüchtete. Gestank von Verwesung und Krankheiten breiteten sich aus. Der Handel brach zusammen. Armeen lösten sich auf. Jeder kämpfte ums Überleben. Es ist das Ende der Stadt als Kulturträgerin und es ist vielleicht genau dies, das Stadtsterben, was die Mächtigen nicht gerne hören. Der Palastglanz versifft, Plünderungen, Heere von Banditen ziehen aus purer Verzweiflung umher und wühlen in Lagern und Abfällen nach nutzbaren Hinterlassenschaften. Man nimmt an, dass die Hälfte bis zwei Drittel aller Menschen im Mittelmeerraum in diesen zwei Jahren von 536 bis 538 starben und während den Kaskaden weiterer schwerer Erdbeben und Vulkanausbrüche im Mittelmeergebiet bis etwa 570 nach Christus. Viele Inseln der Ägäis waren komplett entvölkert, überschwemmt, leergefegt, ihre Bewohner wegen dem Ausbleiben des Handels verhungert. Fast überall begann danach nur zaghaft das Leben auf dem Land wieder bei Null, wie nach der Sintflut, bei der Ankunft der Arche auf dem Berg Ararat. Das Jahr 536 war ein Nahtoderlebnis der menschlichen Kulturgeschichte. Dabei verschwanden ganze Inseln. Auch Städte wie Pothia versanken komplett. War das das Ende? War das die von Johannes angekündigte Apokalypse, das Tor zum Paradies für die Guten und Braven?

Nein. Das war nicht das Ende. Es gab Überlebende, vor allem Sammler- und Jägerkulturen, und selbständige, wehrhafte Bauern mit Vorräten, zum Beispiel mit Öl und Wein in Kreta, oder mit Tierherden, oder in Nähe des Meeres, wo es noch Fische gab. Die Landwirtschaft war zwei Jahre lang futsch. Saatgut aufgeessen. Die Städte entvölkert, verlassen, überschwemmt, geplündert. Es formierten sich jedoch Verbände von Überlebenswilligen, die als vagabundierende Banden entvölkerte Dörfer heimsuchten und Ruinen der Städte durchwühlten, das, was man danach in der Historie als Piratenüberfälle bezeichnen wird. Es waren in Wahrheit Landlose, die ihr Überleben sichern mussten mit Raubzügen, zu Tieren gewordene, verwilderte Städter. Auf den entvölkerten Landstrichen, im Landesinnern, blieben Äcker jahrzehntelang unbestellt. Es gab keine Bevölkerung mehr, kaum mehr Bauern, die die Böden bestellen konnten. Die Städte zerfielen. Die letzten Bewohner wurden nicht mehr beerdigt. Ihre Kadaver verfaulten in den Strassen. Es gab keine Ordnungshüter, niemand, der die Städte schützte. Rechtsfreie Räume entstanden. In die unbewohnten Kulturräume drangen Menschengruppen ein, die sich dort eine weniger mühselige Existenz erhofften. Das waren Slawen, Germanen, Wikinger. Deshalb zogen aus den Waldgebieten im Osten die Menschen Richtung Westen und Süden, wo sie hunderte Qua-

dratkilometer unbestellte Äcker vorfanden, neue Siedlungsgebiete, was die affirmativen Mainstream-Historiker unter dem Begriff Völkerwanderung subsummieren, ein Begriff aus dem späten 19. Jahrhundert. Man wollte uns damit weismachen, dass die Völkerwanderung die Antike beendet habe und auch, dass die Piraten die Antike beendet hätten. Man verwechselte ganz plump Ursachen mit Wirkungen. Die Invasionen von überlebenden Menschen in die brachliegenden Kulturlächen waren eine Folge von 536. Ausserdem flüchteten sie vor der Kälte in den wärmeren Süden. Die Piratenzüge der landlosen Überlebenden waren eine Folge von 536. Sie waren nicht die Ursache des Untergangs der Antike.

Aber für beamtete Armeestrategen und papierige Hofberichterstatter in ihren geschützten Werkstätten gilt 536 nicht. Sie betrachten den Schicksalsschlag wie ein Foul im Fussball. Das war gegen ihre Grundregeln, dass immer der Stärkste und Beste gewinnt, wenn plötzlich das Schicksal alle hinwegfegt und ein Vulkan gewinnt, und die Seismik überall locker aufräumt, wo sich vorher kleine Ritterchen mit irgendwelchen Fähnchen und Söldner mit anderen Fähnchen die Köpfe gegenseitig blutig geschlagen haben. Das ganze städtische Machtgehabe wurde der Lächerlichkeit preisgegeben und zerfiel im Paukenschlag eines kosmi-

schen Momentums zu Staub und Asche. Aus dem Gestank der verwesenden Städteleichen und den Bergen der Prierleichen in den Kirchenschiffen kroch danach die Justinianische Pest. Damit war städtisches Leben für die nächsten zweihundert Jahre erledigt. Geröll und Staub bedeckten die Überreste von tausenden von Städten, die erst im 19. und 20. Jahrhundert zu einem kleinen Teil wieder ans Licht kamen, ohne jedoch, dass die Stadtruinen ihren Entdeckern und Museumskuratoren Anlass geboten hätten, über die wahre Ursache des urbanen Untergangs in gebotener Ernsthaftigkeit und Konsequenz nachzudenken.

Wie kommt man dazu, diese Fakten zu ignorieren? Schauen sie sich die Chronologie der historischen Berichterstattung im Umfeld des Jahres 536 an, wie sie unter dem Titel "Völkerwanderung" in Wikipedia zusammen gefasst sind.

*"489: Der Ostgote Theoderich fällt im Auftrag des Ostkaisers in Italien ein und etabliert dort ab 493 ein eigenes Reich. 507: Der Westgotenkönig Alarich II. unterliegt den Franken, die nun den Südwesten Galliens besetzen. 533/34: Eroberung des Vandalenreichs durch den oströmischen General Belisar. Das Burgundenreich fällt 534 an die Franken. 535–552: Gotenkrieg in Italien. Kaiser Justinian strebt die Rückeroberung weiter Teile des ehemaligen Westreichs an. 554: Justinian schafft den weströmischen Hof und den senatorischen cursus honorum ab. 568: Einfall der Langobarden in Oberitalien. Ende der Völkerwanderungszeit."*

Kein Wort davon, dass 536-538 schätzungsweise die Hälfte der europäischen Bevölkerung starb innerhalb von 18 Monaten Dauernacht und Kälte. Im Durchschnitt fiel die Temperatur um zwei Grad Celsius. Die in der ARTE-Dokumentation erwähnte Klimakatastrophe, die als Kampfbegriff der Panikmache der Grünen politisch liebedienert, war in Tat und Wahrheit eine drastische Abkühlung. Durch fehlendes UV-Licht bereiteten sich bakterielle Krankheiten aus, Vitaminmangel usw. Die Sterbewelle dauerte noch weit ins 6. Jahrhundert hinein. Berichterstattung war erloschen. Nur wenige Schreiberlinge harrten noch ein paar Jährchen in ihren Stübchen aus, Prokopius von Caesarea, Gorippus, Jordanes. Die letzten der Antike, die noch, meist leicht alterssenil angewelkt, an ihren Heldengeschichten weiterdichteten. Etwas anderes hatten sie nicht gelernt. Dann Schluss. Dark Age. Dunkles Zeitalter. Rückfall in die Prähistorie.

Man braucht keine Bücher, um zu pflügen und um zu fischen. Der Kampf ums Überleben wird nicht mit dem Tintenfass geführt. Auch nicht mit dem Schwert und dem Legionärswimpel. Nein, mit Arbeit auf dem Feld, Jagd, Fischerei, Überfällen, Plünderungen. Es dauerte fast 300 Jahre, bis wieder erste städtische Strukturen entstanden. Erst tausend Jahre nach 536 war die Menschheit wissen-

schaftlich wieder soweit wie 200 vor Christus, zur Zeit von Archimedes von Syracus und der Bibliothek von Alexandria. Kein Wort davon in unserer Geschichtsschreibung. Ich hatte davon weder am Gymnasium in Zürich noch an der Universität noch bei Burckhardt gehört und gelesen. Ich war erschüttert, als mir dieses Nahtoderlebnis der europäischen Kulturgeschichte vor ein paar Jahren erstmals in seiner Tragweite bewusst wurde. Das Versagen war vor allem eines der Geschichtsschreibung, des publizistischen Geschäftes mit Informationen, die für den Fortschritt der Menschheit von Belang sein könnten. Theoretisch.



*Plakat einer christlichen Werbeagentur auf dem Bahnhof Landquart. Gott selber hat die Message unterschrieben.*

Was bedeutete der tragische Event von 536, dieser vulkanische Great Reset, für die Religionen? Die Apokalypse war da, aber die Welt nicht zu Ende. Johannes und die Bibel lagen falsch. Sie hatten nicht recht. Sie waren als Schwurbler und Lügner entlarvt. Es ging weiter nach dem Weltuntergang. Man musste sich ein Update des christlichen Narratives zurecht schustern, eine peinliche Sache, wie die beschwichtigenden Ausreden von Uriella, der Zürcher Sektenführerin, wenn jeweils das UFO wieder nicht, wie angekündigt, gelandet war, um die Gläubigen auf die Plejaden mitzunehmen. Wie sagt man das? Wer glaubt noch etwas?

In diesem Glaubensvakuum taucht plötzlich ein neuer Mann auf. Ein weiterer Troglodyt. Aus einer anderen Höhle aber, als aus der des Johannes auf Patmos: Mohammed. Er war selber ein Kind des Jahres 536. Sein Vater hatte die beiden höllischen Schreckensjahre erlebt. Dieser starb noch jung, kurz nach der Geburt von Mohammed. Seine Mutter ebenfalls. Mohammed überlebte, traumatisiert wie man annehmen muss. Ein neuer Glaube war überfällig. Die Leute waren nach der Katastrophe bereit, sich einem neuen Heilsversprechen zuzuwenden. Das alte hatte ja offensichtlich ausgedient. Propheten haben nach Unfällen Hochkonjunktur. Ihnen kommt das Schlimmste gerade recht, um vom

Zorn Gottes zu predigen und was er alles Neues verlangt von den Überlebenden. Der Koran entstand, ein bisschen wie die Bibel der Christen, ein bisschen abgekupfert von der Thora der Juden, und die Götzen der Kaaba wurden vereint in Allah. Eine neue zentrierte, panarabische, politische Kraft entstand, missionarisch, kriegerisch, gewalttätig und expansiv, genau wie die Christen.

Niemand hat mir Geschichte bisher so erzählt. Warum wurde 536 verschwiegen? Weil man Geschichte gerne erzählt als leuchtender Kondesstreifen menschlicher Höhenflüge, als Chronik von Heldentaten linear aufwärts ins Paradies von Hightech und Pringels. Solcher Grössenwahn verblasst an der Wirkung schicksalshafter Ereignisse, Vulkanausbrüche, Erdbeben, Tsunamis, und Abkühlungen der Atmosphäre. Dass Geschichte getrieben ist von äusseren Bedrohungen, mag die Historie nicht. Man ist gewohnt Reaktionen als Aktionen zu verkaufen und Sachzwänge als Lösungen. Dazu muss man die wahren Gründe und Ursachen und Herkünfte vertuschen. Aus Feigheit, Angst und Überheblichkeit. So aber kann man auch nichts lernen aus Geschichte, zum Beispiel aus der Tatsache, dass Städte für ihre abhängigen Bewohner Todesfallen sind und ihr Bau am Meeresufer eine Dummheit, die alle paar Jahrhunderte bewiesen wird, dann allerdings so ra-

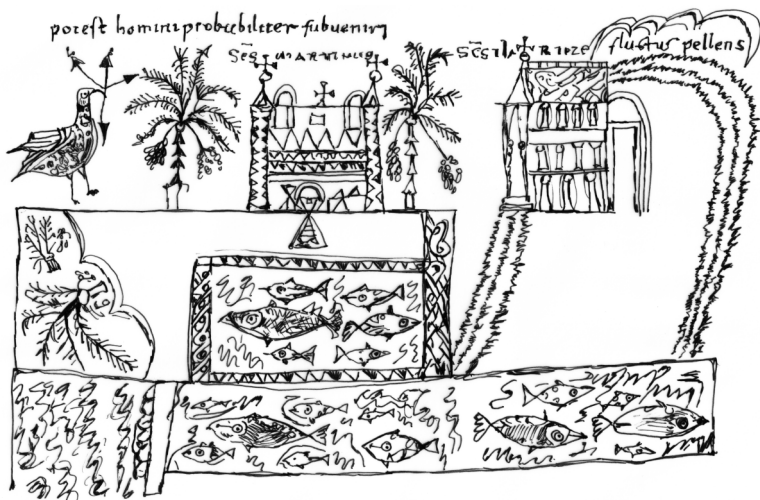
dikal, dass niemand mehr darüber schreiben kann, oder möchte, weil auch alle Historiker weggeputzt sind, ihre Tintenfasschen umgestürzt und das Pergament fehlt. Erst zwei oder dreihundert Jahre später erwachen dann wieder Alphabeten aus dem Albtraum der Geschichtslosigkeit und fragen sich erstaunt, wie es dazu kommen konnte. Klar: Wegen Völkerwanderungen und Piraten. Machthaber haben ja wegen ihrer weisen Voraussicht immer alles gut und richtig gemacht.

Eine Ausnahmeerscheinung dieser Zeit ist vielleicht Cassiodor (485-580), er wurde 95 Jahre alt, überlebte 536 und hatte aus den darauf folgenden Umbrüchen lebenskluge und vernünftige Konsequenzen gezogen. Er realisierte, dass Kulturgut nicht in Städten überleben kann, sondern nur in Klöstern, deren Mönche auch in der Landwirtschaft tätig sind und sich so ihr Überleben und ihre existenzielle Unabhängigkeit bewahren durch Arbeitseifer und Bescheidenheit. Ora et Labora. Beten und Arbeiten. Cassiodor selber, ein privilegierter und wohlhabender Grossgrundbesitzer, Senator, Staatsmann und wurde damit zu einem wichtigen Gründervater der klösterlichen Kulturtradition, dem Abschreiben von Büchern der Antike, losgelöst von städtischer Infrastruktur und abgekoppelt von importierten Betriebsstoffen. Autarkes, selbstverwaltetes Leben, ohne Handel.

Nach einer Katastrophe gibt es zwei Möglichkeiten. Eine egoistische, nur auf sich selbst bezogene. Jeder gegen jeden. Oder eine gemeinsame Bewältigung der Daseinsnöte. Ein Rückzug ins ländliche Dasein, ist in beiden Fällen unvermeidbar. Autarkie und Selbstbestimmung in einer durch weitgehenden Verzicht auf persönliche Entfaltung definierten Kommune kann ein Kulturkontinuum garantieren. Es bestand vor allem darin, Schrifttum aus der Antike zu erhalten, zu kopieren, sicher aufzubewahren. Der ideologische Kitt dazu kam aus dem Christentum. Eine Bibliothek und ein Garten. Bei Cassiodor kam noch eine Fischzucht hinzu, die auf den ausgedehnten, grossväterlichen Ländereien im kalabrischen Squillum bestanden und zum Mittelpunkt der Existenzsicherung der Mönchsgemeinschaft wurde, das sogenannte Vivarium. Der Name bezieht sich auf die aus dem Felsen gearbeiteten Zuchtbecken für die Fische.

Das Kloster wurde zum Modell einer Lebensform, die nicht neu war, aber durch die Notwendigkeiten der Zeit aktuell und vorteilhaft wurde. In vielen Ohren tönen heute solche frühmittelalterliche, soziale Lebensentwürfe ganz modern. Abschreckend für die meisten ist nur die Idee, dass man sich dafür auf eine soldatische, religiöse Verfassung einschwören muss, um dazu gehören zu dürfen. Vielleicht gibt es aber auch liberale Klöster und gelingt damit

ein Spagat zwischen Abgeschlossenheit und Offenheit.  
 Oder, wir arbeiten jetzt, von Neuem, selber daran.



Skizze der Anlage des Vivariums von Cassiodor, aus einer Handschrift des 9. Jahrhunderts. Dieses Kloster wurde 554 gegründet und befand sich in Scyllatium, heute Squillace, Kalabrien, Süditalien. Neben den Mönchszellen (rechts), von denen Wege zu den Arbeitsplätzen führen, ist die doppeltürmige Martinskirche zu sehen (Mitte), gesäumt von Dattelpalmen, umgeben von Gärten und grossen Fischteichen. Autarkes Mönchtum war nach dem Zusammenbruch von Handel und Städten nach 536 eine sinnvolle Überlebensstrategie. Man darf nicht vergessen, dass Cassiodor ein begüterter Grossgrundbesitzer und ehemaliger Senator war. Er war ein Büchernarr, der seine eigene Bibliothek, einen kleinen Kasten, gerettet hatte. Er konnte es sich leisten, einen Teil seines Vermögens in das Abschreiben von Büchern zu investieren, die ihm dazu geeignet schienen. Die Kopierarbeit war nur ein Tropfen auf einen heissen Stein. 99 Prozent des antiken Schriftgutes war zu dieser Zeit für immer verloren. Das Vivarium wurde bereits 583 wieder geschlossen. Es sind von ihm nur wenige Spuren übrig geblieben.

## MONTAG

Ich versuche ein Flugticket zu kaufen für den Rückflug von Athen nach Zürich. In Patmos kann ich das nicht. Im Reisebüro verkauft man nur Fährtickets und allerlei Ausflüge. Ich versuche im Internet bei fünf Online Plattformen einen Flug zu buchen, den ich direkt mit meinem Bankkonto bezahlen kann. Klarna ist aber überall abgeschaltet. Ich habe keinen Erfolg, auch nicht auf Seiten, die damit werben, dass man direkt via Bank bezahlen kann. Offenbar haben Kreditkartenunternehmen auch diese Lücke aufgekauft, um sie zu schliessen. Ich klage am Mittagessen darüber. Jakovos sagt, dass man nicht mehr reisen können ohne Kreditkarte. Ich mache es trotzdem. Nur noch mit Bargeld. Oder direkt via Bankkonto. Ich will nicht, dass alle wissen, was ich mit meinem Geld mache. Das geht niemanden etwas an. Jakovos versteht es, sieht aber keine Lösung. Wegen Corona fragt er, ob ich geimpft sei. Nein, sage ich. Bravo, ruft Roula und klatscht dazu fröhlich in die Hände. Dann reden wir über Corona. Roula und Jakovos sind sehr skeptisch. Jakovos glaubt an eine Verschwörung. Er hätte Beweise, sagt er, dass alles geplant sei. Er meint wohl den Event 201. Ich höre einfach zu. Er ist felsenfest überzeugt, dass es eine Agenda gibt, und dass dahinter eine Vision eines Herr Masson ste-

he, der schon vor hundert Jahren geplant habe, eine Welt-herrschaft zu errichten unter der Leitung der Finanzwelt, ein Jude, sagt Jakovos. Die UNO sei das Vorgebäude dazu. Diese habe aber keinen Weltpräsidenten. Das komme aber noch.

Dann reden wir über essbare Insekten und Pilze. Hier in Patmos gäbe es nichts zu sammeln meint Jakovos. In Kreta aber schon. Sein Vater habe ihm beigebracht, dass es nur eine einzige Pilzart gebe, die man essen kann. Alle anderen nicht. Der essbare Pilz wüchse unter dem Johannisbrotbaum und unter Araucarien, die wegen ihres Harzes eine Bodenfläche kreieren, auf der nichts anderes wachse als nur dieser eine Pilz. Jakovos sagt, dass der Pilz aus einem Ei kommt, also wahrscheinlich ein Wulstling. Roula hat Ziegenfleisch mit Kräuterreis gekocht. Ganz köstlich. Nach dem Essen versuche ich nochmals ein Ticket zu kaufen. Schliesslich habe ich Erfolg bei einem Schweizer Online-reisebüro, wo ich mit meinem Schweizer Postfinance-Konto bezahlen kann. Es ist gleich teuer wie bei anderen Plattformen.

Am Abend sehe ich, dass Jakovos mit den zwei indischen Touristinnen schon wieder an einem Tischchen im Frühstücksaal sitzt und Besichtigungspläne schmiedet. Das

sind dieselben, mit denen er schon am Mittag konferiert hatte. Sie gehören zu der grossen Gruppe von Pilgern, die genau einen Tag Zeit eingeplant haben, um die Johanneshöhle und das Kloster zu sehen, sonst nichts, und wieder verschwinden. Der Grossteil der Besucher sei so. Die beiden indischen Damen sind schwer adipös, dazu klein gewachsen, mehr breit als hoch. Es ist schrecklich, wie sich Menschen gehen lassen. Das ist in der Apokalypse des Johannes nicht vorgesehen, dass man im Zuviel verhungert und der Überfluss zur Sintflut wird.

## DIENSTAG

Roula lädt mich ein zum Mittagessen. Es gibt grüne Stangenbohnen mit Kartoffeln an einer feinen Sauce aus Olivenöl und Tomaten und Gewürzen. Dazu Kabissalat und Mandarinen. Jakovos sagt, dass er morgen nach Thessaloniki fahren werde, zum Internationalen Tourismuskongress. Er wird mit dem Schiff nach Piräus und von dort fünf Stunden mit dem Bus nach Thessaloniki unterwegs sein, in einer Delegation von zehn Leuten, mit viel Material für die Messe. Heute beginnt das vierzigtägige Fasten der orthodoxen Kirche auf Weihnachten zu. Man isst in

dieser Zeit kein Fleisch. Nur Fisch ist erlaubt. Jakovos sagt, dass man früher in den Dörfern einen fixen Wochenmenuekalender gehabt habe. Am Montag gab es immer Makaroni, also Teigwaren, Fleisch nur am Sonntag, usw. Das war bei meinen Grosseltern im Toggenburg ganz ähnlich.

Jakovos fragt, ob ich etwas bemerkt hätte in der Nacht. Nein, was denn? Das Fernsehsignal sei ausgefallen, wegen einer gebrochenen Antenne in Chora. Ich würde nie TV schauen, sage ich. Jakovos darauf, er auch nicht. Aber ein, zwei Gäste hätten reklamiert.

## MITTWOCH

Jakovos empfängt mich am Morgen freudenstrahlend mit den Worten: "Daniel, es wird heute regnen! Vielleicht schon um zwölf Uhr. Am Mittag." Jakovos hatte sich in den letzten Tagen zunehmend Sorgen gemacht wegen dem Wassermangel. Nun ist er erleichtert. Sein Garten sieht prächtig aus. Er ist vollständig bepflanzt. Kabisköpfe, Blumenkohls und Broccolis sind bald erntereif. Es ist erstaunlich, dass hier der Garten hauptsächlich im Winter betrieben wird; ein guter Grund darüber nachzudenken, ob eine griechische Insel nicht der richtige Platz wäre, um einmal



*Der Hügel von Agia Geranou, wo in der Antike ein Demeterheiligtum stand.*

den Winter zu verbringen, ohne Heizung, ohne Schneeschaufeln, ohne Eiszapfen und ohne Gesundheitsterror wegen Grippe, ohne Impfwahn und ohne betrügerischen Coronaschwachsinn. Man kann hier noch baden, ohne Probleme. Ich bin kein besonders abgehärteter Eistaucher-Typ. Im Gegenteil. Ich mag nicht frieren. Aber das Wasser ist jetzt noch zwanzig Grad und unglaublich klar. Warum also nicht Patmos im Winter, oder Kreta? Das Angenehme in Patmos ist, dass nicht alles geschlossen ist. Wenn die Kreuzfahrtschiffe weg sind, dann wird es allerdings auch hier sehr still.

Das grösste Problem seien die Arbeiter, die überall fehlen, klagt Jakovos. Sein Bruder habe die Ernte in Kreta abgeschlossen. Arbeiter zu finden sei sehr schwierig. Ausserdem müsse man ihnen 50 Euro pro Tag bezahlen. Früher waren das 35. Es sind fast nur Ausländer, die solche Jobs machen, Pakistani, Inder, Syrer. Einheimische würden nur helfen, wenn man ihnen die Hälfte des produzierten Öls abgibt. Das sei kein guter Deal. Denen geht es gar nicht um den Lohn, sagt Jakovos, nur um Olivenöl für ihre Familie.

Auch in den Hotels auf Patmos sei das Hauptproblem, jemanden zu finden, der die Zimmer putzt, oder einfache Arbeiten im und ums Haus verrichten kann. Jemanden zu finden, der ihn, Jakovos an der Reception ersetzt; das sei

fast unmöglich. Er hätte es mehrmals versucht. Er hätte einst Besuch erhalten von einem jungen Mann, der für eine Arbeitsvermittlungsplattform im Internet arbeitet. Da sucht man Leute für allerlei Jobs. Das Problem ist aber, dass er, Jakovos, noch mehr Arbeit hat, wenn er alle zwei Monate einen neuen Receptionisten einschulen muss. Er suche Leute, die sich langfristig engagieren.

Nach einer Pause sagt Jakovos: "Aber weisst du, Daniel, was das noch fast grössere Problem ist bei uns heute, und weshalb ich pessimistisch bin?"

Ich schüttle den Kopf. Er sieht mich an.

"Schau. Wir zwei, wir stehen uns gegenüber wie Männer. Aber Mann zu sein bedeutet heute gar nichts mehr. Man ist heute Gay oder Lesbe oder irgendwas dazwischen, oder von allem etwas. Es fehlt der Zusammenhalt der Geschlechter. Mann und Frau. Sie heiraten heute und sind morgen geschieden. Die Kinder irgendwo, wie Waren hin und hergeschoben. Ausserdem wird jedes schöne, flache Stück Land, zum Beispiel in der prächtigen, fruchtbaren Ebene bei Athen, einfach zugemauert mit Solaranlagen. Wer produziert denn noch unsere Kartoffeln, unsere Nahrung?"

"Dasselbe bei uns Schweizern", bestätige ich, "Wir

Schweizer importieren mehr als zwei Drittel unseres Kalorienverbrauchs aus dem Ausland. Kein Wunder dass die Leute Angst haben vor Lieferengpässen. Diese Angst ist sehr berechtigt. Ausserdem arbeitet die internationale Brokerbrut seit Jahren daran, die Preise für Lebensmittel hoch zu puschen mit Kriegen, faulen Deals, gesprengten Gasleitungen, Abschaltungen von Kraftwerken, Blockaden des Suezkanals und anderem. Der Ausweg kann nur sein: Mehr lokale Produktion. Von eigenen Überschüssen leben."

Jakovos ist Chef des Hotelierverbandes von Patmos. Es gibt in Griechenland 30'000 Hotels. Sie erwirtschaften zusammen zehn Milliarden Dollars in diesem Sommer. Eine unglaublich wichtige Branche für Griechenland. Aber auch für die Touristen, ergänze ich. Sie wollen lieber auf einer warmen, sauberen Insel leben im Winter, als blechen zu müssen für die von ihrer eigenen, unfähigen Regierung hochgetriebenen Gas-, Energie- und Wärmekosten.

Morgen nachts fahre ich zurück in die Schweiz, sage ich Jakovos. Er offeriert sofort, dass ich im Zimmer bleiben könne, das sei Teil seiner Gastfreundschaft. Ich bedanke mich. Um 11 Uhr kommt böiger Wind auf, dann verdunkelt sich der Himmel. Erst zaghaft, dann in kurzen Spritzern beginnt es zu regnen. Halleluja!

## ABREISETAG

Jakovos gesellt sich beim Frühstück zu mir. Wir sitzen genau unter dem letzten Bild von Michailis, das noch immer mit den beiden von mir bemalten Flügeln bedeckt ist. Man will also warten mit der Neueinrichtung der Bilderausstellung, bis ich gegangen bin. Oder hat sich eine neue Lösung ergeben?

Wir reden über Tourismus. Immer mehr ältere Leute wollen den Winter auf einer Insel verbringen. Die Kosten sind tief, weil es sehr viele Zimmer hat und kaum Gäste. Zwischen 300-500 Euro kostet ein Appartement für einen Monat. Da ist man in Patmos gut dran, weil es hier noch mehr Einheimische hat als auf anderen, klassischen Touristeninseln, auf denen es im Winter trostlos leer ist und auch kaum gute Läden, Märkte oder Restaurants geöffnet sind. Das ist hier anders. Der kleine Fischmarkt, die Metzgerei, zwei Supermärkte sind täglich geöffnet und die fahrenden Gemüse- und Fruchthändler halten immer vor dem Mittag auf dafür vorgesehen Standplätzen am Hafen.

Eine Französin hätte letztes Jahr ein Haus gekauft gerade neben dem Hotel, sagt Jakovos. Sie sei jedes Jahre einen Monat oder länger hier, manchmal auch mit Kollegen. Ich sage Jakovos, dass ich kein Haus kaufen würde. Ich würde es viel lieber mieten wollen, sagen wir, für zehn

Jahre. Eine verlassene Hütte, ohne Strom und ohne Wasser, die ich selber herrichten und nach zehn Jahren zurückgeben kann. Aber einen kleinen Garten müsse es haben, ein paar Olivenbäume und viele Kräuter, Insekten und Vögel und ....

Die Zukunft sieht Jakovos wegen den gesellschaftlichen Veränderungen nicht besonders rosig. Touristen hat es genug. Patmos hat keinen Flughafen, also kommen hier keine grossen Gruppen an. Darüber ist Jakovos froh. Der sogenannte Kulturtourismus hat sich durchgesetzt. Saufereien, Strandparties und Diskos gibt es hier nicht. Sogar Bars die nur Alkoholikas ausschenken, sind verboten. Bis vor wenigen Jahren war es sogar untersagt mit dem Motorroller herumzukurven zwischen 11 Uhr nachts und morgens um 6 Uhr. Wegen dem Lärm. Der ist immer noch hoch, vor allem wegen frisierten Motoren, die absichtlich laut eingestellt sind, weshalb und wofür auch immer.

In Patmos werden im Sommer 3000 Roller vermietet. Eine irrsinnige Zahl. Man kann sich den Geräuschpegel in der Hochsaion kaum vorstellen, Es sind Nächte wie in einem Überschall-Bienenstock.

Jakovos drückt mir als Geschenk eine kleine Dose mit eingelegten Oliven in die Hand. Da freu ich mich schon drauf: Jakovos' Oliven. Beim Verabschieden sagt er, dass gerade heute wieder Leute gefragt hätten, wer das Bild ge-

malt habe. Man diskutiere weiter darüber, was man damit machen wolle. Es gäbe nun den Plan, die beiden Flügel im Raum des Frühstücksbuffets zu platzieren, da ein Bild wegzunehmen und es in das Esszimmer zu verlegen, um das Poster der Merkatorkarte zu ersetzen, das schon ziemlich abgeschossen und unansehnlich geworden ist. Dann wäre das Bild von Michailis wieder offen. Ich sage Jakovos, dass offenbar Bewegung in ihre Bilderausstellung im Haus gekommen sei und lache. Jedenfalls sei es ihr Bild und ihr Hotel und ich sei neugierig wie sich alles entwickle bis ich vielleicht im April des nächsten Jahres wieder käme. So Gott will.

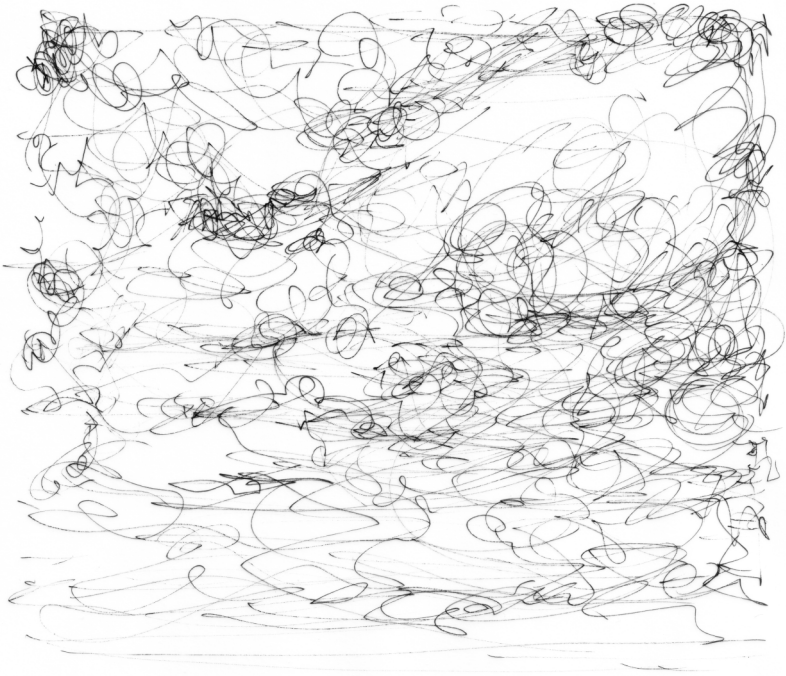
Es ist heute sonnig und windig mit einzelnen Wolken. Ich spaziere nochmals zur Meloibeach und bade. Es sind dieselben drei Leute da, wie immer. Sie kommen wie die Zeiger einer Uhr. Zuerst eine Frau mittleren Alters mit langen, schwarzen Haaren, schöner, weiblicher Figur und einem dunkelgrünen Badeanzug. Dann ein älterer Mann den ich schon in Skala gesehen habe, tiefbraunes Gesicht mit weissem Spitzbart, und einem ziegenartigen Lächeln. Er trägt immer zwei schwarze Gummi-Kurzflossen bei sich, ist in Jacke und Pullover eingepackt. Grüsst. Wir sehen uns ja schon seit drei Wochen hier. Dann noch ein Senior mit einem breitkrepfigen, zerknitterten Strohhut. Ein untersetzter, muskulöser Herr. Er grüsst und plaudert ein we-

nig mit mir, vor allem mit den grossen, schwieligen Händen, weil wir ausser ein paar englische Worte wenig gemeinamen Wortschatz haben. Aber man versteht sich trotzdem. Er freut sich über das Wetter und das warme Wasser. Als ich den Namen Jakovos erwähne, sagt er gleich "und Roula!" Jeder kennt hier die beiden und die Villa Zacharo und alle lachen, wenn sie von ihnen reden.

Ich buddle beim Sonnenbaden ein wenig in den Steinen. Sie sehen aus wie Popcorn, wie aufgeschäumter, gebrannter Ton, mit vielen Löchern und Einschlüssen von Kristallen. Manche von ihnen scheinen mir wie Mondsteine das Licht speziell zu brechen. Andere schimmern blass opalisierend. Meist sind sie milchig, weisslich. Die Meloi Beach besteht aus feinem Kies, nicht Sand. Es hat wenig Muschelüberreste. Die Mehrheit ist vulkanisches Gebröckel, das abgerundet ist, aber auch abrasiv, wie Bimsstein. Das Meer ist glasklar. Man sieht bestimmt zwanzig Meter weit unter Wasser. Ich füttere beim Schnorcheln die Fische mit trockenem Brot. Dann spaziere ich zurück.

Ich dusche, lege mich hin. Nach Mitternacht werde ich etwas Kleines essen und mich danach bereit machen für die Fährfahrt nach Piräus. Im Supermarkt habe ich ein paar Kleinigkeiten für die Überfahrt gekauft. Aber keinen Kaffee. An Bord ist er zwar teuer, aber frisch muss er eben sein, sonst ist der Morgen alt, bevor er begonnen hat.

*Blick auf die Hafenöffnung von Skala. Zu sehen ist die Hafenmauer, die Anlegestelle für die Fähren, links im Hintergrund die Landzunge mit dem Kloster Koumana und unten links, mitten im Hafenwasser, die Warnboje, wo sich der Legende nach die Überreste eines Tempels befinden sollen, zu welchem der Zauberer Kynops herab gefahren ist, nachdem Johannes ihn besiegt hatte. Die italienischen Besatzer hatten 1912, als sie die Insel von den Osmanen erobert hatten, versucht, dieses Hindernis mit einer Sprengung zu beseitigen. Vergeblich.*



## DER UNBEFLECKTE TOD

Müsste es nicht, wenn es eine unbefleckte Empfängnis und Geburt gibt, quasi als Gegenstück dazu, auch eine unbefleckte Rückgabe der Seele geben, den unbefleckten Tod? Eine vielleicht seltsame Frage. Aber lassen wir den Gedanken etwas näher an uns heran kommen.

Unbefleckter Tod. Was könnte dies heissen? Unbefleckt meint eigentlich unberührt von materiellen Dingen; aus einer anderen Ebene stammend als aus dem Physischen. Bei der unbefleckten Empfängnis heisst es, dass Jesus geboren wurde von einer Jungfrau, Maria. Unbefleckt heisst sauber. Das ist eine wertende Aussage und damit ein Problem. Es wird damit insgeheim ausgedrückt, dass Materielles, Physisches, Sex, befleckt, dreckig und unsauber sei. Dabei wollte man vielleicht nur sagen, dass das Wesentliche bei der Geburt, das Lebendige, aus einem immateriellen Raum stammt. Unbefleckt ist Sprachlich unsauber. Ein linguistisch befleckter Terminus.

Aehnlich verhält es sich bei der Jungfrau Artemis. Auch bei ihr gibt es keine irdische Zeugung, kein Sex, will sagen: Die Seele wird nicht aus Materiellem gebastelt in einem diesseitigen, physischen Prozess. Die Seele ist keine

Kreatur der materiellen Welt. Sie kommt von woanders her. Das können wir gut verstehen. Selber haben wir manchmal den Eindruck, dass wir nicht von dieser Welt sind, wir uns hier irgendwie verloren fühlen. Nicht dazu passen. Auch Mütter können gut verstehen, dass sie es nicht sind, die die Seele des Kindes erschaffen haben. Auch Väter können es verstehen, dass die Seele ihres Kindes nicht in der Spermazelle mitschwimmt, sondern von woanders her kommt. Woanders. Weil man den Ort "Woanders" auf Google maps nicht findet, sagen viele Leute heute, es gäbe die Seele nicht. Alles sei materiell, physikalisch, mechanistisch, programmiert, der Rest Einbildung und Vorstellung. Lassen wir diesmal offen. Hören wir auf unser Herz.

Was ist der Tod? Ist er ein rein materielles Ereignis, durch das die Bestandteile des Körpers zerfallen, das innere Licht des Lebewesens erlischt und alles in den unentrinnbaren Kreislauf der Materie zurückkehrt? Das wäre dann die Entsprechung zur befleckten Geburt, nicht wahr? Alles ist aus Materie geschaffen und kehrt zu ihr zurück. Die Einbildung der Seele verschwindet. Sie geht nicht irgendwohin. Weil es sie gar nicht gibt. Das ist die extremste Form von Materialismus. Die Materie ist Gott. Ausser ihr gibt es nichts. Alles bleibt in ihr. Ewig. Es gibt kein Jenseits. Alles nur Märchen, Spiele der Einbildungen einer

Seele, die vom Bewusstsein kreiert wird, als ein von außen betrachtetes Spiegelbild von sich selbst.

Dagegen ist das Bild von der Seele, die den Körper verlässt und zurück geht in einen Raum des materielosen Lebens, oder besser, materiefreien Lebens, die Vorstellung vom unbefleckten Tod. So, wie die materiefreie Seele bei Empfängnis und Geburt ihr Lebendiges vertrauensvoll in die Obhut der Materie gibt - das ist das, was Artemis als Göttin der Geburt schützt - so verlässt die Seele das Körperlich-Physische wieder nach ihrem Erdenbesuch. Dazu benötigen wir aber eine Vorstellung von einem Jenseits, von einem Raum für Lebendiges, das nicht an Materie gebunden ist. Walhalla, Nirwana, Paradies, Himmel, Hölle, Hades – es ist viel darüber spekuliert worden, wohin die Seele gehen könnte nach dem Tod. Wer annimmt, dass die Seele eine bloße Einbildung ist, der kann sich ein Jenseits sparen. Wer aber glaubt, dass die Seele nach dem Tod weiterlebt, und dabei sozusagen das Lebendige mitnimmt und es aus dem Materiellen heraus löst, der wird gefragt werden, wohin denn diese Seele, wohin dieses Lebendige geht. Die Antworten: "Das geht dich nichts an, solange du lebst" oder "Lass dich überraschen." sind für die meisten Menschen nicht immer wirklich beruhigend, weil man zwar sich selber nur kennt als lebendig, aber da draussen, vor

der Tür, den Tod bei Anderen, Mitmenschen, Tieren, in der Natur überall beobachten kann und bezeugen kann, dass Leben entschwindet und es scheint, dass wir sterblich sind, sicher jedenfalls unser Körper.

Jenseits-Narrative, die behaupten eine gültige Antwort zu haben auf eine unbeantwortbare Frage, haben meist einen moralischen und damit zweckorientierten Anspruch. Vielleicht sogar gut gemeint, aber letztlich immer unehrlich und betrügerisch. Eschatologische Narrative behaupten – wie in der Apokalypse des Johannes exemplarisch vorgeführt wird - eine Instanz, die zwischen Gut und Böse des Menschen urteilt, und dass diese Autorität je nach Resultat der Lebensevaluation eine entsprechende Schublade für den Jenseitsaufenthalt der beurteilten Seele bereit hält: Bestrafung oder Belohnung.

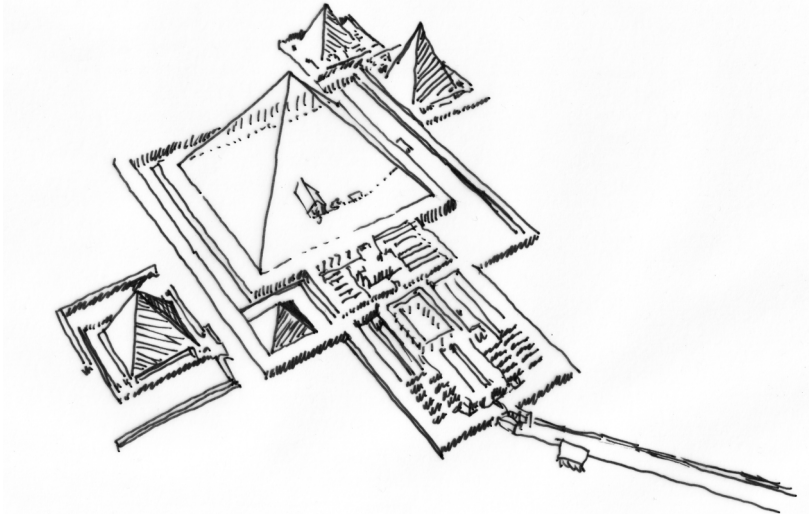
Andere Narrative bezweifeln ganz grundsätzlich, dass es eine Seele gibt. Für sie ist der Beweis, dass es eine Seele gibt, genauso unerbracht wie der Gottesbeweis. Gottesbeweis und Seelenbeweis unternehmen denselben Versuch, nämlich, mit dem Logos den Raum des Nichtlogos betreten zu wollen. Ein unüberwindbarer Widerspruch. Wenn aber der Seelen- und Gottesbeweis nicht erbracht werden kann, wie Atheisten behaupten, muss allerdings auch der

Versuch, beweisen zu wollen, dass es die Seele und Gott nicht gibt, scheitern, oder im alogischen Murks eines betrügerischen Blödsinns enden, wie auch umgekehrt bei all den religiösen Jenseits-Narrativen. Atheisten sind genau gleich wie Gläubige. Auch der Glaube, dass es Gott nicht gibt, ist ein Glaube. Wie kommen wir da raus?

Eine interessante Kritik des befleckten Todes, können wir in der ägyptischen Urgeschichte finden, vor über 4000 Jahren. Es ist die gesellschaftliche Entwicklungsphase unmittelbar vor dem Untergang des Alten Reiches. Es gab da eine Rebellion, eine Revolution, einen gewalttätigen Umbruch, der ganz zentral mit der Frage des befleckten Todes zu tun hatte. Genau genommen ging es dabei um die Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit die Seele des Pharaos zu seinem Gottesbild, der Sonne Re, zurückkehren kann, um von da später erneut als Pharao, als Herrscher Ägyptens, an den Nil zurück zu kehren.

Das Wahrzeichen der Bedingungen, die erfüllt sein mussten für eine gelungen Himmelsreise des verstorbenen Pharaos, sind die Pyramiden. In ihnen soll die Himmelsfahrt des Pharaos gelingen, wenn alle Regeln beachtet werden, sämtliche 227 Anweisungen des Totenbuches, das ganze Manual und Handbuch der Himmelsreise der

unsterblichen Seele des Pharaos. Das heisst nichts anderes, als dass die Unsterblichkeit der Seele des Pharaos an die Erfüllung irdischer Bedingungen geknüpft war. Das war der kritische Punkt des Narratives im Alten Reich Ägyptens. Die Seele konnte den Aufstieg in den Himmel auch verpassen, wenn die irdischen Dinge nicht pingelig erfüllt wurden. Dann war die Seele sterblich. Auch diejenige des unsterblichen Pharaos. Gott konnte sterben.



*Rekonstruktion der Pyramidenanlage von Pharao Pepi II. ca 2200 vor Christus. Auffällig sind die kleinen Pyramiden der Königinnen, die hier auftauchen. Wenig später brach das alte Reich zusammen, die Pyramide in Sakkara, am Eingang ins Nildelta, wurde zerstört und ist heute nur noch ein Trümmerfeld.*

Pharao Unas liess erstmals die Texte des Totenbuches, alle 227 Anweisungen und Sprüche, an die Innenseite seiner Grabkammer meisseln. Zuvor waren diese Wegleitungen nur einmal, nach der Grablegung, vorgelesen worden, meist vom Sohn des verstorbenen Pharaos. Dann wurde das Grab verschlossen. Das war das Ritual bis circa 2200 vor Christus, bis kurz vor dem Untergang des alten Reiches.

Es muss zu dieser Zeit eine Rebellion stattgefunden haben. Die Totentempel wurden geplündert, gebrandschatzt. Es war das Ende der grossen Pyramiden. Das Vorrecht des Pharaos auf Auferstehung und Unsterblichkeit wurde in Frage gestellt. Unas hatte Zweifel, ob man ihm die Anweisungen richtig vorlesen wird, weil, wie er argwöhnte, seine Hinterbliebenen eventuell gar nicht wollten, dass er wiederkommt. Unas wollte sicher sein, dass, wenn er aus dem Sarkophag steigt, als Seelenkäfer Ka, dass er dann die Anweisungen selber lesen kann, um nicht einen verhängnisvollen Fehler zu machen, der ihm die Unsterblichkeit kosten würde und er im schlimmsten Fall, wegen einem Bug im Code der Seelenreise, den Aufstieg von der Pyramiden-Seelen-Abschussrampe zur Sonne verpatzt.

Die Zweifel und das Misstrauen, ob man ihm, Pharao Unas, den Unsterblichkeitsstatus gönnt, zeigte sich auch

andernorts. Es wurde in seiner Umgebung gefragt, ob man nicht auch als Frau des Pharaos Unsterblichkeit erwerben könne. Unas gab sein Vorrecht auf, indem er auch für seine Frauen Pyramiden bauen liess und ihnen den Zugang in die Ewigkeit ebnete. Unas Pyramide und acht Königinnenpyramiden stehen in Sakkara, erbaut zwischen 2295-2250 vor Christus. Ist es ein Wunder, dass bald auch Priester, Geschäftsleute, Heerführer und sonstige, die sich zur Unsterblichkeit berufen fühlten, dasselbe Recht für sich verlangten? Das Recht auf Auferstehung. Es schien plötzlich, dass Unsterblichkeit herstellbar sei, für noch ganz andere als nur für den Pharaos. Unsterblichkeit für alle.

Gott zu sein auf Erden ist nicht einfach. Neid und Missgunst brandeten dem unsterblichen Pharaos entgegen. Was soll an ihm schon so Besonderes sein? Manchmal war er doch offensichtlich ein Krüppel, eine Missgeburt. Weshalb sollte ausgerechnet ihm und nicht auch allen anderen Ägyptern das Recht auf Unsterblichkeit zuteil werden? Stellt es nicht in Frage, ob der Pharaos wirklich Gott ist, wenn er so viel Aufwand betreiben muss, um überhaupt in den Himmel zu kommen? Das staatstragende Narrativ begann Risse zu bekommen. Irgendetwas konnte mit der Gottähnlichkeit des Pharaos nicht stimmen.

Der Kampf um die Unsterblichkeit begann von oben her, vom Pharao her und seinen Frauen. Die Pyramide bröckelte von der Spitze her. Die Autoritäten des Machthabers und seines Narratives werden nicht mehr respektiert. Die Mutter von Pharao Pepi dem Ersten, liess sogar ihren Sohn von einem Spitzel überwachen. Wir kennen ihn mit Namen. Der Agent heisst Keti. Sein erstaunlicher Bericht ist auf einem Papyrus erhalten geblieben. Er lautet so:

*"Keti hat gesehen wie seine Majestät der König von Ober- und Unterägypten nachts ohne Begleitung ausging. Keti hat den Gott beschattet. Ohne Skrupel. Der König ist zu General Sassenet gegangen. Er hat einen Stein geworfen, damit ihm eine Leiter herunter gelassen wird. Er ist hoch gestiegen und Keti hat gewartet bis seine Majestät wieder herauskam. Und als der König seine Begierde mit dem General gestillt hatte, kehrte er in den Palast zurück. Keti ist ihm gefolgt."*

Noch nie hatte zuvor jemand über den Pharao so gesprochen. Der Tod hatte einen fahlen Beigeschmack erhalten, aber nicht nur der Tod, denn wenn der Tod befleckt ist durch materielle Bedingungen, dann muss auch etwas mit der unbefleckten Geburt nicht stimmen. Das hängt doch zusammen. Nicht wahr? Wenn eine unsterbliche Seele zur Welt kommt, kann sie ja nicht auf der Erde sterben, weil die Instruktionen der Unsterblichkeit nicht befolgt

wurden. Unsterblichkeit kann nicht bedingt sein durch das Sterbliche. Sonst herrscht die Sterblichkeit.

Wahrscheinlich waren es solche irritierenden Zweifel, welche das alte Reich in Chaos und Verderben stürzten. Das Narrativ war zweifelhaft geworden. Pharao Tethi wurde ermordet, vermutlich von seinem Arzt und dem Kommandanten der Leibwache. Deren Namenskartuschen wurden später, nach dem Auffliegen des Komplottes, ausgemeißelt aus ihren Gräbern. Ausgelöscht. Nach der ägyptischen Religion bedeutet dies, dass die Seele Ka sich dann nicht mehr mit dem Bild der Namenskartusche verbinden kann und die Seele durch die Auslöschung des Namens in der Unterwelt gefangen bleibt, die grösste Strafe, die man sich vorstellen konnte.

Der Tod von Pharao Theti ist gravierend. Mit seiner Ermordungen wurde Gott getötet. Der Pharao repräsentierte im Nilreich Wahrheit und Gerechtigkeit. Dieses Narrativ stirbt. Das Chaos bricht aus. Ende der Welt. Apokalypse. Revolution. Grabschändung. Mumien zerstört.

Die Statue der Mutter mit Pharao Theti, sieht ein bisschen aus wie Maria mit dem Jesuskind. wie die Panagia-Ikonen der Griechen. Die Ähnlichkeit ist nicht zufällig. Das ist Artemis, Maria, jungfräuliche Geburt. Das ist das Bild der Bienenkönigin. Bei den Griechen wird diese Darstel-

lungsform als Kourostropos bezeichnet, die Mutter oder Amme, die den Knaben (kouros) nährt (trophein). So sind Dutzende Göttinnen mit Knaben abgebildet. Hera, Aphrodite mit Eros, Hekate, Kybele, Artemis und viele mehr.



*Alabasterstatue des Pharaos Pepi II auf den Knien seiner Mutter Anchesepi II, 2200 vor Christus.*

Der Begriff vom unbefleckten Tod schmeckt vielleicht im ersten Moment seltsam. Aber sehen sie: Wir reden noch oft von der unbefleckten Geburt. Der Kern dieser mythologischen Idee der jungfräulichen Geburt, geht weit zurück, auch nach Ägypten und ist ganz eng mit der Biene, respektive der Bienenkönigin verbunden. Die Biene ist die Hieroglyphe für Unterägypten, wo Imkerei seit mehr als 5000 Jahren betrieben wird, in tönernen Röhren als Beuten.

Die Biene, heisst es, sei aus einer Träne des Sonnengottes Re geboren. Imker waren eng verbunden mit den Tempelkulten. Es gab strenge Hierrachien in den Imker-Zünften.

Die Biene wird oft mit der Göttin Neith verbunden. Sie ist eine ägyptische Urgöttin. Mit ihr als jungfräulicher Erstgebärerin, beginnt die Schöpfungsgeschichte der Ägypter. Neith wird beschrieben als diejenige, die zuerst geboren hat, als es noch nichts gab. Auch von Bienen nahm man damals an, sie seien jungfräulich geboren, weil man nicht wusste, dass die Bienenkönigin sich ausserhalb des Stockes mit Männchen paart. Vom Altertum bis ins Mittelalter hinein sagte man der Biene jungfräuliche Geburt nach. Es ist also nur naheliegend dass Neith und die Bienenkönigin jungfräuliche Schöpfermütter waren, die mit ihrer unbefleckten Empfängnis die Welt erschufen. Neith und die Bienenkönigin sind, wie Artemis, wehrhaft. Sie haben Stachel und Speer und sind Schutzgottheiten bei den Ägyptern.

Damit sind wir wieder beim Goldamulett von Chryssolakkos gelangt, bei den Bienen von Malia. Nun können wir die Bienen als Bilder von Neith sehen, der ägyptischen Urmutter, der jungfräulichen Erstgebärerin. Entsprechend der urkretischen Artemis, der wilden Jungfrau der Wälder, die die Welt gebiert und von da ins Christliche übertragen als Jungfrau Maria, die den Heiland gebärt. Die Bienen kommen im Amulett doppelt vor, wie ein A und O, sinnbildlich für: Aus der Erde geboren, zur Erde zurück gekehrt. Begrüsst und Verabschiedet. Diese matriachale, spirituelle Idee heisst nicht, dass es keine Seele gibt und dass sie beim Tod vernichtet wird.



Auch bei den Bantus in Afrika verschwindet die Seele nicht nach dem Tod. Sie kehrt in die Verborgenheit zurück, innerhalb der materiellen Welt und verbleibt unter den gegenwärtig, in ihrem materiellen Körper daseienden Seelen. Vorfahren bleiben persönlich anwesend in einer geschützten Zone, aber noch immer verbunden mit dem Materiellen, kontaktierbar. Die initiierte Priesterin, Mandona, kann mit der Urmutter das Clans in Kontakt treten. Die Geister der Verstorbenen können angerufen werden und erscheinen im Schutz von Zeremonien und Ritualen den Gegenwärtigen.

Das afrikanische Konzept der Seele ist nicht auf ein immaterielles Jenseits ausgerichtet. Es gibt kein dualistisches und bewertbares Gegenteil zur Natur. Es gibt keine Distanz zwischen Diesseits und Jenseits, kein Weg vom materiellen, vergänglichen Dasein in die Unsterblichkeit und Ewigkeit. Es gibt kein Handbuch, wie bei den Ägyptern, keine Bootsüberfahrt über den Fluss Styx, wie bei den Griechen, und kein Jüngstes Gericht mit einem Zulassungsverhör vor der Himmelspforte, wie bei den Christen, kein Gatekeeping oder dergleichen. Jede Seele bleibt ewig frei und jede Seele kommt bedingungslos in die Gemeinschaft der grossen Seele zurück, aus der sie in die Welt kam. Und zwar nicht irgendwo auf einem fernen Planeten, wo man nur mit einem UFO hinkommt. Nein, hier, im Jetzt, der Ge-

genwart, in der materiellen Welt, bei uns. Aber in der Verborgenheit.

Durch die Bienenkönigin kommen Seelen in die Welt. Durch die Bienenkönigin gehen Seelen zurück in die verborgene Seelenwelt, die als Lebendiges in jedem Stäubchen des Materiellen anwesend ist.



*Kleine Goldplakette mit einem Mischwesen aus Frau und Biene, aus dem 7. Jh. vor Christus, gefunden auf Rhodos.*

Damit wir uns richtig verstehen. Wenn ich hier von Verborgenem schreibe, dann ist es nicht mehr verborgen. Ich tue dann so, wie wenn das Verborgene erscheinen könnte, in Gedanken, in der Schrift, in einem Buch. Das kann aber Verborgenes per se nicht. Deshalb sagte man früher, dass man sich vom Verborgenen kein Bild machen soll, und es nicht erlaubt sei den Namen des Verborgenen auszusprechen, um es als das zu respektieren, was es ist.

\*

## DER HERRGOTT VON AGUMS

*Von Georg Paulmichl*

Ein Hirte in früheren Zeiten schnitzte einst den Herrgott.

Er war gross und hatte eine hölzerne Gestalt.

Lang stand er in der Agumser Kirche und beschützte deren Schätze.

Viele pilgerten zum Herrgott, um dem Leben lange gewachsen zu sein.

Einst brannte die Agumser Kirche lichterloh.

Der ganze Turm war in Asche gelegt.

Von diesem Tag an wurde der Herrgott in die neue Kirche überführt.

Er fühlte sich sehr wohl neben den Gläubigen, man hat ihn nie klagen gehört.

Doch eines Tages machte es einen Knall, und der Herrgott plumpste in die Tiefe auf den Kirchenboden.

Ihm wurden dadurch sämtliche Knochen zerbrochen.

So stehen die Leute nun vor einem leeren Vorhang und wissen nicht mehr, wen sie anbeten sollen.



## DIE GÖTTIN DER MÜCKEN

Als ich in Landquart zum Wohnwagen komme, werde ich stutzig. Sitzen da tatsächlich alle Vögel des Waldes auf dem Rand des Wasserfasses? Ja. Andere sitzen auf dem Tisch, auf den Ästen ringsum, eine vielschwänzige Versammlung. Sieht aus wie ein Empfangskomitee. Aber niemand jubelt. Die Vögel schauen mit grossen Augen zu mir, ernst und ohne einen Pieps von sich zu geben. Irgend etwas muss geschehen sein. Ich trete näher, stelle meinen Rucksack auf einen Plastikstuhl, klaube den Schlüssel aus meiner Umhängetasche, stecke ihn ins Schloss. Doch, bevor ich die Türe aufschliesse, drehe ich mich um zu den Vögeln. Zwölf Dutzend kleine Augen schauen mich an.

Danielos:      Hallo, Vögel. Schön, dass ihr alle da seid.

Keine Antwort. Kein Federchen rührt sich.

Danielos:      Was ist denn los mit euch? Stimmt etwas nicht?

Keine Antwort. Die Meise schaut den Spatz an.

Meise: (zum Spatz) Sollen wir es ihm sagen?

Der Spatz schaut zu Boden, schüttelt den Kopf. Die Vögel glotzen mich weiter an.

Danielos: Was denn? Was wollt ihr mir sagen?

Meise: Setz dich hin!

Ich ziehe einen Stuhl zu mir und setze mich.

Danielos: Eigentlich wollte ich mich jetzt zuerst etwas ausruhen im Wohnwagen, meine Sachen wechseln und mich frisch machen nach der Reise. Ist es so dringend?

Alle Vögel: (unisono) Ja.

Danielos: Also dann sagt jetzt endlich, was los ist.

Eule: Letzte Nacht habe ich eine Mücke gesehen.

Danielos: Na und? Ich sehe fast jede Nacht Mücken.

Eule: Danielos. Hör jetzt auf rein zu quatschen. Hör einfach zu.

Danielos: Okay.

Eule: Letzte Nacht habe ich an der Prätigauerstrasse, stadtauswärts, nach dem Kreisel und nach dem LIDL, auf der linken Strassenseite eine Mücke gesehen. Vier Meter hoch ist sie! Aus Metall, mit dem Saugrüssel in das geteerte Plätzchen gesteckt, auf dem sie steht.

Danielos: Ja, das ist ein Kunstwerk, das seit längerem dort steht. Es ist aus Bronze. Eine Mücke aus Bronze.

Specht: Es ist kein Kunstwerk. Es ist der Gott der Mücken.

Eule: Er ist gekommen, um sich zu rächen.

Danielos: Zu rächen? Wofür?

Alle Vögel drehen sich zum Wasserfass und zu den anderen Wasserbecken mit den Eierschiffchen und den Mückenlarven. Einige zeigen mit den Flügeln vorwurfsvoll hin.

Eule: Du fütterst deine Goldfische mit Mücken.

Meise: Das kann nicht gut gehen.

Spatz: Wir haben es geahnt.

Meise: Jedes vernünftige Lebewesen würde sich wehren dagegen, dass man seine Freunde irgendwelchen Goldfischen verfüttert.

Eule: Und jetzt ist der Gott der Mücken gekommen, um zum rechten zu schauen.

Ein Grauschnäpper beginnt zu weinen.

Schnäpper: Wir werden alle sterben!

Danielos: Diese Figur wurde von einem Menschen gemacht, einem Künstler, der sich auf Bronzeskulpturen von Mücken spezialisiert hat. Er hat viel Erfolg an Kunstmesse damit. Er verkauft diese Skulpturen. Das Ding hat sicher 100'000 Franken gekostet.

Die Vögel schütteln ungläubig ihre Köpfe und die Haubenmeisen ihre Häubchen.

Eule: Du willst uns also weis machen, dass es unter den Menschen sogenannte Künstler gibt, die riesige Bronzeskulpturen von Mücken

herstellen? Und dass es erst noch andere Menschen gibt, die sowas kaufen und vor ihrem Haus oder Geschäft aufstellen? Ist es das, was du behaupten willst?

Danielos: Genau das, ja.

Eule: Und nun erkläre uns bitte ganz genau, warum diese Künstler das machen und warum es Käufer für sowas gibt.

Spätzchen: Ist der Künstler ein Neger? Ich meine, wegen der Malaria.

Rabe: Neger sagt man nicht. Es heisst Schwarzer, oder Afrikaner. Nicht Neger.

Spätzchen: Du sagt ja selber immer Neger.

Danielos: Hört auf damit, bitte. Ich kenne den Künstler nicht und ich kenne auch den Käufer der Bronzemücke nicht. Kunstwerke sind manchmal seltsam. Käufer von Kunstwerken ebenfalls. Mehr gibt es nicht zu sagen vorläufig. Alles kann Kunst sein. Die Freiheit der Kunst ist in der Schweizer Verfassung gewährleistet, Artikel 21, obwohl niemand definieren darf, was Kunst ist, weil sie ja gerade von Definitionen frei sein soll.

Man darf sich zwar fragen, wie die Freiheit von etwas garantiert sein kann, von dem niemand festlegen und definieren darf, was es ist und was nicht. Jedenfalls wissen es trotzdem alle Kunstkommissionen und Kulturförderer und Museen und Galeristen und Kunsthändler, wahrscheinlich, weil sie so göttlich weise und erleuchtet sind. Aber item. Nach Artikel 21 unserer Schweizer Verfassung kann auch die Bronzefigur einer Stechmücke ein Kunstwerk sein.

Specht: Es ist aber kein Kunstwerk. Es ist der Sitz des Gottes der Mücken. Das ist es. Den Schwachsinn mit der Kunst kannst du uns nicht auftischen. Kein Mensch ist doch so blöd, seine wertvolle und begrenzte Lebensenergie dafür zu verschwenden, um eine vier Meter hohe Bronzefigur einer hässlichen Mücke zu bauen.

Spatz: Und sie an der Strasse aufzustellen, damit jeder, der im Auto vorbeifährt, sie sehen kann.

Gimpel: Verhext wird.

Eule: Verflucht.

Spatz: Wie von den Mpungus in Kilueka.  
Meise: Oder vom Radarblitzkasten.  
Spatz: Als Warnung.  
Danielos: Warnung wovor?  
Meise: Dass die Mücken jetzt zurückschlagen.  
Specht: Du solltest aufhören, Danielos, deine Goldfische mit Mückenlarven zu füttern.  
Eule: Sofort. Bevor es noch schlimmer kommt.  
Danielos: Ich habe keine Angst vor dem Bronzegott der Mücken.  
Fink: Seht ihr, er gibt es zu!  
Meise: Es ist der Gott der Mücken!  
Gimpel: Wir sind verloren!  
Danielos: Göttin der Mücken, wenn schon. Die Figur hat einen Stechrüssel.  
Meise: Eine Göttin!  
Fink: Auch das noch!  
Schnäpper: Wir werden alle sterben!



Der Autor unter der bronzenen Mückenskulptur an der Prätigauerstrasse 32 in Landquart, Schweiz. Koordinaten für Pilger: 46.96836 9.57079

*Wer jetzt lacht, hat gesündigt.*

## GEORG PAULMICHL

Georg Paulmichl, von dem alle Zitate in diesem Buch stammen, wurde 1969 mit dem Down-Syndrom geboren. Er lebte bis zu seinem Tod im Jahre 2020 in einer abgelegenen Werkstatt für geistig Behinderte in Prad, in der süd-tiroler Bergwelt des Vinschgaus. Wie Johannes von Patmos, so hatte auch Georg von Prad einen Prochoros, einen Assistenten, der seine Eingebungen aufschrieb. Dietmar Raffener, der Betreuer von Paulmichl, hörte Georg in langen Sitzungen zu, wie er über Erlebnisse berichtete, über Themen von Schulanfang, Dorfpolizei, Essen, Reisen bis Unfall, Tod, Beerdigung und über alles, was ihm nahe ging. Auf einer klapprigen Schreibmaschine wurden Paulmichls Texte zu Papier gebracht. Die einfachen und klaren Sätze, brillieren mit Unkonventionalität. Sie sind angerichtet mit überrumpelnder Direktheit, die anständig und in sprachlichen Edelmut gekleidet daher schreiten. Es ist, als ob jemand Pfeile so gekonnt und frei neben das scheue Ziel schösse, dass er auf zauberhafte und unverkrampfte Weise dennoch ins Schwarze trifft. Den Verdacht der Unfreiwilligkeit des Humors erlöst ein weises Lachen aus der Tiefe.

*Verkürzte Landschaft, Haymon Verlag, 1990, ISBN: 3-85218-070-8*

*Ins Leben gestemmt, Haymon Verlag, 1994, ISBN: 3-85218-174-7*

## KAPITEL

Vorrede	8
Sisi, Kreta	28
Afrikatagebuch	56
Caritassonntag	246
Substanzdualismus	248
Titanic	258
Malia	268
Wem gehören wir?	274
1. September	282
Sonnenbad	284
Belanglosigkeit	294
Das Ablaufdatum 1	300
Palast von Malia	304
Das Ablaufdatum 2	316
Lasithi	320
Das Ablaufdatum 3	336
Windstille	340
In die Berge	356
Nach Patmos	360
Das Ablaufdatum 4	366
Gesunkener Schlepper	370

Mittwoch	374
Das Ablaufdatum 5	382
Regen	386
Das Ablaufdatum 6	388
Schiefes Meer	392
Das Ablaufdatum 7	398
Triptychon	402
Der Traum	404
Donnerstag	410
Das Ablaufdatum 8	412
Olivenbaum	416
Das Ablaufdatum 9	420
Nahtoderlebnisse der Kultur	424
Montag	438
Abreisetag	446
Der unbefleckte Tod	452
Der Herrgott von Agums	468
Die Göttin der Mücken	470
Georg Paulmichel	479
Kapitel	480



Weitere Bücher von Daniel Ambühl im Skyfood Verlag:

Blaue Früchte

Warme Füsse

Covidokratie, Liebe und Ziviler Widerstand

The Great Regret - Das Grosse Bedauern

Schiffswürmer

Venedig versenken

Wege des Esels

Die Heilige Insel - Band 1 - Das Letzte Bild

Die Heilige Insel - Band 2 - Schiefes Meer

Die Heilige Insel - Band 3 - Verbeulte Pilger - Teil 1

Die Heilige Insel - Band 3 - Verbeulte Pilger - Teil 2

Alle Illustrationen sind Handzeichnungen des Autors.

Urheberrecht bei Pro Litteris, 2023

Bestellungen: [www.skyfood.ch](http://www.skyfood.ch)

